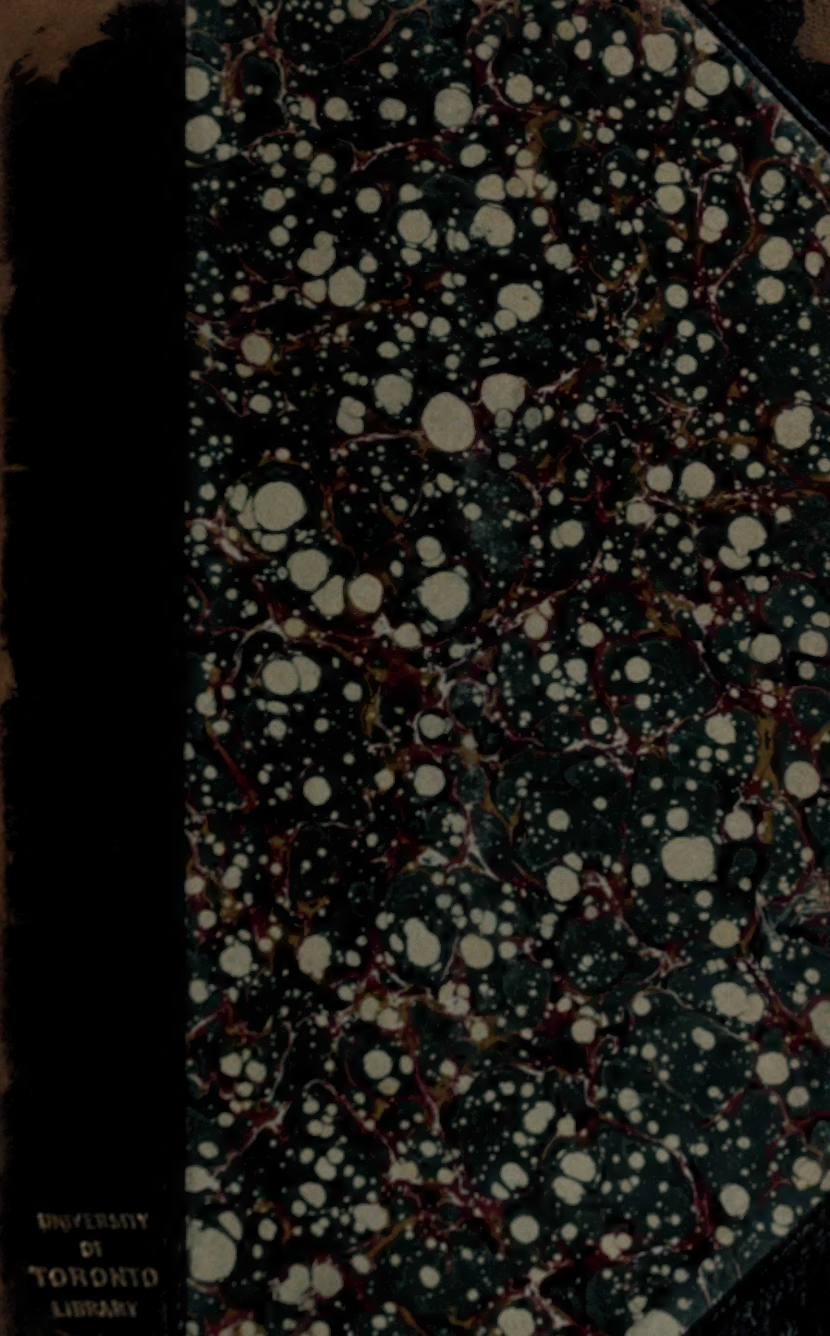

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY









Geschichten des Ostens.

Sechster Theil.

Von

Josef Marlin.

Pesth, 1850.
Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, bei Georg Wigand.

Jenseits der Wälder.

Siebenbürgische Erzählungen

von

Josef Marlin.

Erster Band.

Pesth, 1850.
Verlag von Gustav Heckenast.
Leipzig, bei Georg Wigand.



Vorwort.

Niemand wird mir die Zumuthung machen: mit einigen Erzählungen die Reihe der eigenthümlichen und in Deutschland fast gar nicht gekannten Bilder meiner Heimat zu erschöpfen. Ich mußte im Voraus auf alle Vollständigkeit verzichten, zufrieden damit, einige hervorstechende Züge aus dem Wesen siebenbürgischer Nationen zu liefern, wie sie eben der Beobachtung und der Fantasie aufgefallen. Ein Logiker könnte sich in der That ob so krasser Systemlosigkeit ärgern, aber ich möchte die Kunst nicht bei Kanabichs Lehrbuch oder gar bei unseres siebenbürgischen Benigni Geogrophie und Statistik in die Lehre schicken. Indeß muß ich dennoch sagen, daß ich bemüht war, wenigstens die drei Hauptstämme Siebenbürgens zu charakterisiren: den chevaleresken

ungarischen Adel, den sächsischen Bürger und den besitzlosen walachischen Nomaden und Räuber.

Der Zweck ist somit angedeutet, welchen dies Buch zu erfüllen hat. Diese Erzählungen sind nur im beschränkten Sinne historische, und ich weiß sehr gut, daß ihnen die Vollendung der Kunst abgeht. Möchten sie doch, dem bezeichneten Zwecke zu Folge, mindestens einigen Antheil an meiner dem deutschen Volke fast gänzlich fremden Heimat wecken, und ihr Scherflein dazu beitragen, das deutsche Mutterland an die vergessene Tochter in Siebenbürgen zu mahnen.

Meine Heimat aber, und insbesondre mein Sachsenland, empfange diese Schilderungen als freundlichen Gruß von einem fernen, aber immerdar treuen Sohne.

Pesth, 20. Februar 1848.

J. M.

I.

Das einsame Haus.

Erzählung

aus den Jahren 1661 und 1662.

In zwei Abtheilungen.

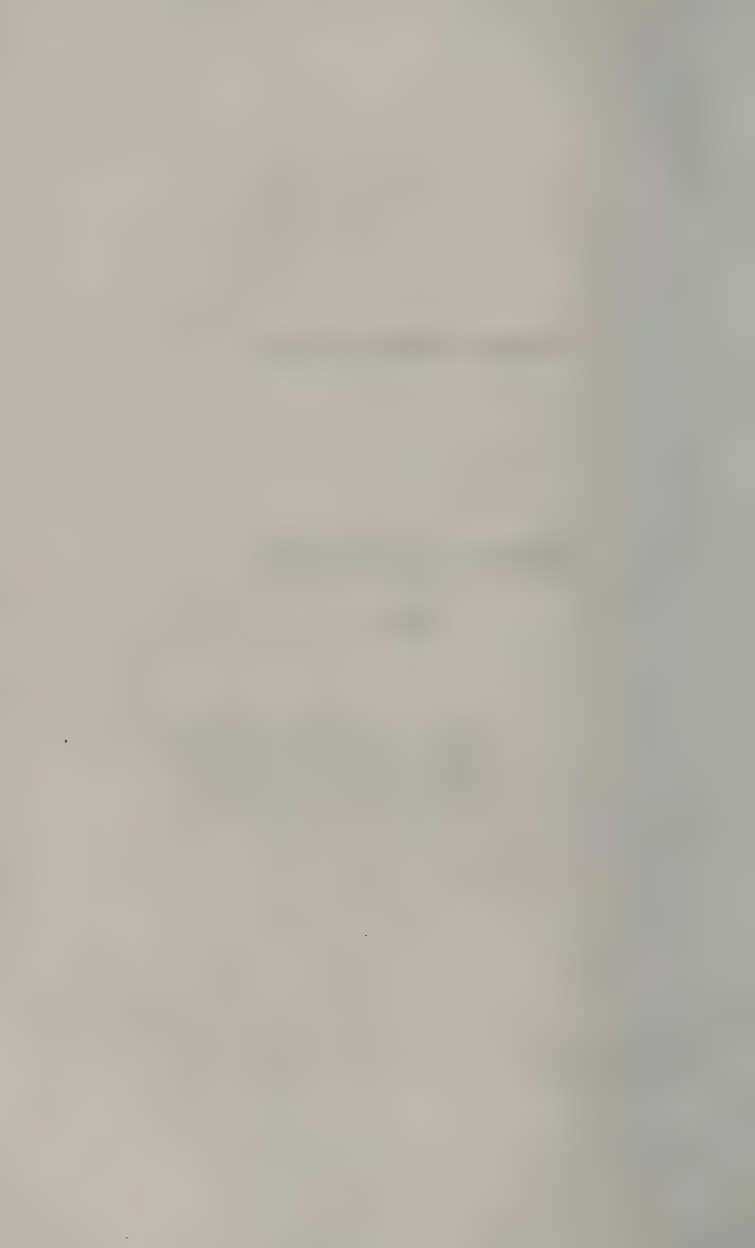


Erste Abtheilung.

Wald-Herberge.

1661.

> Wald, o Wald, wie hoch doch bist du!
> Schatz, o Schatz, wie weit doch bist du!
> Könnt' den Wald ich niederhauen,
> Könnt' mein Schätzchen wiederschauen!
>
> Ungarisches Volkslied.



Erstes Kapitel.

Die Türken sind dagewesen!

In jener bedeutenden Ebene, welche unter dem Namen des „Brodfeldes“ den Siebenbürgern wohlbekannt ist, befindet sich der Marktflecken Broos *), welcher zu den Besitzungen der Sachsen in Siebenbürgen gehört und der Hauptort jener Ebene ist.

Das Brodfeld ist ein flacher Landstrich von großer Ausdehnung, welcher von der Marosch durchschnitten wird.

Der Monat October des Jahres 1661 hat begonnen. Der Herbst hat die Bäume gefärbt, die Gräser gebleicht. Das Brodfeld ist von den Saaten längst entblößt, nur einzelne Felder mit hohem Mais bedecken hie und da die Ebene; sonst bietet sie einen sehr gleichförmigen Anblick, denn ihrer ganzen Breite nach enthält sie leere, einsame Stoppelfelder.

Anmerkung. Broos oder Szászváros, wie die ungarische Bevölkerung den Marktflecken nennt.

In der nächsten Umgebung von Broos ist die Szene noch trauriger, noch einsamer, noch öder. Die Gegend um den Flecken herum trägt offenbare Spuren absichtlicher Verheerung. Die Felder sind zertreten, die verdorrten, verwühlten Saaten liegen ungeerndtet auf der Erde, die Bäume sind niedergehauen, oder ihrer Aeste beraubt, die Zäune und Hütten stehen nicht mehr, sondern sind niedergebrannt.

Kein Mensch belebt diese traurige Szene.

Die Häuser von Broos tragen ebenfalls Spuren von Zerstörung an sich. Die Meisten sind bis auf den Grund niedergebrannt und zerstört, und wo dies bei steinernen Gebäuden nicht so leicht geschehen konnte, da stehn die geschwärzten und gesprungenen Mauern als traurige Denkmale der Zerstörung da.

Die Straßen sind von Trümmern und langen halb verkohlten Balken versperrt, Schutthaufen thürmen sich an vielen Punkten empor, zerbrochene Hausgeräthe sind, wie es scheint, aus den Fenstern geschleudert worden und liegen in Unordnung auf der Straße, und Fenster und Thüren, weit aufgerissen oder zerbrochen, schauen trübselig auf die Verwüstung herab.

Aber am entsetzlichsten anzusehen sind mehrere verstümmelte und schon schwärzliche, häufig von Hunden und Ratten abgenagte menschliche Leichname, die zwischen den Trümmern liegen. Sie sind theils einzeln zu sehen, theils liegen sie in dichten Gruppen über-

einander. An den letztern Punkten scheinen die Menge der Todten und die umherliegenden Waffen einen vorausgegangenen Kampf anzudeuten.

Uebrigens sind diese Leichen sämmtlich in Verwesung, oder bereits dürre Skelette. Dennoch laufen dünne, hungrige Hunde über den Trümmern und suchen nach eckelhafter Nahrung.

Die Stille, welche über diesem Bild der Zerstörung herrscht, ist grabähnlich und unheimlich.

Der Himmel ist von grauen, tief hängenden Wolken umzogen und unaufhörlich fällt ein feiner, aber dichter Regen herab, welcher an niedrigern Stellen der Straße dunkelfarbige Pfützen bildet.

Die Düsterheit des Himmels, die naßkalte Luft, der immerwährende Regen vermehren den traurigen Eindruck, welchen die öde Gegend und der verbrannte, mit Schutt und Leichen angefüllte Marktflecken macht.

Was ist Ursache der entsetzlichen Verheerung, die dieser Marktflecken und seine Umgebung kund gibt? Was ist Ursache des Brandes und des Mordes, dem das unglückliche Broos heimgefallen?

Das Geheimniß läßt sich mit wenigen Worten lösen:

Die Türken sind dagewesen!

Wenn die Pest ihren verheerenden Schritt in ein Land setzt, so würgt sie unerbittlich die Lebenden, aber sie läßt den Ueberbleibenden das Obdach der Hütten,

sie zerstört das Leben, aber nicht die Städte, sie füllt die Gräber, aber sie läßt die Saaten unberührt, damit die Verschonten Nahrung haben. —

Die Zerstörer aber von Broos haben Leben, Hütten, Saaten zerstört — aus Lust am Zerstören; sie haben ärger gehaust als die Pest, sie sind unbarmherziger als der Tod selbst gewesen — weil sie Sieger waren!

Lange, traurige Jahre werden vorübergehn, bis die gütige Hand der Natur die Zerstörung der Gefilde, bis die milde Zeit die Zerstörung der beraubten Herzen gut gemacht haben!

Und wenn du fragst, warum sie in dem Marktflecken kein Brod haben, warum sie weinen und verzweifeln, so tönt dir die Antwort entgegen:

Die Türken sind dagewesen! —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Man sieht endlich mehrere Menschen einen freien Platz des Marktfleckens betreten. Sie haben sich mühsam durch die zerstörten Gassen gewunden. Auf diesem Platze ist der Raum größer, sie bleiben stehen und werfen traurige Blicke auf ihre Umgebung.

Drei von diesen scheinen, wenn man ihr Aeußeres befragt, die Ausgezeichnetern des kleinen Haufens zu sein. Sie halten sich nah zusammen und sind in ein ernstes Gespräch vertieft. Alle drei tragen lange, mit

Fuchsfell benähte Röcke, ein Abzeichen wohlhabender Bürger, wohl gar von Herrn des Rathes.

Der Eine, seinem Aeußern nach ein kräftiger Mann an der äußersten Grenze des Mannesalters, zeichnet sich durch ein Angesicht aus, dessen Züge Gewohnheit des Ernstes und des Nachdenkens, aber auch unverändertes Wohlwollen verrathen. Das klare, blaue Auge dieses Mannes übersieht mit wehmüthigem Ausdruck die Zerstörung ringsumher, und zuweilen sinkt sein Haupt mit einem tief-trostlosen Ausdruck auf die Brust. Uebrigens ist er ohne Waffen, führt aber ein mächtiges Rohr in der Hand.

Das ist Georg Spiker, der geachtete Rathsherr von Broos.

Seine beiden Begleiter sind der Königsrichter von Broos und ein Rathsherr von Hermanstadt, der allein unter den Dreien mit einem ungrischen, krummen Säbel bewaffnet ist. —

„Tragt unsern tiefsten Dank," sprach Georg Spiker zu dem Hermanstädter, „den Brüdern von Hermanstadt und von den andern Städten. Ihre Unterstützung ist nicht nur Linderung unsrer Armuth und unsres leiblichen Elendes, sondern sie ist uns auch ein Herzenstrost in diesen betrübten Tagen, wo wir nur in Gott und der standhaften Liebe unsrer Brüder Stützen für unsere trostlose Lage haben."

„Seid versichert, Herr Spiker, und ihr, Herr Kö-

nigsrichter," sagte der Hermanstädter Rathsherr, „daß alle Städte bemüht sein werden, mit freiwilligen Gaben euern Schaden zu ersetzen. Auch die Bürger des unglückseligen Mühlbach, die gleich euch den Türken erlagen, empfangen fortwährend Unterstützung durch die Gemeinden des Sachsenlandes. Wollte Gott, unser neuer Fürst, der durchlauchtige Herr Michael Apafi, der mit den Türken Freundschaft hält, bewahrte uns künftighin vor solcher Zerstörung und so großem Elend!

„Das kann er leider nicht," versetzte Georg Spiker mit langsamem Kopfschütteln. „Wußte Ali Pascha nicht schon vordem, daß wir's mit ihm hielten, daß wir den Fürsten Johann Kemény nicht anerkannten? Und dennoch erlaubte er seinen Schaaren Broos und Mühlbach niederzubrennen und auszuplündern; denn ihm ist Freund und Feind gleich, wenn seine Räuber Beute verlangen.

Der Königsrichter von Broos stöhnte bei diesen Worten.

„Ihr wißt, Herr Spiker," sagte er dann, „daß Ali Pascha in meinem eigenen Hause sich aufhielt, und mir seinen Schutz zusicherte. Bald darauf hinterbrachten mir die Knechte, ein Trupp Tataren füttre die Pferde in meinen Scheuern. Bestürzt machte ich den Pascha auf diesen Wortbruch aufmerksam. „„Was thut's?"" lachte er, „„seid froh, daß sie nicht anzün-

den!"" Eine halbe Stunde darauf standen meine Scheuern in hellen Flammen!"

„Habt ihr gehört," sagte der Hermannstädter, „wie er eben jetzt bei den Szeklern brennt und mordet? Die Unseligen halten es mit Johann Kemény, und auf ihre unzugänglichen Berge vertrauend, beschickten sie den Landtag von Epesdorf*) nicht, wo der Pascha Herrn Apafi zum Fürsten wählen ließ, sondern rüsteten sich zur Vertheidigung ihrer Bergpässe. Da ließ Ali Pascha von allen Seiten die Tataren auf sie los; die sind durch Wälder und Klüfte eingedrungen und haben ein so grausam Morden und Brennen begonnen, daß Graf Petki, der Vertheidiger und Anführer der Szekler, selber verzweifelnd, allen Widerstand aufgab und auf heimlichen Wegen zum Kemény nach Ungarn entwich. Und nun hausen die freudigen Tataren grimmig in dem wehrlosen Lande, und thun aller Orten, die sie einnehmen, was sie den Mühlbächern und Brosern gethan haben."

Georg Seiler versetzte traurig:

„Und wenn nun Ali Pascha diese Raubschaaren endlich zurückführen wird, was erwartet uns da für neues Elend? Wenn der Strom dieser Räuber und Mörder nach Ungarn zurückfluthen wird, wird er da

---

Anmerkung. Jetzt Elisabethstadt in der Kokelburger Gespanschaft und hauptsächlich von Armeniern bewohnt.

nicht von Neuem auf unsere Städte stürzen und alles fortraffen, was wir seiner Verheerung entrissen?"

„Und" rief der Königsrichter, „wenn nun Johann Kemény, welchen der römische Kaiser unterstützt, mit den deutschen Reitern und seinen Haiducken herein kommt, um seine Rechte auf den Thron zu behaupten, was wird dann unser Schicksal sein, die wir seinem Gegner anhängen?"

„Ei," rief der Hermanstädter Rathsherr, „von dem heldenmüthigen edeln Ungarn habt ihr so wenig als von Apañ selbst zu befürchten. Freilich wird er die Türken mit seinen deutschen Kürassiren für ihr grausam Morden zu strafen wissen, aber noch nie ließ er eine Stadt plündern, es sei denn, daß ihre Bürger durch maßlose Hartnäckigkeit seinen Zorn gereizt hätten."

„Ich glaube, Herr Königsrichter," sagte Georg Spiker, indem er nachdenklich den Knopf seines Stockes an die Oberlippe brachte, „wir hätten von Johann Kemény freundschaftliche Gesinnungen zu erwarten, wir Brooser. Erinnert ihr euch noch — es mögen fünfzehn Jahre seitdem vergangen sein, — an die ärgerliche Geschichte, wo wir ein Mitglied unseres Rathes wegen grober Vergehn ausstoßen mußten? Ihr wißt, damals hielt sich Johann Kemény, fast ein Knabe noch, mit seinem Vater in Broos auf, und es war ihnen von uns so Liebes und Gutes erwiesen

worden, daß der junge Edelmann schwor, der Brooser Gastfreundschaft immerdar zu gedenken. Und so viel ich schon damals den Heldensinn des Jünglings erkannte, ist er der Mann nicht, einen Schwur zu brechen oder undankbar zu sein."

„Dafür bürg' ich!" rief der Hermanstädter Rathsherr. „Ich war um Johann Kemény, als er noch Oberfeldherr des Fürsten Barcsai war, und es gab Keinen, der ihn nicht den Muthigsten und Edelherzigsten des ganzen Adels genannt hätte."

„Es war ein trauriger Tag, Herr Spiker," nahm der Königsrichter das Wort, „als wir uns genöthigt sahen, einen Mann, dessen Muth und Klugheit die Zierde unseres Rathes war, so schmachvoll seines Amtes zu entsetzen. Ich war damals mit euch unter den jüngsten Rathsherrn und wir bedauerten alle, daß ein so wackerer Mann unserm Magistrat verloren ging."

Georg Spiker schien in tiefes Sinnen versunken zu sein. Um seine Mundwinkel aber spielte ein schmerzlicher Zug; es schien als drücke er, diesen zu verdrängen, seinen Stockknopf fest an die Lippen.

„Erinnert ihr euch," murmelte er mit leiser Stimme und niedergeschlagenen Blicken, „Johanna's, der Tochter des nun todten Laurenz?"

Des Königsrichters Antlitz wurde von einer Wolke überflogen.

„O, sehr gut," versetzte er langsam. „Sie war unschuldig in schrecklich Leid gekommen."

„Schrecklich!" wiederholte Spiker, dessen Züge unter der Herrschaft einer tiefen Empfindung arbeiteten; „schrecklich, Herr Königsrichter! Ja, aber meint ihr, ihr Loos werde zu dieser Stunde nicht noch schrecklicher, nicht noch entsetzlicher sein, als es ehemals gewesen?"

„Da sei Gott für!" sagte der Königsrichter; „laßt uns hoffen, daß sie in Gott e tschlummert ist, und nicht länger an der Seite des verbrecherischen Mannes weilt, der in irgend einem Winkel unsres Landes jetzt seine Freveltbaten ausüben mag.

Georg Spiker schauderte und stützte sich auf seinen Stock.

„Von wem sprecht ihr?" fragte der Hermanstädter Rathsherr erstaunt ob der offenbaren Rührung der beiden Männer. „Wer war diese Johanna?"

Georg Spiker blickte den Frager trübe an.

„Es war ein unglückseliges Weib!" erwiederte er dann — „es war die Gattin des ausgestoßenen, verbannten, verbrecherischen Rathsherrn. Als er ausgestoßen ward, lebte sie im ersten Jahre der Ehe mit ihm und war schwanger mit einem Sprossen ihrer heldenmäßigen Liebe — heldenmäßig — denn sie folgte dem Verbrecher in den Abgrund seiner Frevel

nach, ließ Eltern und Freunde dahinten, und zog mit dem Ehrlosen fort."

„Weh ihr!" sagte der Hermanstädter fast entsetzt.

„Und ihr liebtet sie?" sagte der Königsrichter gerührt, und drückte dem Jugendfreund die Hand. „Wie begreif' ich euern Schmerz!"

Die Blicke des Hermanstädters richteten sich mit Antheil auf den ernsten Mann an seiner Seite, dessen klares Auge von einer Thräne verschleiert war.

„Sie war die Spielgenossin meiner Kindheit," sagte Georg Spiker mit zitternder Stimme; „als Knabe schon war ich gewöhnt sie „Du" und „Mein" zu nennen. Aber sie mißkannte meine stillere Neigung, denn sie hatte ein stolzes, starkes Herz und wählte Jenen, der ihr gleichen Sinn zu haben schien. Friede sei mit ihrem Entschluße und Friede mit ihrer Seele! Ob sie noch dies Thal der Leiden durchwandelt, oder ob sie bereits ruht im fremden Grabe — Friede sei mit ihr! Mit mir ist Friede geworden — denn meine Katharine ist ein treues, mildes Weib!"

Der Rathsherr von Hermanstadt ergriff bei diesen Worten die Hand Spikers und schüttelte sie kräftig. Das nämliche that der Königsrichter, aber beide sagten nichts, denn sie wußten wohl, daß ein edler und tiefer Schmerz durch keine Worte geheilt werden kann. —

Als Georg Spiker von dem Marktplatze heim-

ging, wo er im Verein mit dem Königsrichter Anstalten getroffen, die Nothleidenden zu unterstützen, begegnete ihm unfern von seiner Wohnung ein junger Mann in ungarischer Husarentracht, welcher mit tönenden Schritten auf den alten Mann losging und im Dialekte der Sachsen ihm entgegenrief:

„Seid gegrüßt, Oheim Spiker. Wie befindet sich eure tugendsame Ehehälfte, die strenge Frau Katharina?"

„Philipp!" rief der alte Mann heiter, „woher des Weges, du wackrer, landstreicherischer Junge?"

„Nun, Oheim," sagte der junge Mann, indem er seine Hand derb in Spikers dargebotene schlug, „wenn ich je ein Landstreicher war, so bin ich's jetzt, wo ich einem wackern Manne nachtrabe, dem nichts weiter fehlt — als Ali Pascha's Tod und der Thron von Siebenbürgen!"

„Still!" sagte der alte Mann, „du bist hier unter Apafi's Anhängern. Ach Philipp, welch' trauriges Schicksal, daß du nicht auf der Seite des Fürsten stehst, welchen dein Volk zu seinem Fürsten gewählt hat!"

„Pah!" rief der junge Mann, „Schlafmützen und Tröpfe haben das Vaterland an den Türken verrathen und einen Mann auf den Thron gesetzt, gut zum Küchenmeister Johann Kemény's. Oheim, ich tauge blos zum Husaren, aber niemals unter Mi-

chael Apafi's Lakeien. Ihr kennt mich: Philipp Reibitz für den tapfern, hochherzigen Kemény! Das ist mein Feldgeschrei!"

Während der junge Mann so sprach, sprühte sein lebendiges Auge Feuer und seine schlanke, hohe Gestalt reckte sich keck und anmuthig empor. Diese Gestalt und die heitern Züge verkündeten große Jugend und inneres, kriegerisches Feuer. In der That zählte der junge Mann nicht viel über zwanzig Jahre, obwohl das schlaue Auge Erfahrungen späterer Jahre sprach. In Geberde und Rede waltete die ganze ungezwungene Anmuth und Keckheit des Kriegers, ja es gesellte sich dazu ein Anstrich von Zügellosigkeit, wie sie unter den wüsten Kriegsgesellen jener Zeit im Schwunge war.

„Neffe!" versetzte Georg Spiker auf Philipps letzte Worte, „ich rathe Dir, so lange du unter uns weilst, mit solchen Reden sparsam zu sein. Die Sachsen sind nicht gut zu sprechen auf Johann Kemény — denn was ist Ursache der Zerstörung von Broos und Mühlbach als Kemény's anmaßliche Besteigung des Thrones?"

„Anmaßlich?" rief der junge Husar. „Bei der Pest und allen Landplagen, wer lehrte euch solchen Unsinn? Ward Johann Kemény nicht von den versammelten adeligen Herrn zum Fürsten gewählt, und bestätigte ihn nicht der Kaiser? Verdammt seien die

kahlen Köpfe der Heiden, die Michael Apafi zum Fürsten machten! Sind unsre Fürsten nicht besser als die Hospodaren der Walachen, daß des Sultans Machtgebot sie ein- und absetzt nach Belieben? Wir haben den Fluch solchen Beginnens geseh'n, als Achaz Barcsai an die Stelle Georg Rákozi's gesetzt wurde! Wir seh'n es, wie euch die Hülfe der Türken bekam! Sie haben eure Städte verbrannt und eure Brüder in Sklaverei geführt! Aller Aussatz Egyptens auf die ungläubigen Schelme — einen ausgenommen, der mein Freund ist!"

Georg Spiker schüttelte das Haupt.

„Ich sehe," sagte er, „daß du dein lästerlich Fluchen noch immer nicht abgelegt hast. Was du sagst, schmeckt nach des Lagers wüsten Manieren. Laß uns davon abbrechen. Ich habe dich noch nicht gefragt, von wannen du kommst, und wohin dein abenteuerlicher Pfad geht?"

Der junge Mann blickte düster zur Erde.

„Oheim!" sagte er dann, „euch will ich's sagen, weil ihr, so zu sagen, mein zweiter Vater seid, und seit meine Eltern gestorben, mir mit Rath und That beigestanden habt. Ich war bei den Szeklern an Graf Petki's Seite, und sah die gräuliche Verwüstung des Landes durch die blutigen Tataren. Als alles verloren, entfloh Graf Petki und mit ihm die Wenigen, die dem Schwerte der Tataren entronnen. Ich aber

erhielt von der Hand des Fürsten insgeheim einen Befehl — — doch laßt es gut sein, Oheim. Wisset kurzum, daß ich Siebenbürgen verlasse und nach Ungarn hinaus an den Hof des vertriebenen Fürsten reise."

„Philipp, Philipp!" erwiederte der Alte. „Deine Verwegenheit und die gefahrvolle Sache deines Herrn, werden dich in große Gefahren bringen. Möge es euch wohlergeh'n, denn Johann Kemény verdient den Thron, aber weh' euch, daß ihr dies unschuldige Land in neuen Krieg und Jammer bringen wollt!"

„Thut nicht so kläglich, Oheim Sziker!" sagte der junge Mann. „Wir thun, was unseres Amtes ist und schützen und erobern dem hochherzigen Fürsten Kemény die Krone, die ihm von Rechtswegen gebührt. Was vollends meine eigene Gefahr dabei betrifft, so seid ohne Sorge. Ich lernte früh den Säbel führen, und wenn ich in meinem Geschäfte sterben sollte, so ist nicht Weib noch Kind, das mir nachweint. Nein, Gott sei Dank, ich bin wie der Vogel in der Luft, und habe mein Nest noch nicht gebaut! Ich kann trotzig auf meinen Säbel und mein gut Glück vertrauen, denn es ist eine gute Zeit für einen tapfern Mann!"

„Tritt ein, kühner Jüngling!" sagte Georg Sziker, indem er vor einem kleinen Hause stehen blieb. „So lange du in Broos verweilst, und immerdar in Leid oder Glück, steht Georg Szikers Haus dir offen."

„Versichert mich erst, guter Oheim," rief der junge Mann lachend, „daß Frau Katharina vor meinen Lagermanieren nicht erschrecke. Denn ihr wißt, damals als ich ob der kahlköpfigen Schelme und ihres unterthänigen Dieners, Michael Apafi, fluchte, prophezeite mir Frau Katharina eine baldige Heimfahrt zu den Freuden der Hölle. Und ist sie nicht andern Sinnes geworden, so mag sie billig vor so bösem Gaste erschrecken."

„Meine Frau heißt dich willkommen!" sagte der Rathsherr ernst, indem er die Hausthür öffnete und die wenigen in die Gemächer führenden Treppen hinanstieg. Philipp folgte, indem sein Schleppsäbel klappernd die Treppen berührte, und die Hausthüre schloß sich hinter dem würdigen Rathsherrn und seinem wilden Neffen Philipp Reibitz.

Zweites Kapitel

Was in der „fröhlichen Eule" vorging.

In einer tiefgelegenen Gasse von Broos, in der Gegend, wo heut zu Tage das evangelische Pfarrhaus des Marktfleckens steht, befand sich im Jahre 1661 ein altes, einstöckiges Haus, dessen geschwärzte, hie

und da gesprungene Mauern und regenzerfressenes Dach nur aus dem Grunde weniger auffielen, weil alle Häuser dieser öden Gasse dasselbe traurige und mürbe Ansehen hatten.

Es ließ sich nichts traurigeres, als diese Gasse denken.

Der Länge nach ward sie durchströmt, mit trägem schmutzigem Gewässer von einer Art offener Kloake und zu beiden Seiten desselben, also an der Häuserreihe, mußte der Fußgänger in zähem Sumpfe waten, den nicht einmal eine Julisonne aufzutrocknen im Stande war. Auf diese trübselige Gasse schauten graue, mit kleinen trüben Fenstern und Schindeldächern versehene Häuser, und drohten stündlich dem Vorübergehenden Gefahr des Todes mit ihren halb zerbrochenen Essen und ihren wankenden Giebeln, deren manche durch hohe Pfosten vor dem Umsturz verwahrt waren, manche aber, allmählich zerfallend, die feuchte Straße mit graurothem Schutte anfüllten.

Das erwähnte Haus stand zwischen zwei andern Gebäuden, deren Fronte aber weit hinausgeschoben war, so daß das Haus ein eigenthümliches Ansehen von Gedrücktheit erhielt, und, unberücksichtigt seine schwarzen Mauern, seine trüben Fenster und sein lockeres Dach schon durch seine unglückliche Lage keinen freundlichen Eindruck zu machen vermochte. Zum Ueberflusse befand sich noch vor dem Hause, also zwi-

schen den Seitenmauern der beiden Nachbarhäuser eine grüngelbe Pfütze, welche zu jeder Stunde von den Gänsen und Enten der Nachbarschaft wimmelte und, durch das Herumwatscheln der schmutzigen Thiere in Bewegung gebracht, fortwährend grünliche Wellen über ihre Ufer schüttete.

Wenn sich über diesem häßlichen, melancholischen Platz überdies ein schwerer, bleigrauer Herbsthimmel wölbte, so erhielt derselbe ein Aussehn, welches die Seele des Vorübergehenden bedrückte. Es war so einsam daselbst, so dumpf, so schmutzig, so ungesellig, so unwohnlich! —

Und doch war das geschilderte Haus ein Wohnsitz des Vergnügens, ein Haus, das dem Wein und der Liebe geweiht war, ein schmutziges, abscheuliches Haus, ein Haus der Flüche und Frevel, — aber, wie gesagt, es war — und zwar seiner Hauptbestimmung nach — ein Haus des Vergnügens.

Mit einem Worte, es war eine Kneipe, ein Wirthshaus; es war die „fröhliche Eule" ein Haus, welches wegen seiner trefflichen Eigenschaften weit und breit bei allen lustigen Leuten bekannt und berühmt war.

Es war an dem Tage, welcher dem Zwiesprach Philipps und seines Oheims folgte, als zwei Männer um die Nachmittagsstunden das einsame Gäßchen heraufwanderten. Es waren eigenthümliche Fi-

guren, diese Zwei — wie es schien, vertrauliche Genossen, aber scharfe Gegensätze schon im Aeußern.

Der Eine dick, untersetzt, ohne Waffen, mit kurzer Stirn, in welche das röthliche Haar wirr herabhing, mit dickem trotzigem Aug' und schweren groben Zügen; der Andere sehr hoch, fast dürr, mit keckem feurigem Antlitz, rollendem Auge und langem Schleppsäbel; der Erstere im besten Mannesalter, der Zweite kaum über die zwanzig; beide von der Sonne verbrannt; der Erstere durch Wind und Wetter schon verwittert, der Zweite, Jüngere, noch frisch, frei und elastisch in seinen Bewegungen. Sein Gesicht sprach an durch Muth und Leben, wozu sich viel Schlauheit und Verwegenheit gesellten, von welchen beiden Eigenschaften die erstere seinem ältern Begleiter durchaus zu mangeln schien, aber die zweite sprach sich in seinem Gesicht in einem Grade aus, der thierisch genannt werden konnte.

Der Leser hat wohl in dem Jüngern der beiden Männer Georg Spikers seltsamen Neffen erkannt. Er war es selbst mit seinem beweglichen Auge, mit seinen raschen Geberden, mit seinem kühnen heitern Gesichte.

Diese beiden Männer wanderten der „fröhlichen Eule" zu, wobei Philipp Reibitz eifrig bemüht war, die glänzende, hellpolirte Scheide seines Säbels emporzuhalten, damit er sie schütze vor dem zähen, schwärzlichen Moraste.

„Bei der Pest und allen Landplagen!“ rief er endlich aus, „ich wollte, ich wäre ein Heide, um nach Belieben fluchen zu dürfen. Welch' ein verwünschtes Nest!“

„Mit Gunst, Herr,“ sagte der Andre, indem er ein breites Grinsen auf sein Gesicht lockte; „ihr thut euch hierin keinen sonderlichen Zwang an. Ihr flucht deutsch, ungrisch, walachisch, polnisch, türkisch, als sei euch das zweite Gebot des Christenthums nicht eben geläufig.

„Hm!“ sagte Reibitz nachdenklich, „ich will dir nur gesteh'n, dicker Hopprich, daß ich noch nie eine Art Christenthum besaß. Als kleiner Knabe wurde ich wohl christlich erzogen, aber du weißt, daß ich als ein dreizehnjähriger Junge von den Türken mitgeschleppt wurde, und ein Dutzend Jahre mich unter ihnen befand. Unter der Zeit hörte ich mehr von Mohamed als von Jesus Christus, und daß mich die Heiden nicht zu einem Knecht des Korans gemacht haben, das dank' ich dem schnellen Pferde, welches mich aus ihren Zelten trug und der Hilfe des wackersten Jungen, der je einen Turban geschlungen. Das war damals, als der Chan der Noghai mit zweimalhunderttausend Reitern ins Land fiel — eine unheilvolle Zeit, dicker Hopprich, für unser Sachsenland! Darauf nahm ich unter Fürst Rákotzi Dienste. Der fragte mich wenig nach meinem Christenthum, denn

ihm war der Mordbrenner ein so guter Soldat, als der beste Christ, und die rohen Gesellen des Lagers wußten von dem Innern einer Flasche mehr zu erzählen als von dem Innern einer Kirche, und hatten ein größeres Gelüste nach schönen Dirnen als nach dem Leib des Herrn. Sengen und brennen ist ihr Katechismus und fluchen heißt bei ihnen beten. Verwünscht seien sie!"

Der dicke Hopprich lachte Beifall und Philipp fuhr fort:

„Darauf kam ich nach Hermanstadt, weil mich die Sehnsucht nach meinen Brüdern plagte. Da diente ich unter Achaz Barcsai, als Rákotzi ihn daselbst belagerte. Da wußtest du mich aufzugabeln, dicker Hopprich, alter Schuft, und seitdem halten wir eine Art Freundschaft unter einander, weil ich meine Lust an deinen Schurkereien habe, du verwünschter Höllenbrand!

„Nun, Herr Philipp," sagte sein widriger Begleiter mit einem neuen Grinsen, „ich denke, wir passen für einander!"

„Wie die Faust auf ein Auge!" rief Reibitz aus. „Oder meinst du, alter Nachtrabe, weil mich in deiner Nähe kein Schaudern faßt, ich sei ein so gewissenloser Kerl als du?"

„Jeder in seinem Fache!" versetzte der dicke Hopprich ausweichend — „Jeder in seinem Fache!"

„Nein, teremtette!“ rief der Jüngling halb erzürnt, „ich will nicht unter das Gelichter deines Gleichen gezählt werden. Bei dem alten Erzfeind, ich bin noch nie ein Schuft gewesen und wenn ich deine Schelmereien mit halber Lust anhöre, so bin ich dießwegen doch kein Bösewicht. Nein, Tausendsakerment!“

Der dicke Hopprich blieb stehen und blickte den Jüngling erstaunt an. Dieser aber in Eifer gekommen fuhr noch heftiger fort:

„Wenn ich unter Frommen lebte, so würde ich selbst fromm sein, aber tausend Donnerwetter — thut mir leid, daß ich fluchen muß, denn es zeugt von schlechter Sitte — also tausend Donnerwetter, sag' ich, böse Gesellschaft hat mich verdorben, von Grund aus verdorben, und ich tauge nicht mehr unter die Frommen!“

Der dicke Hopprich zuckte bei diesem Ausbruch leicht die Achseln, doch schien er es nicht für räthlich zu halten, die Sache weiter zu besprechen. Er benutzte den Augenblick, da sie vor dem traurig gelegenen Hause „zur fröhlichen Eule“ angekommen waren, um den Zwiesprach mittelst einer höflichen Einladung an den jungen Mann abzubrechen. Philipp folgte demnach dem vorausschreitenden Hopprich durch einen niedrigen Eingang in das Innere des Hauses, wo die Zwei, nachdem sie ein weites, ruinenhaftes Vorgemach durchschritten, auf einer kleinen krachenden Treppe in

das letzte Zimmer der „fröhlichen Eule“ gelangten, welches eben das Zimmer war, wo der Wirth der „fröhlichen Eule“ seinen Gästen aufwartete. Dieser Wirth aber war kein Geringerer, als Meister Hepprich selbst, welchen der Pöbel den „dicken Hepprich“ getauft hatte, obgleich er mehr untersetzt und muskulös als dick und fett schien.

Das erwähnte Zimmer war ein langes niedriges Gemach, welches trotz der trüben Beleuchtung — denn die Fenster waren klein und zum Theil mit Papier und Lumpen verklebt — doch ziemlich wohnlich aussah. Es war mit langen plumpen Eichentischen und rothangestrichenen Bänken reichlich versehn, und ein Verschlag an dem einen Ende desselben enthielt viele wohlgeordnete, irdene Krüge und größere Kannen von Zinn.

„Das Nest sieht inwendig besser aus, als von Außen!“ rief der junge Mann, indem er seinen Säbel abschnallte und sich bequem zurechtsetzte; „laß uns trinken, dicker Hepprich, es ist ein behaglicher Aufenthalt!“

„Ja,“ sagte Hepprich aus dem Verschlage herüber, wo er einige Gläser herauslangte, „und heimlich liegt der Platz, und alle die ernsthaften Herren vom Magistrate wissen nichts von den Geheimnissen der „fröhlichen Eule“.

Damit trat er heraus, stellte die Gläser auf dem

Tische zurecht und ließ sich gemächlich dem jungen Krieger gegenüber nieder. Dann stieß er mit der Hand auf den Tisch und rief: „Grete!"

Bei diesem Ruf erschien ein Frauenzimmer auf der Schwelle des Gemaches, wo es in demüthiger Stellung stehen blieb.

„Wein!" sagte Hopprich kurz, worauf das Mädchen flog, die Krüge zu füllen. Philipp Reibitz fuhr aber erstaunt auf, als er, bei näherer Besichtigung des Schenkmädchens, Züge von zarter und fast kindlicher Schönheit und ungewöhnlich edel geformte Glieder gewahrte. Was ihm am meisten auffiel, war das ganz morgenländisch geformte Angesicht der sogenannten Grete. Zwar war die feine Haut des Mädchens weiß und glänzend, aber Blick, Nase, Haar und die üppige den Südländerinnen eigene Körperfülle, die indeß dem schlanken und zarten Wuchs des Mädchens nichts benahm, waren von morgenländischem Gepräge.

Das Mädchen war in heitre, prächtige Farben gekleidet, aber trotzdem schien es dem Krieger, als trübe ein Schmerz diese dunkeln Augen und diese glänzende Stirne, als sei die Lage des schönen Kindes eine gedrückte, vielleicht eine schmachvolle. Zwar mußte die zarte Jugend des Kindes, und, was noch mehr, seine edeln, von schüchterner Jungfräulichkeit überhauchten Züge auch den Zweifelsüchtigsten überzeugen, daß das Mädchen noch eine unberührte, reine

Name sei, aber was drohte ihr das Schicksal nicht in der Schenkstube des übelberüchtigten Hepprich!

Reibitz heftete seine Augen lange mit neugierigem Antheil auf die reinen Züge des Mädchens, welches die Krüge auf den Tisch stellte. Dieses schien den Blick zu fühlen, denn es erröthete tief, dann aber wagte es seinen Blick wie fragend, jedoch nur für einen kurzen Moment empor zu heben. Philipp fühlte sich fast in Verwirrung gesetzt durch diesen Blick und fragte mit stockender Stimme: „Wie ist dein Name, mein Kind?“

„Fatima!“ hauchte das Mädchen, indem es die Arme über dem Busen mit einer Geberde voll natürlicher Anmuth kreuzte.

„Grete!“ brüllte Hepprich in jähem Zorne, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Krüge klirrten. Das Mädchen erbleichte, äußerte aber gehorsam, jedoch im Tone tiefen, kaum verhaltenen Schmerzes und mit fremdartigem Accent:

„Grete!“

„Scheere dich fort,“ schrie der dicke Hepprich, „und komm' mir nicht mehr mit dem heidnischen Namen!“

Das Mädchen neigte sich mit einem thränenschweren Blick und verschwand.

„Höre, Dicker,“ sagte Reibitz, indem er dem Mädchen nachstarrte, „du bist grob und ungeschlacht, wie ein verdammter Spahi. Wer ist das Kind?“

„Laßt euch die Dirne nichts kümmern, Herr Philipp," brummte Hopprich, indem er einschenkte. „Wir haben Besseres zu besprechen."

„Ich will kein Wort von deinen Schurkereien hören, bis du mir nicht gesagt hast, wer das Mädchen ist!"

„Nun," sagte unwirsch der Wirth, „wenn ihr denn darauf besteht, so mögt ihr wissen, daß ihr Vater ein verdammter Heide, ein Türk, ein Aga oder Pascha war, der in Hermanstadt, während der Belagerung — ihr wißt, es waren fünfhundert Janitscharen drinnen zur Unterstützung des Barcsai — das Zeitliche segnete und mir das Kind überließ. Hm! es geschah so eigentlich nicht förmlich, aber, teremtette! das ist gleichviel! Ich gab der kleinen Heidenbestie den christlichen Namen Grete, und gebrauche sie seitdem als eine Art Köder für meine Gäste, als einen Lockhahn der „fröhlichen Eule" — ihr versteht mich doch, Herr Philipp?"

„Der böse Feind soll mich holen, wenn ichs nicht thue!" sagte der Jüngling mit einem Schauer, den er nicht bemeistern konnte. „Aber zugleich seh' ich ein, daß ihr ein gewissenloser, abscheulicher Schurke seid, Meister Hopprich!"

Der Wirth „zur fröhlichen Eule" zuckte die Achseln und schlürfte gelassen seinen Wein.

Philipp fuhr in ernstem Tone fort:

„Doch soviel sag' ich dir, dicker Hepprich, von heut an darf die Dirne kein grobes Wort von dir hören — ich werde sie deßhalb befragen, hörst du? — Sonst will ich dir dein Hirn zusammenrütteln, alter Sünder!“

„Nun,“ sagte der dicke Hepprich begütigend, „ihr seid verwünscht heißblütig. Wer hätte gedacht, daß die kleine Grete es euch anthun würde! Seid nicht grimmig, geehrter Herr! Es soll geschehn nach euerm Wunsche, und ihr sollt Muße haben, das Mädchen zu befragen.“

„Ich werde sie befragen,“ versetzte Philipp wie oben, „und es wäre mir unlieb, Meister Hepprich, wenn ihr das Mädchen leiden ließet.“

Hepprich warf dem jungen Mann einen unverschämten Blick zu, den dieser aber nicht beantwortete, vielleicht, weil er seine Deutung nicht kannte, und dann sagte der Wirth „zur fröhlichen Eule“: „Herr Philipp, ihr werdet die kleine Dirne in einem so behaglichen Neste finden, als es sich mit meinen geringen Mitteln thun ließ. Ich weiß, ihr haltet mich ob meiner geheimen Handelsverbindung mit den Türken für reicher, als ich scheine, aber es ist euch bekannt, Herr, daß ich trotzdem sehr arm —“

„Laßt es gut sein, Meister Hepprich,“ unterbrach Philipp den Gesellen, „wir wollen die Sache ruhen lassen.“

„Nun seht, Herr Reibitz,“ fuhr der dicke Hopprich behaglich fort, „was die Kleine betrifft, so bin ich der Ansicht, tapfre und gescheidte Männer müssen das Glück muthig und zur rechten Zeit erfassen, wenn auch weiche Gewissen Manches dagegen einzuwenden hätten. Ich habe das Mädchen während der Unordnung der Belagerung zu mir genommen, denn, Herr, der alte Heide hatte einiges Gold hinterlassen, und ich hoffte meine Mühe würde nicht umsonst sein. — Schenkt ein, Herr Philipp, und trinkt! — Es ist gutes Gewächs! — Um wieder auf unsern Gegenstand zu kommen, so hielt ich euch immer für einen Mann, der mit dem Glück nicht viel Umstände macht, sondern zugreift, wo er eben kann, und wenn's nicht gleich geht, wohl mit dem Säbel nachhilft.“ —

„Ihr habt recht, Hopprich,“ rief der junge Mann, „ich war nie von Denen Einer, die über dem Blutstropfen eines Feindes Thränen vergießen, ich hab' mich rührig herumgetummelt in Schlacht und Krieg und gedenke mein Glück einst mit der Säbelspitze zu erzwingen.“

Des dicken Hopprichs Gesicht hatte einen zufriedenen Ausdruck bei diesen Worten:

„Schaut dies Land an!“ fuhr er fort. „Mächtige und zahlreiche Parteien hausen von einem Ende zum andern. Muth und Verwegenheit gelten als vollwichtige Münze. Dem Kühnen gehört Alles. Ein schlauer

Kopf und eine starke Hand sind die Bedingungen des Glückes geworden."

„Gut, dicker Herrich, aber wozu das Alles?"

Der dicke Herrich heftete einen forschenden Blick auf das Angesicht des jungen Mannes, und seine groben Züge trugen jetzt den Ausdruck ungewöhnlicher Schlauheit.

„Herr," sagte er ernst, „ihr besitzt Beides: einen schlauen Kopf und eine muthige Hand. Wollt ihr im Fürstendienste versauern und des Bettels einer Offizierstelle wegen euer Leben in tausend Schlachten wagen?"

„Wie du's darstellst, das will ich freilich nicht," rief der junge Mann erstaunt. „Bei meinem Schwert! Ich denke mich eine Stufe über mein angebornes Loos zu schwingen."

„Wohl!" sagte der dicke Herrich zufrieden. „Wir werden zur rechten Zeit noch darüber sprechen. Ich kann euch in Sachen von Nutzen sein, die euch Ruhm und Vortheil bringen werden. — Der Kühnheit ein Glas, Herr Philipp!"

„Von ganzem Herzen!" erwiederte Reibitz, „obgleich ich wenig begreife, wohin ihr mit euern Reden zielt, Meister Herrich!"

„Ihr gedenkt also nach Hatzea zu reisen?" sprach der dicke Herrich, indem er den Faden des Gespräches

gleichmüthig abschnitt, „und darf man erfahren, Herr, in welcher Absicht?"

„Ihr wißt, Meister Hopprich, daß ich Johann Kemény's Anhänger bin, und als solcher keine lange Sicherheit in dieser Gegend zu hoffen habe. Ich gedenke mich hinaus nach Ungarn zu machen, um den Fürsten zu unterstützen, wenn er ins Land kommt, den verlornen Thron zu erobern."

Philipp sprach hierin nicht die Wahrheit; es waren andere Beweggründe, die ihn nach Hatzeg führten, die aber geheim zu halten er vollwichtige Gründe hatte.

„Und ihr nehmt demnach euren Weg durch das Thal von Hatzeg?" fragte Hopprich von Neuem.

„So ist's."

Der dicke Hopprich schien über irgend etwas nachzusinnen. Dann hob er sein verwittertes Gesicht, schlürfte einen tiefen Zug des vor ihm stehenden Getränkes und sagte in langsamem Tone:

„Wenn ihr durch das Thal von Hatzeg reis't, so thut mir die Liebe, und sucht einen guten Freund daselbst auf, ihm einen Gruß vom alten Hopprich zu überbringen."

„Das will ich thun," versetzte Philipp. „Wo find' ich deinen Freund, und wie heißt sein Name?"

„Thut nichts zur Sache, edler Herr. Sein Name ist wie jedes ehrlichen Mannes Name. Was seinen

Wohnort betrifft, so gibt es innerhalb der Wälder des Retyesát — ihr wißt doch den Berg zu finden, Herr Philipp?"

„Ohne Sorge. Es ist nicht das erste Mal, daß ich das Thal von Hatzeg durchreise."

Der dicke Hepprich stand hier auf und heftete einen durchdringenden Blick auf den jungen Mann. Dann sagte er langsam:

„Und, Herr, laßt mich fragen, ob ihr auf euren Fahrten durch das Thal von Hatzeg nie das einsame Haus erwähnen hörtet?"

„Daß ich nicht wüßte," sagte der junge Mann offen.

Der dicke Hepprich setzte sich wieder und schenkte die Gläser voll.

„Nun," fuhr er fort, „innerhalb der Wälder des Retyesát steht ein abgelegenes Wirthshaus, das wird allenthalben das einsame Haus genannt. Dahin weist euch jeder ehrliche Mann von Hatzeg hinauf, obwohl böse Gerüchte über das Haus unter dem dummen Volke im Umlaufe sind. Alte Weiber Mährchen! In dem Hause wohnt mein Freund, ein kühner Mann, das gesteh' ich, aber was ist ein Mann ohne Kühnheit in unsern Zeiten?"

Philipp trank bedächtig sein Glas bis auf die Hefe aus.

„Dicker Hepprich" sagte er dann langsam, „ich

will verdammt sein, all' mein Lebtag rostige Schwerter zu putzen und hinter dem Ofen zu hocken, wenn dein Freund nicht ein so heilloser Schurke, als du selbst!"

„Ihr pflegt euch derb auszudrücken, Herr Philipp!" sagte Hopprich mit einem verlegenen Grinsen und leerte ebenfalls seinen Becher.

„Was soll mir die Freundschaft des Spitzbuben?" fuhr Philipp fort. „Ich bin der Schelmen-Bekanntschaften müde, seit ich deine Schurkereien hören und anseh'n mußte."

„Sprecht sanfter, Herr Philpp, mit einem alten Freunde. Kein Spitzbube, dieser mein Freund, aber ein kühner Mann, der die Welt kennt und sich auf seinen Vortheil versteht."

„Nun," sagte Philipp leichthin, „ich will das Nest aufsuchen, aber dafür und daß ich dich überhaupt mit meiner Freundschaft beehre, verdammter Kerl, mußt du mir hoch und heilig geloben, das Türkenmädchen nicht zu quälen."

Der dicke Hopprich zwinkerte seine dicken Augen zusammen und nickte dem jungen Manne schlau zu.

„Sorgt nicht, Herr Philipp!" rief der Alte. „Freut mich, daß euch die Grete nicht mißfällt. Das Heidenkind soll sich dafür bei euch selbst bedanken. Sucht uns morgen wieder auf, und schaut bei dem Mädchen nach. Es ist ein unschuldig Gemüth, obgleich in heidnischer Lehre erzogen."

Ehe Philipp antwortete, wurde an die Thüre geklopft und ein dritter Gast betrat das Trinkgemach der „fröhlichen Eule“.

Mittlerweile war es Abend geworden, und die Dämmerung stellte sich frühzeitig in dem niedrigen Gemache ein. Als der Ankömmling eintrat, stand Hepprich auf und holte eine große Oellampe hervor, deren Docht er mit einiger Mühe anzündete. Unterdessen ging der dritte Gast an Philipp schweigend vorüber und setzte sich in der Tiefe des Gemaches an die Ecke desselben Tisches, woran Philipp und der dicke Hepprich saßen. Philipp bemerkte an dem Fremden eine kräftige Gestalt, die in einen weiten dunkeln Mantel gehüllt war; das Gesicht des Unbekannten war jedoch nur theilweise sichtbar, da ein großer breiter Hut die Haupttheile desselben in Schatten stellte.

Hepprich pflanzte schweigend einen Krug Wein vor den Unbekannten, und setzte sich dann wieder auf seinen Sitz dem jungen Manne gegenüber.

Aber Philipp pflegte die Gelegenheit ein Gespräch zu führen nicht leicht zu versäumen und rief alsbald dem verhüllten Fremden zu:

„Glückliche Heimkehr, Herr, falls ihr auf der Reise seid, und einen lustigen Willkommen in dieser trefflichen Trinkstube!“

„Dank' euch!“ sagte der Fremde eintönig und stützte sich auf seinen Arm, bei welcher Bewe-

gung eine unsichtbare Waffe klirrend auf den Boden stieß.

Philipp horchte aufmerksam diesem Klange.

„Verdammt will ich sein!“ rief er, „aber ihr seid ein Krieger!“

„So ist's,“ versetzte der Fremde, ohne sich zu bewegen.

„Und ein verdammt trübseliger, muß ich sagen!“ rief Philipp, dem die unheimliche Erscheinung nicht behagte.

Hopprich winkte dem jungen Manne zu schweigen und stand auf, die Krüge noch einmal zu füllen.

„Laß ab!“ rief der junge Mann, indem er aufsprang und seinen Säbel umgürtete. „Eben bemerk' ich, daß es Abend geworden. Die tugendsame Frau Katharina wird einen Abendimbiß auftragen und es schickt sich nicht für mich auszubleiben, da ich ein Gast in ihrem Hause. Also nehm' ich Abschied, dicker Hopprich. Vergiß nicht, was du mir zugesagt.“

„Ihr sollt zufrieden sein, edler Herr!“ sagte der dicke Hopprich, indem er seinem Gaste zur Thür hinausleuchtete. Nach einigen Sekunden kam er zurück, stellte die Lampe auf den Tisch und näherte sich dem Fremden, welcher den Mantel abwarf und aufstand.

„Er muß der Unsrige werden!“ sagte der dicke Hopprich, und reichte dem Fremden die Hand hin.

„Schaff' Speise her!“ befahl der Fremde, indem

er im Gemache auf und abschritt. „Ich bleibe die Nacht über in der „fröhlichen Eule.“ — —

Drittes Kapitel.

Fatima.

Wir schildern nun den Erfolg der mitleidigen Empfindungen Philipps für die schöne und unglückliche Morgenländerin. —

— — — — —

In einem rückwärts befindlichen Gemache des trübseligen Hauses, dessen wir im vorigen Kapitel erwähnten, war Fatima's — denn der Name klingt doch süßer als Hepprichs „Grete“ — Wohngemach.

Dahin führen wir den Leser an einem Morgen der nächstfolgenden Tage nach dem Zwiesprach Hepprichs mit Philipp.

Das Gemach zeigt nichts von der Reizlosigkeit, welche die Schenkstube auszeichnet. Im Gegentheil, es scheint, als habe der dicke Hepprich den „Lockhahn der fröhlichen Eule“ mit einer gewissen Pracht umgeben wollen, vielleicht um das dem Verderben geweihte Geschöpf durch äußere Sinnenreize vor dem Grübeln über zukünftige Schmach abzuhalten.

Dies nicht sehr große und ebenfalls bedeutend niedrige Gemach bietet demnach einen reizenden Anblick.

Die kleinen Fenster sind hell, wohlgeputzt, und da dies Zimmer auf das Feld hinausgeht, so fallen freundliche Strahlen der immer noch schönen Herbstsonne herein.

Der Boden des Gemaches ist mit weichen Teppichen bedeckt, die damals bei dem häufigen Verkehr der Siebenbürger mit den Türken leicht von denselben zu erhandeln waren. Diese Teppiche sind zwar in grellen Farben verfertigt, aber von beträchtlicher Feinheit.

Die eine Seite des Gemachs nimmt ein breiter Divan ein, der sehr niedrig und mit mehreren Kissen bedeckt ist. Zu beiden Seiten sind Vorhänge von sanftrothem Stoffe angebracht, welche den Platz, den der Divan einnimmt, in eine der Abenddämmerung nicht unähnliche Dunkelheit hüllen.

Die Wände sind mit ziemlich plumpen Malereien geschmückt, welche nichts Geringeres darstellen als die ganze Passions-Geschichte des Heilandes.

Es war dies, nach des dicken Hopprichs Meinung, ein feiner Kniff „die kleine Heidenbestie" an das Christenthum zu gewöhnen, wobei übrigens durchaus keine fromme Absicht zum Grunde lag, denn Hopprich that dies nur um Fatima immer mehr ihrem Heimatlande zu entfremden, indem er wohl einsah, wie

schwer es halten würde, das Märchen zum Lockhahn der „fröhlichen Eule" umzuschaffen, so lange dasselbe nur von den lieblichen Gefilden Kleinasiens, von den Sclaven und dem Harem seines Vaters und von der Liebe seiner heidnischen Angehörigen träumte.

Demnach hatte er sich's ein Stück Geld kosten lassen, um mit jenen Malereien das Gemach der Heidin ausschmücken zu können, und was die Art orientalischen Luxus betraf, den er ihr gestattete, so that er dies weniger ihr, als seinen Gästen zu Gefallen, die das reizende Wesen wohl lieber in dem heitern Glanze des Orientes sahen, als inmitten der kahlen und nüchternen Einrichtung eines abendländischen Gemaches.

Daher kam es dann, daß das Gemach Fatima's in der erwähnten Weise ausgeziert war.

Der Divan oder die Ottomane im Hintergrunde des Zimmers war an dem erwähnten Morgen von der üppigen Gestalt Fatima's eingenommen, welche in einer Art Halbschlummer in den weichen Kissen vergraben lag.

Ihr Antlitz, größtentheils in den Kissen verborgen, war überdies von ihren langen schwarzen Haaren gänzlich umschattet, ihre Gestalt in türkische Kleidung gehüllt.

Zu den Füßen des Bettes saß eine alte Frau, welche mit großem Ungeschmack in schreiende Farben

gekleidet war, und, das runzelvolle Angesicht in den Händen bergend, schweigend vor sich hinstarrte.

Die Stille, welche diese beiden einzigen Bewohnerinnen des Gemaches beobachteten, dauerte ziemlich lange.

Endlich richtete sich das Mädchen mit halbem Leibe empor, fuhr einigemal träumerisch mit der Hand über die Augen und rief dann: „Iliana!"

Auf diesen Ruf schaute die Alte am Fuße des Bettes auf.

„Was wünschest du, Kokonizza?" fragte sie dumpf und in walachischer Sprache, indem sie sich des letztern Ausdruckes zur Bezeichnung des Verhältnisses zwischen sich und der Türken bediente. Kokonizza nennt nämlich der Walache die Herrin, und zwar die junge, noch mit Reizen geschmückte Herrin.

„Ich habe nachgedacht," sagte Fatima mit melodischer Stimme, während sie von Neuem in die Kissen der Ottomane zurücksank, „ich habe nachgedacht, warum mir Hopprich heute gestattet hat, die Kleidung meiner Heimat anzulegen, aber ich kann es nicht entdecken. Hilf du mir, Iliana."

„Es ist Thorheit, Kokonizza, darüber nachzudenken. Hopprich wollte dir was Liebes erweisen — das ist Alles."

„Nein, Iliana," sagte das Mädchen mißmuthig,

„das ist es nicht — Herrich mir Liebes erweisen! — Allah, welche Thorheit, dies zu sagen!“

„Was war das, Kokonizza?“ zankte die Alte. „Hast du schon wieder den heidnischen Namen genannt? Wenn ich das dem Herrich sage!“

Das Mädchen stieß einen tiefen Seufzer aus und schwieg. Die Alte that mürrisch desgleichen.

„Iliana,“ sagte Fatima wieder nach einer langen Pause, „ich habe wieder von ihm geträumt.“

„Von ihm?“ fragte die Alte. „Von wem?“

„Nun,“ versetzte das Mädchen, indem es sein Haupt tief in die Kissen drückte, „von dem Krieger.“

„Erzähle mirs, Kokonizza“ sagte die Alte freundlich, „damit ich's deute.“

„Ach,“ seufzte die Türkin, „mir träumte, ich sei unter den Palmen Natoli!“ —

„Natoli!“ brummte die Alte heftig. „Wie oft soll ich das noch hören!“

„Wenn du mich unterbrichst, Iliana,“ sagte das Mädchen sanft, „so kann ich dir meinen Traum nicht erzählen.“

Die Alte murmelte unverständlich, war aber zu neugierig, den Traum zu erfahren (wozu sie ihre guten Ursachen haben mochte) um länger Unwillen zu zeigen.

„Also,“ fuhr Fatima fort, „mir träumte, ich sei unter den Palmen Natolis und zwar in dem Garten

meines Vaters. Lächelnde Sclavinnen umgaben mich und boten mir süße Früchte oder fächelten mir Kühlung zu; manche sangen auch süße Lieder und manche tanzten auf dem grünen Rasen. Ich aber ruhte unter einer Laube und war so glücklich, daß ich wieder in die Heimat gekommen! — Da nahte sich ein Sclave meines Vaters und kündete mir an, der Sandschack habe meinem künftigen Bräutigam erlaubt, mich im Garten zu besuchen. Du kannst dir denken, wie ich erschrak! Mich wundert, wie mir so Seltsames träumen konnte, denn es ist wider alle Gebräuche unsrer Heimat, was ich dir so eben erzähle. Aber mein Sinn ist verwirrt durch die fremden Sitten des Abendlandes, und deßwegen — — also höre, was sich weiter begab. Meine Sclavinnen entflohen alle mit einem Schrei und bargen sich hinter blühenden Stauden; ich aber stand zitternd auf, um meinem künftigen Herrn zu Füßen zu sinken. Denn eben nahte er sich — —

„Nun?“ fragte die Alte, da das Mädchen stockte.

Fatima aber sprang plötzlich von ihrer Ottomane auf und schritt einigemal im Zimmer auf und ab, als lasse ihr die innere Aufregung keine Ruhe.

Dieser Moment enthüllte wie mit einem Zauberschlag alle Reize Fatima's, die bisher in den Kissen der Ottomane unsichtbar gewesen.

Sie war nach der Sitte ihrer Heimat gekleidet,

Sie trug Beinkleider von purpurrothem Stoffe, die mittelst goldner Ringe zierlich um die zartesten Knöchel von der Welt befestigt waren. Ihren Oberleib umschloß eine Art Jacke, die die ganze Zierlichkeit und Fülle ihres Wuchses ins Licht stellte, und vorne zum Theil offen, den gehobenen Busen der Orientalin nicht zurückdrängen konnte. Eben so frei waren auch Nacken und Schultern, die indessen durch die herabfallenden dunkeln Haare oft gänzlich verhüllt wurden. Diese Haare waren mit einem dünnen Stirnreif um das Haupt des Mädchens festgehalten, wurden aber von keinem Turban beschwert. Denkt man sich hiezu eine schwere Perlenkette, die um den glänzenden Hals der Orientalin herabhing, und breite, prächtige Armbänder, welche an der Wurzel der kleinen weißen Hände sich befanden, so hat man ein Bild der reizenden, fremdartigen Erscheinung, die mit gerötheten Wangen aufgesprungen war, wobei sie die Pantoffeln auf der Ottomanne vergessen hatte und daher mit nackten Füßchen auf den weichen Teppichen herumwandelte.

Das Antlitz der Orientalin so wie ihre ganze Gestalt stand jetzt unter dem Einfluß einer tiefen Aufregung. Ihre dunkeln, glänzenden Augen strahlten verdoppeltes Licht aus, ihr Mund war halb geöffnet und zitterte in einzelnen Momenten, ihre rosigen Nasenflügel öffneten sich unter tiefen Athemzügen. Ihre

Brust war in heftiger Bewegung, ihr Schritt war unregelmäßig und ihre Hände leidenschaftlich gefaltet.

„Nun, Kokonizza“, fragte die Alte, die diese äußeren Zeichen der Leidenschaft gleichgültig betrachtete, „wer war der Bräutigam? War er schön? groß? schlank? mit dunkelm Bart, kühnen Augen? aber dabei mild und freundlich?“

Die Orientalin schien tief nachzusinnen.

„Er war nicht wie die Söhne unsres Landes,“ sagte sie dann leise, „obgleich reich und prächtig nach der Sitte der Paschen gekleidet. Sein Auge war blau wie die Abendländer es zu haben pflegen, sein Bart heller als ihn die Osmanen tragen und seine Gestalt höher und kräftiger. Und sein Lächeln war so mild und freundlich, daß ich vor Wonne zitternd ihm eben zu Füßen sinken wollte, da fing er mich auf und drückte mich an seine Brust; denke dir, Iliana, das thut bei uns kein Bräutigam beim ersten Male!“

„Das ist ganz natürlich, daß du so träumst, Kokonizza. Wir Christen haben den Gebrauch unter uns, und da du unter uns lebst, so vergissest du allmählich die heidnischen Gebräuche eures Landes.“

Fatima seufzte wieder und fuhr dann fort:

„Ich wußte nicht, wie mir geschah, Iliana, so glücklich war ich noch nie gewesen! Und denke dir, als ich genauer in das Antlitz meines Bräutigams blickte, erkannte ich —“

„Wen denn?“ fragte die Alte.

„Den Krieger!“ versetzte das Mädchen beschämt und sank wieder in die Kissen der Ottomane.

Die Alte lächelte bei dieser Antwort vor sich hin und war im Begriff etwas zu erwidern, als ein leises Klopfen an der Thüre vernommen wurde. Auf dies Geräusch erhob sich die Alte und flüsterte dem Mädchen zu:

„Nun, sei lustig, Kokonizza! der dicke Hopprich hat Jemandem erlaubt, dich zu besuchen, und dieser Jemand steht schon draußen vor der Thüre. Ich gehe fort, Kokonizza, sei klug und erzähle dem fremden Mann nicht immer fort von euren heidnischen Sitten —“

„Ein Mann?“ fuhr Fatima empor.

„Hörst du? er klopft schon wieder! Kokonizza — es ist ein Krieger!“

Damit öffnete die Alte die Thüre und schlürfte hinaus, worauf alsbald mit festem Schritt ein Mann hereintrat, welcher kein Anderer war, als unser Bekannter — Philipp Reibitz.

Wir haben bereits das Mitleid angedeutet, welches Philipp für die Orientalin empfand. Es hieße an den bessern Empfindungen des jungen Mannes zweifeln, wenn man annehmen wollte, sein Mitleid für Fatima würde sich begnügen dem dicken Hopprich einige Vorwürfe zu machen. Philipp, trotz seinem

Leichtsinn und seiner Gewohnheit das Böse fast täglich zu sehen, war entschlossen für Fatima kräftig zu handeln, obgleich ihm das Wie? große Schwierigkeiten verursachte. Denn was war er für ein zartes Mädchen zu thun im Stande, er, der von den Zufällen des Krieges abhing und außer seinem Säbel keinen Grashalm im ganzen siebenbürgischen Lande sein eigen nennen durfte? Demnach beschäftigte ihn weniger der Gedanke, Fatima den Klauen Hopprichs zu entreißen, als die Absicht, durch seinen Einfluß auf den Dicken das Loos des Mädchens zu mildern, und alle schurkischen Plane des Räubers auf eine spätere Zeit zu verschieben, wo Philipp eher hoffte, das Mädchen zu retten.

Daß ihm Hopprich gestattete, Fatimen einen Besuch abzustatten, dafür wußte er dem alten Sünder Dank, obgleich er im entgegengesetzten Falle diese Erlaubniß mit Gewalt erzwungen hätte. Um aber Fatima's Schicksal lindern zu dürfen, erkannte er klar, daß ein gutes Einverständniß mit ihrem Herrn vor Allem nothwendig sei.

Unter all' diesen Besorgnissen trat der Krieger bei Fatima ein. Er war mit seinem gewöhnlichen kecken Wesen eingetreten, aber er fühlte sich seltsam verlegen, als die bezaubernde Gestalt der Orientalin von ihrem Lager aufsprang und stockenden Schrittes, voll Verwirrung, sich ihm näherte.

Fatima wagte nicht die Augen aufzuschlagen. Ihr Busen war heftiger als je bewegt. Der Moment schien ihr Aehnlichkeit mit dem Traume zu haben, welchen sie Ilianen erzählt hatte. Dies mehrte ihre Verwirrung.

„O Herr“ flüsterte sie endlich, da Philipp noch immer schwieg und ganz verblüfft die fremdartige Erscheinung des Mädchens anstarrte — und bei diesem Worte wollte sie zu seinen Füßen niedersinken. Aber Philipp bemerkte zeitig genug diese Bewegung und bestürzter als zuvor fing er die schlanke Gestalt der Orientalin in seinen Armen auf.

„Was thut ihr?“ fragte er verwirrt.

Aber Fatimen drängte sich in diesem Augenblicke von Neuem der Gedanke an ihren Traum auf. Es schien ihr, als sei er zur Wirklichkeit geworden, sie fühlte das Entzücken jenes Traumes verdoppelt und willenlos, von mächtigen Empfindungen durchschauert, sank sie mit geneigtem Haupte an die Brust des jungen Mannes.

Wenn etwas in der Welt den kecken, jungen Sachsen verwirren konnte, so war es ein Moment wie der jetzige. Um kurz zu sein, müssen wir erklären, daß er in jeder Art Geschäft mit Weibern und so auch in Abenteuern gleich dem vorliegenden gänzlich Neuling war.

Er mußte sich gestehn — und zwar ohne einen

Lieblingsfluch — daß das Mädchen, welches so eben stumm in seinen Armen hing, das schönste war, welches er je gesehen, und daß es ihm eben keine Beschwer mache, die zarte Gestalt an seiner Brust liegen zu haben. Ja, er empfand ein schauerndes Vergnügen bei dieser Berührung, aber wie in aller Welt sollte er sich aus der Sache ziehen, im Falle es der Dame belieben mochte, ein paar Viertelstunden so stumm an seiner Brust zu liegen?

Wir wissen nicht, ob Philipp seine immer mehr steigende Verlegenheit nicht mit einem Fluch — denn dies war nun einmal ein nothwendiger Bestandtheil seines Wesens — würde beendet haben, wenn nicht Fatima sich allmählig erholend, selbst zurückgetreten wäre und mit einem: „O Herr, vergib!“ ihm von Neuem zu Füßen hätte sinken wollen.

„Thut mir die Liebe,“ rief der junge Mann erschrocken ob der neuen Gefahr, „und laßt das. Es ist nicht Sitte unsres Abendlandes — obgleich ich euch vollkommen entschuldige, da ihr, glaub' ich, noch jenseits des schwarzen Meeres geboren seid.“ —

„Ja, Herr,“ erwiderte das Mädchen demüthig und kreuzte die schönen Arme über dem Busen.

Philipp erreichte nun rasch wieder seine verlorne Fassung.

„Wie ich sehe“ sagte er mit einem zufriedenen Blicke auf die hübsche und heitere Einrichtung des

Gemaches, „so ist Meister Hopprich besorgt euch mit freundlichen Dingen zu umgeben. Auf Kriegerwort! das Gemach sieht allerliebst aus."

Fatima schwieg noch immer, und der Krieger hörte ihren Seufzer nicht.

„Ich hoffe," fuhr er fort, „Meister Hopprich läßt es euch an nichts fehlen, mein Kind, was euch in unserm Lande erfreuen könnte. Wie? oder wäre dem nicht also? Dann laßt mich eure Klagen nur hören und verdammt will ich sein, wenn ich den alten Sünder —"

„Allah!" rief die Türkin mit ängstlicher Geberde, ich habe mich ja nicht beklagt! O Herr, ihr seht ja, daß er mich die Kleidung meiner Heimat tragen läßt, und mein Gemach ungefähr so hat schmücken lassen, als ich's wünschte —"

Die Türkin stockte hier. Philipp fand sich veranlaßt einen neuen Blick über das Gemach streifen zu lassen.

„Ah!" rief er überrascht, „was sollen diese Bilder an den Wänden? Es ist, dünkt mich, die Leidensgeschichte unsres Heilandes abkonterfeit?"

„O Herr," sagte Fatima und senkte tief ihr Haupt um ihre Thränen zu verbergen.

„Nun?" fragte Philipp, „die Bilder mißfallen euch wohl, mein Kind, weil sie euren Vorstellungen von solchen Dingen zuwider sind?"

„O Herr!“ versetzte die Türkin, „mein Herz ist in den Gefilden meiner Heimat, in den Moscheen der Gläubigen, und man hat mich gelehrt, anzubeten, wie meine Väter es gethan. Was soll ich mit den rothen und blauen Bildern hier? Ich weiß sie nicht zu deuten, und ihre farbigen Gesichter machen mich nur lachen. Iliana lehrt mich, ich solle vor Jenem niederknien, der eine Dornenkrone trägt, und hat mir erzählt, wie ihn böse Menschen gepeinigt und getödtet haben. O Herr, ich habe über seinen Leiden geweint, aber was soll ich das Bild dessen anbeten, der kein Diener des Propheten war und den Allah so martervoll sterben ließ, da er hingegen den Propheten auf feurigen Flügeln der Engel zu sich in den Himmel nahm? O Herr, mein Vater, der Sandschak von Natoli lehrte mich die Namen aller heiligen Männer von Ispahan bis Istambul, und er nannte mir auch den Namen des Gekreuzigten. Aber warum soll ich den unglücklichen Mann anbeten, welchen die Gnade Allahs so sichtbarlich verlassen hat? Wäre er heilig, würde mich mein Vater nicht gelehrt haben, ihn anzubeten?“

Philipp hörte erstaunt die seltsamen Vorstellungen der Orientalin an, und es überkam ihn plötzlich ein heißer Bekehrungseifer. Zwar machte, er nach des dicken Hopprichs Ausdruck, mit der Religion nicht viel Federlesens, denn eiu unruhiges, gefahrvolles Leben hatte dieses Gefühl seines sonst gesunden Herzens

nicht zur Inbrunst eines wahren Glaubens aufkeimen lassen, aber er hatte von den damaligen strengen Lehrbegriffen der Protestanten dennoch manche eingesogen, und fand es daher sündhaft und gotteslästerlich, wenn er den Glauben seiner Väter antasten hörte. Dazu kam, daß die Vorstellungen der Türkin so himmelschreiend falsch und Unwissenheit verrathend waren, daß nur ein Heide sie hätte ertragen können. Philipp ging daher halb erzürnt, halb mitleidig, jedenfalls aber mit frischem Eifer an das Bekehrungswerk.

„Mein Kind," sagte er so sanft als möglich, „ihr habt da seltsame Begriffe von dem Glauben der Christen und ihr werdet zulassen, daß ich euch hierin in Kürze aufkläre. Wißt also vor allen Dingen, daß dieser gekreuzigte Mann der Sohn Gottes und sein alleiniger Prophet ist, der in die Welt gesandt wurde, um aller Orten den wahren, einzig und allein echten Glauben zu verkünden."

Die Türkin sah sehr erstaunt aus.

„O Herr," sagte sie schüchtern, „es steht geschrieben: „„Allah ist groß und nur Mohamed sein Prophet!""

„Das ist eine von euren Irrlehren," versetzte der junge Mann etwas ärgerlich, „und ich muß euch sagen, daß ihr überhaupt manches lächerliche und thörichte Gesetz in eurem Glauben habt."

„O Herr,“ sagte Fatima mit zuversichtlichem Blicke, „es steht geschrieben, wir sollen Allah fürchten und lieben, und unser ganzes Leben in seine Hand geben.“

Dieser Satz brachte den jungen Bekehrer etwas außer Fassung.

„Das ist ein schöner und richtiger Spruch,“ bemerkte er, „und ich will nicht gesagt haben, eure ganze Religion sei eitel Blendwerk und Trug. Aber sie wimmelt von Thorheiten und Lügen.“

„O Herr,“ rief die Türkin sanft, „unsre heiligen Derwische sagen das Nämliche von dem Glauben der Christen.“

„Wenn das ist,“ sagte der junge Mann etwas ungeduldig, „so haben wohl beide Partheien Recht, und ich sehe, daß der Irrthum an des Menschen Geist gebunden ist, ob er Gott oder Allah anbetet.“

„Bist du erzürnt, Herr?“ sagte das Mädchen nach einer Weile in der demüthig=anmuthigen Weise seines Geschlechtes.

„Was sagt ihr?“ rief Philipp. „Ich erzürnt? Mein armes Kind, ich bin sehr zufrieden, daß euch Hopprich so milde behandelt.“

„Milde, Herr?“ versetzte Fatima. „Wisse, seit er mich von der Leiche meines Vaters raubte, ist dies der erste Tag, wo ich die Kleidung meiner Heimat tragen darf, und in der Schenke nicht aufwarten muß.“

„Armes Kind!“ rief Philipp außer Fassung gebracht, „so böse behandelt euch der alte Schelm? Aber beruhigt euch, von diesem Tage an werdet ihr in seiner Schenke nicht mehr aufwarten, und ich will allen meinen Einfluß auf den Dicken aufbieten, daß er euch die Freiheit gebe —“

„O nein, Herr!“ rief das Mädchen. „Was machte ich mit meiner Freiheit in diesem fremden Lande? Wäre mein Schicksal nicht neue Gefangenschaft? Oder wer würde mich heimleiten unter die Palmen Natoli's? Ach, Fatima ist allein und unglücklich!“

Philipp Reibitz fühlte seinen kecken und rauhen Sinn bei diesen herzbrecherischen Worten einigermassen schmelzen, und dann betrachtete er das schöne, weinende Kind mit großer Unruhe, ob sein Schmerz ihm nicht allzu große Qual verursache.

„Weint nicht, Fatima,“ sagte der mitleidige junge Mann und trat unwillkührlich einen Schritt näher. „Denn seht, wiewohl ich jetzt den Fahnen folgen muß, denen ich geschworen, so will ich doch, sobald Fürst Kemeny wieder auf den Thron gelangt ist, mein Pferd zu euren Diensten zäumen und euch nach Istambul führen. Darauf könnt ihr euch verlassen!“

„O Herr!“ rief die Orientalin stürmisch, „Allah segne dich für das Mitleid, welches du mit Fatima hast. Aber Allah bewahre mich, daß ich diesen Antrag annehme, der dich so großer Gefahr aussetzen

würde. Fatima will nicht nach Hause gehn, denn ihr Vater ist gestorben und ihr Bruder ist im Kriege. Fatima bleibt hier in dem fremden Lande — wenn du, o Herr, sie schützen willst!"

Die Orientalin faltete ihre zarten Hände und blickte dem jungen Mann mit schüchternem Ausdrucke in die Augen.

„Bei meinem Schwerte!" rief dieser. „Ihr könnt euch darauf verlassen. Hopprich hat mir hoch und heilig gelobt, euch sanft und milde zu behandeln, bis ich zurückkehre. —"

„Wirst du mich dann aus diesem Hause in dein eigenes führen, o Herr?" fragte die Orientalin mit dem naiven Ausdruck einer demüthigen Sklavin.

„In mein Haus, Fatima?" rief der junge Mann überrascht und beunruhigt. „Besinnt euch, ich bin ein Krieger, und mein Eigenthum ist mein Säbel allein."

Aber die Orientalin fuhr lächelnd fort:

„Iliana hat mir gesagt, Herr, du wärest einer der Pascha's des vertriebenen Fürsten. Wenn ihr aber gesiegt habt, dann werden dir deine Unterthanen ein schönes Haus bauen, und dann wirst du Sklavinnen brauchen, und Diener, und prächtige Teppiche. Dann wirst du Fatima aus diesem bösen Hause führen und Fatima wird dem großen und tapfern Pascha dienen — und der Pascha —"

Fatima's Züge trugen den Ausdruck stillen in=

nern Glückes, als sie in diesen reizenden Träumereien stockte. Sie schlug die Augen nieder und lächelte still vor sich hin.

„Nun und der Pascha?“ fragte Philipp, der selbst lächelnd und von der naiven Anmuth des Mädchens gefangen dastand.

„Der Pascha —“ fuhr die Orientalin leise aber mit entzücktem Ausdruck fort „— der Pascha — wird die arme Fatima lieben!“

Philipp hörte dies Geständniß mit etwas verwirrten Sinnen an.

„Verlaßt euch auf mich,“ sagte er dann hastig, indem er seinen Säbel fester umgürtete. Ich werde dich retten, liebes süßes Mädchen. Es wäre eine Schande für einen ehrlichen Mann, dich einem ungewissen, unglücklichen Schicksal zu überlassen. — Ich werde mit Hepprich sprechen. Und wenn wir gesiegt haben — euer Vertrauen soll sich belohnen — Ja, wenn ich einst ein eigenes Haus besitze, bei Gott und meiner Ehre, ich will dich hinein führen, du süßes Kind!“

Entzückt sank Fatima ihm zu Füßen, aber Philipp, wahrscheinlich etwas angestrengt durch seine letzten Worte, wandte sich um, doch nicht ohne einen Blick des Abschiedes auf die Orientalin geworfen zu haben, und zog mit tönenden Schritten ab, deren Eile er nicht früher mäßigte, als bis er bemerkte, daß er

Broos weit hinter sich gelassen, und einem Thoren gleich auf dem einsamen Felde einherschreite. Etwas erstaunt drehte er sich um, und indem er dem Marktflecken wieder zuwandelte, konnte er nicht umhin, sich das schmeichelhafte Geständniß zu machen, daß er in der eben stattgefundenen Unterredung mit der Orientalin sich des Fluchens in sehr preiswürdiger Weise enthalten habe. —

Viertes Kapitel

Das Thal von Hatzeg.

Schönes Hatzegthal! lieblicher Garten des siebenbürgischen Landes! reiche, paradiesische Gegend! Eine freundliche Sonne reift den Anbau deiner Gefilde, zahllose Dörfer beleben die Fläche oder lehnen sich traulich ringsum an die Berge, erquickende Bäche, unter ihnen die wilde Strell, eilen zwischen ihnen hindurch, herrliche Obstbäume nährt der fruchtbare Boden, und weit und breit ist Anmuth und ländliche Ruhe.

Schönes, liebliches Hatzegthal!

Mächtige Gebirge im Süden und Westen umrahmen das schöne Bild, und zwei wichtige Pässe verbin-

den das Thal mit seinen Nachbarländern, der Walachei und dem ungarischen Banat. Schon frühe war daher das so wichtig gelegene Thal den Raubzügen der Eindringlinge ausgesetzt, aber immer wieder ersetzte ein neuer Lenz die von rauher Kriegesband verletzten Reize. Und welche Erinnerungen bewahrt dies schöne friedliche Thal!

Durch den eisernen Thorpaß drangen schon Trajans Legionen in das Thal herein, und jetzt noch zieren es die Ruinen der alten Sarmiz, der stolzen Ulpia Trajana!

In diesem Thale schlugen die türkischen Heerführer gegen die Siebenbürger manche blutige Schlacht, dies Thal sah so manchen Pascha, so manchen Tatarenhaufen auf blutigen und flammenden Pfaden in das Innere des Landes ziehen!

Und doch sind keine seiner Reize verwelkt! frisch und blühend wie vor Alters sonnt es sich noch immer an den Strahlen einer südlichen Sonne und durch so viele Jahrhunderte ist es noch immer geblieben — das schöne liebliche Hatzegthal! —

— — — — — —

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts befand sich in den Bergen um den Retyeiat — um jenen stumpfen Riesen der südlichen Berge Siebenbürgens — ein einsames, verrufenes Haus, welches unweit des eisernen Thorpasses gelegen war, dem Ver-

nehmen nach aber häufiger von verwegenen Straßenrittern und Strolchen als von ehrlichen Reisenden besucht wurde.

Es war ein von Alters her berüchtigtes Haus von großem Umfange und inmitten der Wälder gelegen. Seltene Reisende wußten viel zu erzählen von dem alterthümlichen Aussehn des Gebäudes, von dem weiten öden Hofe, den verfallenen Schopfen und Pferdeställen mit ihren klaffenden Dächern und zerbrochenen Krippen, von den verhungerten, unausgesetzt heulenden Wolfshunden, und von dem wüsten Aussehn der hie und da lungernden Knechte, welche Gegenstände alle sammt dem finstern Forst der Umgebung die unlieblichste Vorstellung von dem einsamen Gebäude erwecken mußten.

Das Gebäude war bekannt unter dem Namen des einsamen Hauses, und es gingen viele Sagen im Thale von Mordthaten und andern schrecklichen Abenteuern, die alljährlich in dem öden Baue stattfänden welches zur Folge hatte, daß das einsame Haus vollkommen das blieb, was sein Name bezeichnete.

Seine Bewohner waren wenig bekannt, zuweilen nur kam irgend ein verwegen ausschauender Diener nach dem Marktflecken Hatzeg hinab, um Lebensmittel aufzukaufen. Die Einwohner von Hatzeg wichen diesen Leuten ängstlich aus, denn die verwegenen Bursche hatten ein Aussehn', als wüßten sie besser

mit dem Dolch denn mit höflichen Reden umzuspringen. Doch bezahlten sie ehrlich und ohne zu handeln, was die verkaufenden Bewohner zu ihrem großen Vortheile zu benützen wußten, unter der Entschuldigung so spitzbübisch aussehende Leute müsse man mit anderm Maß und Gewicht bedienen als seine Nachbarn und sonstige ehrliche Leute.

Sonderbar war, daß Keiner der Bewohner von Hatzeg den Namen des Besitzers vom einsamen Hause kannte. Zwar hatte ihn Mancher gesehn, denn seit vielen Jahren schon wohnte er in dem öden Baue, aber dennoch war sein Name so unbekannt als seine Abkunft und seine Schicksale. Die Ursache dessen schien ein absichtliches Geheimniß, womit der Mann sich umgab, und welches die damaligen unruhigen Zeiten begünstigten, wo fast jedes Jahr einen Türkeneinfall aufzuweisen hatte und neben den inländischen Nationen sich Deutsche, Türken, Polen und Tataren im wüsten Gemenge in dem unglücklichen Vaterland herumtummelten. Denn die Welle der Zeit war eine wilde, ungeheure Welle, welche über Siebenbürgen herüber und hinüberspülte und allerlei Nationen durcheinanderwarf, so daß jede Stunde neue Erscheinungen brachte und wieder hinwegführte. Welcher von diesen verschiedenen Nationen der Besitzer des einsamen Hauses gehörte, war zweifelhaft, denn man wußte von Reisenden, die sich dort einige Stunden

aufgehalten hatten, daß er alle Landessprachen, Ungrisch, Walachisch und Sächsisch mit gleicher Fertigkeit spreche.

Dies war das Wenige, was von dem einsamen Hause und dessen Bewohnern im Thale von Hatzeg bekannt war. —

An einem heitern Octoberabend hielt auf der im Norden des Thales gelegenen Höhe von Szilvasch ein Reiter, welcher mit Bewunderung, wie es schien, das vor ihm ausgebreitete Thal überblickte.

Dieser Reiter war Philipp Reibitz, der seine Reise nach Hatzeg angetreten hatte, um dem Zwecke zu genügen, den er dem dicken Hopprich so sorgfältig verschwiegen hatte. Sein Auge, das schon öfters die reiche Szenerie des Hatzegthales bewundert, bewunderte dennoch auch heute wieder das liebliche Thal, welches von der eigenthümlichen Beleuchtung der sinkenden Sonne übergossen war.

Es war ein milder, klarer Herbstabend, der eine sanfte Dämmerung bereits über das Thal deckte.

Die bewaldeten Berge in der Nähe des Retyesates glänzten in den schillernden Strahlen der Sonne, welche jenseits des eisernen Thorpasses über den Steppen Niederungarns unterging. Breite Purpurflecken lagen auf den Abhängen und in den Gefilden, und lange rothe Wolken warfen ein eigenthümliches Licht über die Szene.

Ein kühler Abendwind rauschte durch die Bäume, welche die Höhe von Szilvasch krönten, blies in da dürre abgefallene Laub, daß es sprühend umherflog, und kräuselte kleine Staubwolken auf der Straße, die von Szilvasch herab durch das Thal nach Hatzeg führte.

Ueber diese Straße zogen einzelne Walachen, theils zu Fuße, theils zu Wagen, und hatten große Schäferhunde neben sich, die öfters langathmig in die Abendluft hinausheulten.

Zuweilen zerriß die Luft der gellende Pfiff eines Hirtenknaben, der auf den Abhängen von Szilvasch an der einsamen Glut lagerte, oder durch das kahle Gebüsch irrte.

Auch hörte man manchmal den melancholischen Gesang eines Walachenmädchens, welches Werkzeuge des Acker- und Gartenbaues tragend, in seiner anmuthigen leichten Tracht die Straße entlang schritt.

Oft auch erschollen ferne Hörner, eintönig zwar, aber doch wohllautend, denn um die Abendzeit trieben die Hirten ihre Thiere vom offenen Felde nach ihren Stallungen.

Das ganze Thal mit seinen in der Dämmerung verschwindenden Dörfern mit der Ruhe, die über seinen Gefilden lag und mit dem sanften Lichte, das noch hie und da auf höhergelegenen Punkten weilte, war ein anziehendes Gemisch von Ländlichkeit und

Gebirgsschönheit, ein siebenbürgisches Bild voll Heiterkeit und Friede, aber von ernsten Bergen und Forsten umrahmt.

Philipp ritt langsam die Höhe von Szilvasch hinab und weidete seine Blicke an dem schönen Thal, wobei durch sein Herz sanftere Empfindungen als gewöhnlich zogen, denn der milde Eindruck, den das friedliche Thal auf ihn ausübte, beschwor auch die Erinnerung an die Orientalin herauf, und der junge Krieger mußte sich gestehn, daß die Erinnerung an dies schöne Geschöpf, das ihn seine Neigung so unbefangen hatte merken lassen, sein Herz mit sanften, wohlthuenden Gefühlen füllte. Er rief sich während seines langsamen Hinabreitens Gestalt und Angesicht der Orientalin, unablässig ins Gedächtniß und dann fragte er sich, warum er das reine, zarte Geschöpf nicht sogleich der Hand des plumpen Hopprich entrissen habe? warum er die Liebe des Mädchens nicht mit einer gleichen Empfindung erwiedern solle? Er gestand sich mit einigem Mißbehagen zu, daß er just nicht den Edelmüthigsten gespielt habe, wobei ihn seine wirkliche Unfähigkeit für die Orientalin zu sorgen wenig tröstete.

„Oheim Spiker," murmelte er vor sich hin, „hätte sich vielleicht bewegen lassen, etwas für das arme Geschöpf zu thun, denn er ist ein gutherziger Mann — — aber freilich Frau Katharina hätte das auf keinen Fall zugegeben, denn sie ist zu vorsichtig, um

einem noch so süßen und unschuldigen Gesicht zu trauen, das in Hopprichs Schenke Wein spendet, — und zudem hätte sie auf meine Empfehlung keinen Pfifferling gegeben, ja sie hätte höchst wahrscheinlich dieselbe beargwohnt, denn die gute Frau hält mich, wo nicht für den Bösen selber, doch für einen seiner Gesellen, weil ich zu fluchen pflege, wo andere Leute sich mit einem Stoßseufzer begnügen!"

„Beiläufig," fuhr der junge Mann fort, dessen Betrachtungen eine neue Richtung nehmen, „ich muß mir das Fluchen abgewöhnen, es zeugt von roher Sitte — und tausend Donner! wenn ich bedenke, daß ich durch einen meiner Lager-Flüche das zarte Türkenkind in die tiefste Seele hätte erschrecken und ihr einen Abscheu vor mir gotteslästerlichem Gesellen hätte beibringen können, so muß ich wahrlich auf Abhilfe denken. Nein! ich will mir das Fluchen abgewöhnen und frommerer Sitte pflegen; der böse Feind soll mich holen, wenn ich's nicht thue!"

Unter diesen löblichen Betrachtungen war der junge Mann beinahe den ganzen Abhang hinabgekommen, als sein scharfes Auge in der Entfernung von etwa einer Viertelstunde ein kleines Geschwader türkischer Reiter entdeckte, die raschen Laufes auf ihn zuhielten.

Der junge Mann brummte bei diesem Anblick etwas in den Bart, was seinen nur eben geäußerten

Entschluß glorreich zu Schanden machte, dann blickte er mit Verdruß auf seine Waffen und sein ermüdetes Pferd. Einen Augenblick hielt er sogar die Zügel desselben an, dann aber ließ er es langsam weiter gehn und sprach für sich hin:

„Das Klügste ist, ich reite den Spahis ganz keck entgegen. Ich will mir ein friedfertiges Ansehn zu geben suchen, denn ich wünschte, sie übersähen mich ganz. Es dürfte ihnen schwerlich lieb sein, einen Anhänger des Fürsten Kemény mit heiler Haut forttraben zu lassen. Der Henker hole sie insgesammt!"

Demnach bemühte er sich seine martialische Haltung in eine friedfertige umzuwandeln, und sein schönes Reitertalent unter einem ziemlich lächerlichen Hinkleppern zu verbergen.

Also beschäftigt näherte er sich rasch den Türken-Reitern, die im Trabe heransprengten.

Hiebei konnte er nicht umhin die Pracht der Spahi zu bewundern. Es schien, als schwebten sie auf ihren schnaubenden Rossen über die Straße. Der junge Mann dachte seiner eigenen unkriegerischen, lächerlichen Haltung.

„Nun," brummte er, „ich wette die Heidenhunde werden ihrer gewöhnlichen Späße nicht vergessen. Verdammt will ich sein, wenn ich ihnen nicht sogleich zeige, wie Johann Kemény's Offiziere reiten."

Stracks schnellte er sich bei diesen Worten in eine

achtunggebietende Haltung empor, drückte den Feder-
hut ins Angesicht und zwang sein schnaubendes Roß
mit Zügel und Sporn zu einem raschern Gang. Also,
das fühlte er, durfte er und sein Pferd mit Ehren vor
den prächtigen Türkenreitern erscheinen.

Es dauerte nicht lange, so erblickte er bereits die
ganze Schaar, die aus vierzig bis fünfzig Reitern be-
stehen mochte, vor seinem Pferde. Etliche der Spahi
verließen die Reihen und kamen auf den einzelnen
Reiter zu.

„Wohinaus, Giaur?“ rief Einer in schlechtem
Ungrisch.

„Ei, das ist leicht ersichtlich!“ versetzte Philipp
verdrießlich. „Wenn ihr die Richtung betrachtet, in
welcher die Nase meines Pferdes schnaubt, so denk'
ich, wär's nicht schwer zu errathen, daß ich nach
Hatzeg will.“

„Was ist dein Feldgeschrei?“ fragte der Türke
von Neuem, indem er ganz nahe kam.

Philipp, der die Frage verfänglich fand, versetzte:
„Wer kann wissen in dieser unruhigen Zeit, was sein
Feldgeschrei ist? Heut regiert uns der Eine, morgen
der Andere! Was wir heute rufen, dafür schlagt man
uns morgen todt. Ist's nicht klüger, wir schweigen?“

Der Türke schien zwar mit einem gravitätischen
Kopfnicken der Wahrheit des Gesagten beizupflich-
ten, fuhr aber nach einem kleinen Nachdenken fort:

„Du weißt also nicht, zu welcher Partei du dich halten sollst?"

„So eigentlich weiß ich das freilich nicht," antwortete Philipp zögernd.

„Wohlan," sagte der Türke, „so rufe: Ali Pascha und Apafi! das sei dein Feldgeschrei von heut an!"

„Verdammt will ich sein, wenn ichs thue!" sprach Philipp in sich hinein, laut aber erwiederte er: „Ihr werdet selbst einsehn, tapfre Krieger, daß ich, eh' ich zu einer Partei übertrete, mich von ihren Absichten, Hoffnungen, Gefahren überzeugen muß. —"

„Bei dem Barte des Propheten! das sollst du nicht! Wo hast du deine Ohren gehabt, als man Apafi zum Fürsten ausrief, und der Erkohrene des Propheten, die Sonne Istambuls und des gesammten Weltalls durch allergnädigsten Ferman dies Land zu schützen versprach? Ruf, was ich dir sagte, du Hund, oder —"

„Ich widersetze mich jedem Zwang!" rief der junge Mann verwegen. „Ich will damit nicht sagen, ich sei ein Widersacher der Sonne Istambuls, aber ich will als ein freier Mann meine Meinung aussprechen."

„Allah! Allah!" rief der Türke. „Was ist ein freier Mann! Wer ist frei, wenn der Erkohrne des Weltalls gebietet? Gehorche, frecher Hund, oder du sollst Hatzeg nicht lebendig erreichen!"

Bei diesen Worten fühlte sich Philipp bewogen mit einem raschen Zug seinen Säbel zu entblößen.

„Ich sag' euch ein für allemal," rief er, „daß ich nur dann einen Entschuß fassen kann, wenn ihr friedlich und mit reiflicher Unterredung mich für eure Parthei zu gewinnen sucht!"

Die Türken sahen sich erstaunt unter einander an, und würden wahrscheinlich in dem löblichen Eifer ihre Parthei zu verstärken, den jungen Mann niedergesäbelt haben, wenn nicht in diesem drohenden Moment eine befehlende Stimme sie zur Oeffnung ihrer Reihen bewogen hätte. Sie hatten sich nämlich mit nach und nach alle in einem halben Kreis um den kecken Krieger geschaart, wichen aber gehorsam zur Seite, als die erwähnte Stimme laut wurde.

Gleich darauf erschien ein junger Türke, der ein blendend weißes Pferd ritt und sich in Kleidung und Haltung von den Uebrigen auszeichnete. Eine Edelsteinagraffe hielt den weißen Federbusch an seinem Turban befestigt, ebenso glänzte sein Säbelgriff von Edelsteinen und die Zügel seines Pferdes waren mit Gold durchwirkt. In seinem feurigen Auge und in seinem kühnen, bräunlichen Gesichte sprach sich der Character seines Volkes und die Gluth seiner Heimat aus.

„Was wollt ihr?" rief der junge Türke, unterbrach sich aber, sobald er den bedrohten jungen Mann

genauer betrachtet, sogleich mit dem freudigen Ausrufe: „Du bist es, mein junger Freund aus den Steppen der Nogbai!"

Philipp ließ bei diesen Worten seinen Säbel rasch in die Scheide zurückfallen, streckte seine Hand aus, rief ebenfalls mit dem freudigen Ausdruck des Muselmannes: „Wie! Muley Aga? Mein Retter, mein edelmüthiger Freund!"

Der Türke schüttelte freundlich die dargebotene Hand des Christen.

„Ich dachte nicht dich hier zu treffen, mein junger Freund," rief er. „Allah ist groß. Dank sei ihm! Ich habe mich oft gefreut, wenn ich deiner gelungenen Rettung mich erinnerte!"

„Ihr habt mich zu ewigem Dank verpflichtet, Muley Aga," versetzte Philipp, „ohne euch säße ich jetzt in den Steppen der Nogbai als Pferdehüter irgend eines grausamen Chans, und hätte mehr Aussicht todtgeschlagen zu werden, als mein Vaterland wieder zu sehn. Ihr habt edel gehandelt, Mulej Aga, ich sag' es stets und mit tiefem Danke: ihr habt meine Rettung bewerkstelligt!"

Muley Aga lächelte und versetzte:

„Dein Muth, junger Freund, deine Tapferkeit, haben dich gerettet, nicht meine unwesentliche Unterstützung."

„Wie?„ rief Philipp, „hätte ich mich retten kön-

nen, wenn ihr mir nicht ein Pferd geschenkt, wenn ihr mir bei dem Chan nicht einige Freiheit erwirkt hättet, damit ich nicht immerwährend an den engen Raum seines Zeltes gefesselt wäre, von wo aus ich meine Flucht auf keine Weise bewerkstelligen konnte? Euch allein dank' ich meine Rettung, ohne euch wär' ich der unglücklichste Mensch unter der Sonne!"

„Laß es gut sein, mein junger Freund," sagte lächelnd der Türke, der vergebens den stürmischen Dank des jungen Mannes abzuwehren suchte; „ich wäre des Namens meines armen Vaters, des Sandschak von Nateli, nicht würdig, wenn ich nicht stets bereit wäre, den Nothleidenden beizustehn. Und in deinen Reden und deinen Zügen las ich einen geheimnißvollen Befehl Allah's dir beizustehn. — Wohin geht jetzt dein Pfad?"

„Nach Hatzea," erwiederte Philipp. „Sagt mir aber, wohin ihr diese glänzende, auserlesene Schaar führt?"

Muley Aga warf einen wohlgefälligen Blick auf die kleine, aber gewählte Schaar und sagte: „Ich soll die Besatzung von Tera verstärken, und dahin geht unser Weg."

In diesem Augenblicke fiel es Philipp bei, die Hilfe des jungen und angesehenen Türken für Fatima anzusprechen, und schon schwebte ihm die Rede auf den Lippen, als er noch zur rechten Zeit bedachte,

daß der Zorn des Türken, der eine hohe und mächtige Offiziersstelle bekleidete, wenn er das unglückliche Schicksal seiner Landsmännin erfahren, leicht für ganz Broos gefährlich werden könne, und daß sodann die Missethat Hopprichs eine zweite Verheerung des unglücklichen Marktfleckens zur Folge haben könne. Somit schwieg Philipp und überließ es ganz seiner eigenen Kraft, die Orientalin zu retten.

Mittlerweile war der Abend tief herabgesunken, die Spahi aber eilten, aus Sorge für ihre Pferde, das Dorf Szilvasch zu erreichen. Muley Aga nahm daher Abschied.

„Allah sei mit dir, mein junger Freund!" rief der Türke, und drückte Philipp herzlich die Hand. „Ich hoffe dir noch oft zu begegnen, so lange Apafi Fürst ist."

Philipp antwortete in gleicher Weise und schon wollte Muley Aga fortsprengen, als er sich plötzlich besann, nah an Philipp heranritt und, ohne von seinen Untergebenen gehört zu werden, flüsterte: „Fürchte nicht Verrath, wenn ich frage, ob Apafi oder ob Kemény dein Fürst ist?"

„Ich stehe nicht auf eurer Seite, Aga!" versetzte Philipp offen.

Der Türke schwieg eine Zeit lang, dann sagte er: „Ich darf deiner Sache kein Gedeihen wünschen, ich muß euer Feind sein, aber wie auch das Geschick ent-

scheiden möge, unter Ali Pascha's Günstlingen wirst du immerdar einen edelmüthigen Feind und einen hülfreichen Freund besitzen."

Ehe Philipp antworten konnte, war der Aga schon fortgesprengt und ihm nach im scharfen Trabe seine ganze Schaar. Lange, nachdem Philipp die Reiter aus dem Gesichte verloren, hörte er noch den Hufschlag ihrer Pferde, welche rasch die Anhöhe von Szilvasch hinauftrabten.

Philipp wandte sich daher um und ließ sein Pferd die Richtung gegen Hatzeg wieder fortsetzen. Er begann den Wunsch zu hegen, ehebaldigst eine Nachtherberge zu erreichen, denn die Octobernacht war wegen der Nähe der Gebirge ziemlich frostig und der Wind blies mit verdoppelter Kraft, seit die Nacht niedergesunken. Philipp strengte demnach sein Pferd an raschern Schrittes auf das nicht ferne Hatzeg loszutraben.

Da die Nacht klar war, so bemerkte Philipp nach einem viertelstündigen Ritte einen einzelnen Reiter, der einen Feldweg, welcher die Hauptstraße kreuzte, heraufsprengte, und in Kurzem mit Philipp zusammentreffen mußte. Dem jungen Mann war die Gesellschaft nicht unangenehm, deßwegen richtete er den Schritt seines Pferdes so ein, daß er genau in dem Moment, wo der Fremde die Straße nach Hatzeg schnitt, auf demselben Punkte der Straße hielt.

„Habt guten Abend!“ rief der junge Mann auf ungarisch dem Fremden zu, der, so weit die Nacht zu sehen erlaubte, wohl bewaffnet war und einen breiten runden Hut trug, der sein Gesicht bedeutend in Schatten stellte.

Der Fremde hielt bei dem Laut der Stimme Philipps sein Pferd sehr plötzlich an und versetzte nach einer kleinen Pause ebenfalls auf ungarisch:

„Euch gleichfalls guten Abend!“

„Führt euch der Weg nach Hatzeg?“ fragte Philipp, welcher bemerkte, daß der Fremde mit einer geschickten Zügelbewegung sein Pferd nach der Richtung des Marktfleckens geschwenkt hatte.

„Ja,“ versetzte der Fremde, „darf ich euch Gesellschaft leisten?“

„Das wird mir sehr angenehm sein,“ rief der junge Mann und trabte nun neben seinem unbekannten Begleiter hin.

„Ihr reitet wohl zum ersten Male diesen Weg?“ warf der Fremde hin.

„Zum ersten Male,“ antwortete der junge Mann, „das heißt von dieser Seite kam ich noch nie in das Thal herein, aber oft genug von andern Seiten, und jede Stelle desselben ist mir so bekannt als meine Heimath.“

„Ja,“ sagte der Fremde, „der Soldat zieht sein ganzes Dasein über durch hundert verschiedene

Gegenden, und unser Hatzegthal war schon oft der Schauplatz fremder und einheimischer Kämpfe."

„Woraus schließt ihr, daß ich Soldat sei?" fragte Philipp überrascht, da er außer den Waffen, die aber damals von Jedermann getragen wurden, kein Abzeichen seines Standes an sich hatte.

„Ei," erwiederte der Fremde gefaßt, „so etwas ist leicht ersichtlich. Die Haltung, Herr, und der Schritt eures Pferdes verriethen mir sogleich euren Stand."

„Ein scharfes Auge, fürwahr!" dachte der junge Mann und setzte laut hinzu: „Ihr seid wohl ansässig in diesem Thale?"

„O ja," versetzte der Fremde nachlässig, „in diesem Thal — oder auf diesen Bergen."

„Das ist gleichviel," sagte Philipp. „So lange es Tag war, erblickte ich manches Dorf, welches mehr auf den Bergen als in dem Thale selbst lag. Ist euch ein einzeln stehendes Gebäude bekannt, das der Beschreibung nach rechts vom Retyesát liegen muß, ein einsamer Bau inmitten der Wälder?

„Ich kenne ihn," entgegnete der Fremde mit tiefer Stimme, „sie nennen ihn im Thale das einsame Haus."

„Wie weit ists von Hatzeg bis dahin?" fragte Philipp, der, wie der Leser bereits weiß, dem dicken Hopprich versprochen hatte, den Bewohnern des Waldhauses einen Besuch abzustatten.

„Je nachdem ihr reitet,“ sagte der Fremde in dem vorigen Tone. „Aber es ist euch wohl unbekannt, daß das einsame Haus ein verrufener Platz ist?“

„Das dachte ich wohl!“ versetzte lachend der junge Krieger. „Der Mann, der mich hinbeschied, ist kein Genoß ehrlicher Leute!

„Und fürchtet ihr nicht,“ fuhr der Fremde fort, „jenes verrufene Haus zu betreten?“

„Verdammt will ich sein!“ rief der junge Mann, „wenn ich je erfahren, was Furcht ist. Ich mich fürchten, Herr? Ich habe manchen Schurken gesehen und gesprochen und bin wohl oft gewesen, wohin ehrliche Leute nicht taugen, das kann ich euch versichern.“

„Fern sei es von mir,“ sagte der Fremde in wärmerm Tone, „euern Muth zu bezweifeln. Haltung und Wort verrathen mir, daß ich neben einem kühnen Manne reite. Seid ihr ein solcher, so nennen euch die Bewohner des einsamen Hauses gewiß willkommen.“

„Woher wißt ihr das?“ fragte der junge Mann, indem er sich mit einigem Erstaunen nach seinem Begleiter umwandte.

In unverändertem Tone aber versetzte dieser:

„Es gehen im Thale mancherlei Sagen über die Bewohner jenes Hauses, aus denen sich leicht schließen läßt, sie seien kühne, verwegene Leute.“

„Was aber in aller Welt ist das Geschäft, das sie in dem einsamen Baue treiben?“

„Herr, es ist ein Wirthsgeschäft," sagte der Fremde kurz.

„Und doch ist das Haus verrufen?"

„Eben weil man seine Bewohner als kühne Leute kennt. Der Krieg, der seit mehreren Jahren durch alle Gegenden des Landes tobt, gibt ihnen Gelegenheit als Partheigänger verwegene Thaten auszuüben, die ihnen reichen Vortheil und bösen Ruf brachten."

„Mich dünkt," versetzte Philipp, „das sei eben nichts weiter als Räuberhandwerk."

„Und was," rief der Fremde, „thun Siebenbürgens Fürsten, was thun unsre jetzigen Freunde, die Türken anderes? Sie treiben Räuberei im Großen, jene unter dem Schutze heiliger Wappen, denn sie brennen und morden unter Vortragung des Wappens der drei Nationen, und diese, die Türken, morden und rauben, weil ihr heidnisches Gesetz und Gelüste es ihnen befehlt. Das Land ist in Partheien getrennt, jede sucht sich zu behaupten und der Andern Abbruch zu thun. Große und kleine Räuber kämpfen unter den Augen der ohnmächtigen Gesetze gegen den Reichthum der Friedlichen. Die Sicherheit ist dem Belieben des Stärkeren preisgegeben. Wer nicht untergehen will, muß Gewalt mit Gewalt vertreiben, Kraft gegen Kraft aufbieten und erlittenes Unrecht mit Zinsen zurück geben. Sonst kommen ihm die großen Räuber auf den Hals, denn sie lauern auf die

Schwachen. Frevelthaten, immer verdoppelt, erhalten das Volk in Furcht, und der sie verübt, ist sicher vor Feinden, denn sie fürchten seine Kraft und seine Verwegenheit."

„Verdammt!" unterbrach Philipp erstaunt den Sprecher, „ihr haltet da den Straßenhelden eine schöne Schutzrede!"

Der Fremde schwieg einige Secunden.

„Was ich sage," versetzte er dann, „ist aus der reifen Betrachtung der jetzigen Zustände unseres Landes geschöpft. Doch da ist Hatzeg. Wir müssen uns trennen."

„Jedenfalls," sagte Philipp, „seid ihr selber ein verwegener Bursche, und es thut mir leid, daß ich mich von euch trennen muß, denn eure seltsamen Reden brachten mich auf neugierige Gedanken, wer ihr eigentlich sein möget?"

„Wir trennen uns hoffentlich nicht für immer," versetzte der Fremde ausweichend. „Ich hoffe euch bald wiederzusehen, mein kühner junger Krieger. Wollt ihr übrigens euer Gedächtniß ein wenig anstrengen, so werdet ihr euch erinnern, daß wir zwei uns bereits gesehen haben."

„Ich euch gesehen?" rief der junge Mann erstaunt.

Sie waren jetzt bei den ersten Häusern des Marktfleckens angelangt, der Fremde aber zeigte keine

Luft mit hinein zu reiten, sondern wandte sein Pferd links ab.

„Wir haben uns gesehen," erwiederte er auf Philipps staunende Frage, „erinnert euch nur — es ist nicht lange her — in der fröhlichen Eule!"

Damit drückte er seinem Pferde die Sporen ein und war rasch in der Dunkelheit verschwunden.

Philipp erinnerte sich jetzt an die seltsame, düstere Erscheinung in Hopprich's Schenke, und er mußte es nur der Nacht zuschreiben, daß er den Fremden nicht erkannt hatte. Er tröstete sich indeß mit der Hoffnung den seltsamen Mann wiederzusehen, und trabte unterdessen hungrig und müde in den Hof der einzigen Herberge des Marktfleckens Hatzeg.

Fünftes Kapitel.

Der Ritt nach dem einsamen Hause.

Als Philipp den nächsten Morgen erwachte und sich überzeugt hatte, daß sein Pferd auf das Beste verpflegt worden, begann ihn die Bestimmung zu beschäftigen, die er in Hatzeg zu erfüllen hatte.

Es ist nun an der Zeit, den Leser über diese Bestimmung aufzuklären.

Man weiß, daß Philipp ein Anhänger des Fürsten Johann Kemény war, und wir haben bereits einiges gesagt um die Umstände klar zu machen, unter denen Johann Kemény den Fürstenstuhl von Siebenbürgen ansprach. In der That aber war der Hauptgrund, auf den Kemény seine Rechte stützte, der Umstand, daß Fürst Barcsai im Jahre 1660 freiwillig zu Gunsten Kemény's auf die Krone verzichtet und die Erwählung desselben bei den Ständen durchgesetzt hatte. Die Pforte aber wollte diese Wahl nicht bestätigen, sondern gebot eine neue, und schickte, um dieselbe mit Gewalt durchzusetzen, den Szerdar Ali Pascha von Silistria mit unzähligem Kriegsvolk nach Siebenbürgen, dessen mörderisches Hausen wir im ersten Kapitel dieser Erzählung bereits zu schildern versuchten.

Die Folge dieses Einbruches der türkischen Völker war, daß Fürst Kemény, zu schwach ihnen zu widerstehen, das Land verließ, und an den Grenzen Siebenbürgens aus den Unzufriedenen und der Unterstützung des Kaisers ein Heer bildete, womit er demnächst seine Rechte auf Siebenbürgen zu erreichen gesonnen war.

Man würde übrigens sehr irren, wenn man Philipp für einen untergeordneten Anhänger des vertriebenen Fürsten halten wollte. Das freie, kecke Wesen des jungen Sachsen hatte ihm die Gunst Kemény's

erworben, der selbst mit ganzer Seele Krieger war und die edelsten Eigenschaften dieses Standes in sich vereinigte. Daher besaß Philipp das Vertrauen des Fürsten in einem bedeutenden Grade, und seine Reise nach Hatzeg gab einen neuen Beweis ab, wie sehr der Fürst dem Muthe und der Treue des jungen Sachsen vertraute.

Durch einen Unterhändler bekam Philipp nähmlich den Auftrag nach Hatzeg zu kommen und daselbst einen Edelmann, Namens Szomboty, in der Herberge des Ortes zu erwarten. Der Fürst ließ ihm zugleich durch jenen Unterhändler bedeuten, er selbst halte sich unter dem bezeichneten Namen in jener Gegend auf, die er wegen der Nähe der Türken nur insgeheim betreten dürfe. Die Angelegenheit übrigens, die ihn bewogen habe, sich einer so großen Gefahr zu unterziehen, sei ganz privat, doch habe er hiebei Gründe, den oft bewährten Muth und die Klinge des jungen Mannes in seine Nähe zu wünschen.

Philipp fühlte, wie sehr ihn dieser Auftrag des Fürsten auszeichne, und verfehlte daher nicht, zu der bestimmten Zeit seine Reise anzutreten. Die Vermuthungen, die er unterwegs anstellte, was für ein Abenteuer wohl den Fürsten in der Nähe von Hatzeg beschäftige, brachten ihm übrigens kein Licht bei; es war ihm aber wohl bekannt, daß den Fürsten seine Leidenschaften und seine übergroße Verwegenheit oft

zu den tollsten und gefährlichsten Abenteuern verführten. Philipp war auf ein solches gefaßt, jedoch lag es in der Natur des jungen Mannes einer gefahrvollen Zukunft mit freudiger Spannung entgegen zu gehen, und so fühlte er keine Besorgnisse hinsichtlich seines Antheils an den muthmaßlichen Abenteuern des Fürsten.

Sobald es ihm möglich war, forschte er unter den Gästen der Herberge und bei den Wirthsleuten nach einem Edelmanne Namens Szomboty; doch konnte er von keiner Seite Nachrichten erhalten, und schloß daraus, daß seine Rolle in den Abenteuern des Fürsten noch nicht angehe. Er dachte daher von Neuem an das dem dicken Hopprich gegebene Versprechen, die Bewohner des einsamen Hauses aufzusuchen, wozu ihn überdies die Hoffnung, jenen seltsamen Fremden wiederzusehen, anstachelte. Um also die Zeit der Muße zu benützen, denn er wußte nicht, wie bald der Fürst seine Dienste in Anspruch nehmen würde, entschloß er sich noch heute nach dem einsamen Hause zu reiten. Die Stunden über, welche die nothwendige Rast seines Pferdes hinnahm, suchte er die Wirthin der Herberge über den Weg nach dem einsamen Hause und damit in Beziehung stehende Umstände auszuforschen.

Die Inhaberin der Herberge war eine äußerst freundliche Frau von vierzig bis fünfzig Jahren,

rund wie eine Tonne, aber lebendig in allen Bewegungen, mit noch frischem, sehr geröthetem Antlitz, und überdies geschwätzig wie eine Elster. Philipp, dessen jugendliches Antlitz nur leichter Flaum noch beschattete, und dessen schlanke, kräftige Gestalt nach den besten Verhältnissen gebildet war, hatte Gnade vor den Augen der ungarischen Hebe gefunden und seine Fragen wurden mit großer Freundlichkeit beantwortet.

„Wie weit ist's wohl, Anyám (meine Mutter),“ begann Philipp, indem er sich auf das Geländer des Verschlages stützte, wo die dicke Wirthin Gläser ausspülte und Krüge füllte, „wie weit ist's wohl bis zu dem verrufenen Hause da oben auf dem Retyesát?“

„Was habt ihr da oben zu suchen, Fiam?“ (mein Sohn) fragte die Wirthin ihrerseits mit großem Erstaunen.

„Nun,“ versetzte Philipp, „ich bin genöthigt da oben einen kurzen Besuch abzustatten, und wünschte zu erfahren, zu welcher Stunde ich dahin abzureisen habe.“

„Jesus Christus! Fiam, bleibt weg von dem einsamen Hause!“ sagte die Wirthin, die den jungen Mann entsetzt anblickte.

„Warum denn, Mutter? Ihr überrascht mich.“

„Das ist ein böses Haus!“ fuhr die Wirthin fort. „Seine Bewohner sind Räuber und Mörder. Es wäre ja Schade um eure Jugend, Lelkem!“

Man wird sich einen Begriff von der Schmeichelei machen, die in dem letzten Ausdrucke lag, wenn man erfährt, daß das Wort „mein Herz“ bedeutet.

„Ich hoffe in keine erhebliche Gefahr zu kommen, Mutter,“ sagte der junge Mann lächelnd. „Und auch im schlimmsten Falle weiß ich meinen Säbel gegen Räuber so gut zu brauchen, als gegen die Türken. Sagt also immer hin, wie viel Stunden ich bis hinauf zu reiten habe?“

„Nun der Himmel schütze euch, Fiam,“ sagte die Wirthin betrübt; „was aber den Weg betrifft, so könnt ihr meiner Meinung nach gemächlich reitend in drei bis vier Stunden oben sein.“

„Demnach werde ich gleich nach Mittag fortreiten,“ sagte der junge Mann entschlossen.

„Jesus Christus! wollt ihr die Nacht im einsamen Hause zubringen, mein Sohn?“

„In der That, das werde ich.“

Die Wirthin stemmte ihre aufgestreiften, fleischigen Arme in die Seiten und blickte ihren Gast mit unverholenem Entsetzen an.

„Nun, da könnt ihr versichert sein, daß ihr morgen in irgend einer heimlichen Kluft des Retyesát den Schlaf der Todten schlafen werdet. Jesus Maria! so junges Blut und schon so verwegen!“

„Mutter, ich sage euch, ich weiß meinen Säbel zu führen.“

„Fiam, was soll euer Säbel helfen, wenn ein paar Dutzend Räuber euch von hinten anfallen und euch todt gemacht haben, ehe ihr nur an euren Säbel gedacht!“

„Steckt denn das Nest so voll?“ fragte Philipp.

„Jesus Christus! es ist eine ganze Armee von Räubern, die da oben hausen. Und sie haben Frauen und Kinder bei sich — man sagt, sie seien nicht einmal verheirathet! Ja und dennoch wimmelt das Haus von Weibern und Kindern, das kann ich euch versichern, Lelkem! Schlechte blutdürstige Weiber, welche die armen Reisenden verlocken und sicher machen, bis ihre Männer kommen und sie todtstechen und ausplündern. O, Lelkem, ich kann euch an den Fingern zwanzig Mordthaten erzählen, die in diesem Jahr dort oben geschehen sind! — — Könnt ihr nicht warten, Landsmann, bis ich ausgeredet habe? Schickt sich das, ein Gespräch, das ich mit dem edeln Herrn da führe, durch eure grobe Stimme zu unterbrechen?“

Derjenige, welchem der letzte Theil dieser Rede galt, war ein baumlanger Szekler aus der Csik, der, wie es schien, mit Brettern auf den Markt nach Hatzeg gekommen war, und den Rückweg, der üblen Nachrichten wegen, die von den Verheerungen der Tartaren in der Csik einliefen, noch nicht angetreten hatte.

„Is—ten—nek há—la!“ (Gott sei Dank) ver-

setzte der Szekler in seinem singenden, langweiligen Dialekt, „ich bin so gut als jeder Andere, Frau, und will jetzt mein Glas Wein trinken.“

„Das könnt ihr haben,“ sagte die Wirthin, indem sie einschenkte, „obgleich es sich geschickt hätte, erst das Ende meiner Rede zu erwarten.“

„Schlechte Nachricht, Landsmann, aus der Csik?“ fragte Philipp.

„Sehr schlecht,“ versetzte der Szekler nach einem tiefen Zuge aus dem Glase und einem langen prüfenden Blick auf den jungen Mann. „Wir wären wahrlich übel daran, wenn wir unsere Bretter nicht so gut in Hatzeg verkauft hätten, daß wir hier ausharren könnten, bis Fürst Kemény uns erlöst.“

Man wird sich hiebei erinnern, daß die Szekler es mit Kemény hielten und deßwegen von Ali Pascha den Tataren preisgegeben wurden.

„Ei, Landsmann,“ sagte Philipp, „ihr müßt viel Bretter verkauft haben, um so lange hier auszuhalten, denn ich meine, Fürst Kemény wird vor dem nächsten Frühling seinen Feldzug nicht beginnen.“

„Das kann seyn,“ sagte der Szekler, „aber selbst bis dorthin wird es uns möglich fern von Haus zu leben, denn ich habe meine Bretter mit doppeltem Nutzen verkauft an einen edeln Herrn, Namens Szomboty.“

Philipp fuhr auf und blickte den Szekler scharf an, der indeß gelassen sein Glas empor hob.

„Ich glaube nicht,“ sagte er den Szekler ernst betrachtend, „daß es einen Gutsbesitzer, Namens Szombory im Hatzegthale gibt.

„Ihr habt Recht, edler Herr,“ versetzte der Szekler, „seine Besitzungen liegen nicht im Hatzegthal — sie liegen im ganzen Land verstreut und die Türken haben sie jetzt inne — aber er wird sie wieder gewinnen, mit den Krallen des fremden Adlers.“

Philipp winkte bei diesen Worten gebieterisch dem Szekler und schritt hinaus. Nach einigen Sekunden folgte ihm der Gerufene.

„Ihr seid es, Láßlo?“ rief der junge Mann alsbald und trat mit Wärme auf den Nahenden zu.

„Istennek hála!“ rief der Szekler erfreut, indem er seine mächtige Hand in die freimüthig dargebotene des jungen Sachsen legte; „ich habe euch im ersten Augenblick erkannt, mein tapferer junger Herr!“

„Wo habt ihr den Fürsten?“ fragte Philipp leise und eifrig, indem er mit seinem Begleiter in den Hof hinab schritt, um sicher vor Horchern zu sein.

„Das kann ich euch schwerlich sagen,“ erwiederte der Szekler. „Ein geheimnißvolles Abenteuer hält ihn seit drei Tagen in dieser Gegend auf, aber was es eigentlich sei, habe ich nicht ergründen können.“

„Und was sagte euch der Fürst wegen mir?" fragte Philipp wieder.

„Wegen euch?" versetzte der Szekler. „Er sagte mir vor zwei Tagen, ehe er Hatzeg verließ:" „Láßlo, du wartest hier auf mich drei, vier, fünf Tage. Wenn Reibitz kommt, so nenne ihn willkommen. Er mag sich übrigens um meinetwillen keinen Zwang anthun, denn ich bedarf seiner Hülfe erst, wenn wir aus der Gegend fortziehen, was in sechs Tagen geschehen kann." „Nun, edler Herr, das war vor zwei Tagen; noch höchstens vier Tage also, und wir erfahren, was den Fürsten in dieser gefährlichen Gegend aufhält."

„Ich bin äußerst begierig," sagte Philipp, der froh war, daß er, ohne seine Pflicht zu verletzen einen Abstecher nach dem einsamen Haus machen konnte.

„Hört, junger Herr," begann der Szekler stillstehend, „ich habe so meine Vermuthuugen hinsichtlich dieses Abenteuers."

„Nun, laßt hören, Láßlo! Was ist eure Meinung?"

„Nun, ihr wißt selber, daß Johann Kemény immer ein munterer junger Herr war, und seine Freud an schönen Weibern und Mädchen hatte, wie das auch andere Leute vor ihm gethan haben," — setzte der Szekler mit vieler Gravität hinzu, — „Leute, die jetzt grau zu werden beginnen, die aber ein schönes

Märchen gerne sahen zur Zeit, als Johann Kemény in Magyar-Gyerö-Monostor an den Brüsten seiner Amme lag und wenig daran dachte, Fürst von dem Waldlande *) zu werden."

„Gut, ehrlicher Läßlo, aber das hängt, glaube ich, mit dem muthmaßlichen Abenteuer des Fürsten wenig zusammen."

„Der Herr segne euren Verstand, mein tapferer junger Herr, aber ihr werdet den Zusammenhang sogleich ersehen. Wenn ich von schönen Märchen sprach und von der Freude, die unser gnädigster Herr an ihnen hat — Gott sei Dank! er ist noch jung genug dazu! — so wollte ich damit die Möglichkeit andeuten, daß Fürst Kemény der Liebe eines schönen Märchens zu Gefallen sich in dieser Gegend aufhält. Das ist meine einfältige Meinung von dieser Sache."

„Ihr meint?" rief Philipp erstaunt, der indeß seit Kurzem eine Thorheit dieser Art für nicht ganz unmöglich hielt.

„Nun," versetzte Jener, „wer kann wissen, ob dem also ist oder nicht? Ich meine nur, die Sache sei wahrscheinlich."

Philipp versetzte halb verdrießlich:

„Und ich dachte, ich sei nach Hatzeg berufen wor-

---

*) Waldland, ungarisch Erdélyorszàg, welcher Begriff auch in dem lateinischen Namen Siebenbürgens Transsylvania, aufgenommen ist.

den, um irgend ein halsbrecherisches Abenteuer mitzumachen, wo Ruhm und gute Schläge zu erwerben seien — und es ist eine Liebesgeschichte!"

„Wenn euer Sinn nach halsbrecherischen Abenteuern steht," fiel der Szekler ein, „so sage ich euch, ihr werdet mit einem Male bis über den Hals darin stecken. Noch nie, soviel ich mich erinnere, ging eine Liebesgeschichte des Fürsten ohne dergleichen ab. Es scheint, als sei er just nur auf Mädchen versessen, in deren Nähe Gefahren lauern. Ich muß gestehen, edler Herr, ich für meine Person wählte mir immer diejenigen aus, die am leichtesten zu kriegen waren, und Istennek hála, ich war nie der Mann, der an der Schwelle viel Umstände machte. Unser gnädigster Fürst aber macht es sich immer selbst so schwer als möglich und seine Abenteuer enden gewöhnlich mit blutigen Köpfen."

Diesen und ähnlichen Betrachtungen des Szeklers, der des Fürsten Leibtrabant war, machte endlich die Ankündigung der Wirthin, sie habe das Mittagmahl aufgetragen, ein Ende. Der Mann aus der Csik, der von den Tannen seiner Heimath den gewaltigen Wuchs und die trotzige Kraft geerbt zu haben schien, begab sich bei dieser Ankündigung mit dem jungen Sachsen wieder hinauf, wo Beide sich eine Zeitlang mit den kräftigen Speisen der Wirthin sehr ernstlich beschäftigten.

Nach Beendigung des Mahles gebot Philipp sein Pferd aufzuzäumen und rüstete sich zum Aufbruch nach dem einsamen Haus. Obgleich die gutherzige Wirthin von Neuem ihre ganze Ueberredungskraft aufbot, den jungen Mann von seinem halsbrecherischen Entschluße abzuhalten, so setzte Philipp dennoch seinen Willen durch und das Pferd wurde ihm vorgeführt.

Er war zwar überhaupt so furchtlosen Sinnes, daß er vor einer wahrscheinlichen Gefahr nicht beben konnte, in diesem Falle aber erforderte, seiner Meinung nach, der Ritt nach dem einsamen Haus durchaus keinen sonderlichen Muth, denn der Name und die Empfehlung Heyrich's war, wie er wußte, ein Talisman, der ihn den Bewohnern des einsamen Hauses, so große Bösewichter sie auch sein mochten, willkommen machte. Er nahm daher kurzen Abschied, benachrichtigte den Leibtrabanten des Fürsten, welcher die Rolle des Bretterverkäufers unerschütterlich fortspielte, von der Absicht des Rittes und ließ sein Roß sodann in kurzen Sätzen aus dem Hofe der Herberge traben.

Er befand sich nach einigen Minuten auf der Straße nach Greifstye, von welchem Dorfe aus er auf selten betretenen Pfaden durch die Wälder nach dem einsamen Hause hinauf zu dringen entschlossen war.

Die sonst so reich bebauten Gefilde des lieblichen

Thales waren jetzt öde Stoppelfelder, über die sich ein glänzendes Netz von Herbstfäden breitete. Die Stoppelfelder lagen weit und breit vollkommen einsam, denn die Thätigkeit der Landleute im freien Felde hatte längst aufgehört, und es waren höchstens einzelne Rinder, die an entfernten Punkten herumstrichen, und die abgeschnittenen vertrockneten Maisstengel entwurzelten, um die meist versiegten Säfte derselben zu verzehren. Die Gärten, welche die nahen Dörfer umgaben, bezeugten ebenfalls, daß sie von der unbarmherzigen Hand des Herbstes gelitten hatten, denn die Beete wiesen keine Spur ihres saftigen Grünes mehr auf, und die einzelnen Obstbäume senkten ihre dürren Aeste, wie betrübt, zur Erde. Dennoch war das Bild kein trauriges, denn ein freundlicher blauer Himmel wölbte sich über dem Thale und die Sonne, von einem leichten Dunstkreis umgeben, schimmerte in einem eigenthümlichen mattgoldenen Glanze auf alle Gegenstände der Nähe und Ferne. Zu dem waren die Gärten der Dörfer, welche Philipp durchritt von fröhlichen, lärmenden Kindern belebt, die sich an den Strahlen des Tagsgestirns sonnten und die Atmosphäre auf eine bedeutende Entfernung mit ihrem Lachen, Schreien und fröhlichen Jauchzen erschütterten.

Daher ritt Philipp heitern Herzens durch die welkende Gegend, über deren Betrachtung er jedoch die

ernsteren Eindrücke aufgab, welche sich ihm bei dem Durchreiten des Dorfes Gredistye aufdrängten. Die Gegenstände, welche diese Eindrücke bewirkten, würden wohl für einen Alterthumsforscher der heutigen Zeit interessanter gewesen sein als für den jungen sorglosen Krieger, aber nichts desto weniger stimmten sie ihn zu ernsteren Betrachtungen.

Diese Gegenstände waren die noch überall sichtbaren Ruinen von Bauten vergangener Geschlechter, Bauten, die an zweitausend Jahre der Vernichtung in so weit getrotzt haben, als sie noch Bruchstücke ihrer ehemaligen Größe aufweisen. Das Dorf Gredistye nähmlich, dies ärmliche, von rauhen Walachen bewohnte Dorf steht auf den Ruinen der dacischen Sarmizegethusa und der römischen Ulpia Trajana.

Noch heute ist die Form des Amphitheaters sichtbar, dessen Arena der ökonomische Enkel in ein Kornfeld verwandelt hat, noch bezeichnen eine Reihe regelmäßiger Schutthaufen die Straße die nach dem Theater führte. Noch kann man in den grasbewachsenen Erhöhungen rund um die Arena die ehemaligen Sitze des Volkes erkennen und noch mahnen Bruchstücke von Säulen, Ziegeln und Vasen an Rom und an Trajan.

Säulenschafte, die zwei Jahrtausende der Vernichtung getrotzt haben, stützen die Zäune barbari-

scher Enkel; Grabmäler edler Geschlechter pflastern schmutzige Höfe, und Mosaiken, in deren Ueberresten man Szenen der alten Göttergeschichte erkennt, sind achtlos den Verheerungen des Wetters preisgegeben, und plumpe Rinder wetzen die breiten Hufe an den zarten Gliedern der drei Grazien, an dem herkulischen Leibe Neoptolems, an den grauen Haaren des verzweifelnden Priam.

Sie stehen da, alle diese Denkmäler, begraben in Schmutz, achtlos verletzt, rührende oder gewaltige Erinnerungen aus der alten Zeit, aber gemeines Material für den Walachen, dessen rauhe Sandalen gleichgültig an die umgestürzte Säule stößt, die ein Volk unsterblich machte, von dem er abzustammen so stolz ist.

„Es muß ein gewaltiges Geschlecht gewesen sein," murmelte Philipp, indem er vorüberreitend die Denkmäler betrachtete, „das so gebaut hat! Es muß ein stolzes Geschlecht gewesen sein, das seinen Ruhm der Ewigkeit durch sterbliche Schöpfungen des Meißels aufzutrotzen gedachte! Und sieh, die Jahrhunderte kommen und gehen und wie viele werden noch vergehen, eh' alle diese Spuren vernichtet sind!"

Unter diesen Gedanken verließ er das merkwürdige Dorf, wandte sich links und ritt jene süd-westlichen Höhen hinan, welche den größern Gipfel, den Retyesát, umlagern. Verschiedene dieser Hö-

ben ragen steil aus dem Thale empor, und vorzüglich ist es ein schroff und eigenthümlich gebildeter Hügel, welcher die Betrachtung auf sich zieht. Unweit des linken Ufers der Strell nämlich, welche rauschend und schäumend das Thal seiner Breite nach durchströmt, ist ein Hügel sichtbar, dessen eine Seite jäh abgeschnitten in die Tiefe hinabreicht. Die Zinnen dieses Hügels schmückt eine zerfallene Ruine, nur wenige Ueberbleibsel eines alten Schloßes. Philipp, der immer höher steigend eine großartige Aussicht über das ganze Thal von Hatzeg erreichte, wandte einen sinnenden Blick auf diese Ruinen, die mit der Oede der Herbstlandschaft in einem eigenthümlichen Einklang standen. Unweit von ihnen rollte die Strell ihre glänzenden Fluthen vorüber, und auf der andern Seite thürmte sich in kolossalen Umrissen der Retyesät empor, der wie trotzend auf seine durch Aeonen geprüfte Unvernichtbarkeit auf das zerfallene Menschenwerk zu seinen Füßen niederschaute. Strom und Berg schienen zu Schützern des Baues erwählt worden zu sein und doch stand kaum ein Thurm mehr desselben.

Mit nach und nach aber entschwanden diese Anblicke dem Auge Philipp's, da er tief in mächtige Forste eindrang, deren dicht beieinader stehende Stämme, obgleich meist entlaubt, doch jeder Aussicht wehrten.

Er ritt jetzt bereits vier oder fünf Stunden, und

der frühe Sonnenuntergang stellte sich ein. Die Strahlen der Sonne sanken schnell, und plötzlich flimmerte der dürre Forst von unzähligen Farbenbüscheln, die an den dürren Zweigen zu hängen schienen und das Auge unmäßig blendeten. Da die Sonne jenseits des eisernen Thorpasses unterging, so fielen ihre Strahlen in schiefer Richtung auf die Abhänge des Retyesát und indem sie sich in dem unermeßlichen Gewirre der noch hie und da belaubten Zweige brachen und kreuzten, so entstand die zauberhafte Erscheinung von unzähligen Farbenbüscheln und Farbentropfen, die regellos durch das Gewirre des Forstes wogten. Philipp betrachtete erstaunt und geblendet dies Spiel, als plötzlich das Bellen eines Hundes an sein Ohr schlug und eine unvermuthete Erscheinung ihn fast zwang sein Pferd anzuhalten.

Unter einer schiefen Buche mit langen hernieder hängenden Zweigen gewahrte er plötzlich ein weibliches Wesen, welches mit erstaunter Miene den einsamen Reiter betrachtete. Ein Hund, groß und zottig, stand in drohender Stellung vor ihr, und wies Philipp die Zähne.

Wie einem Zauber unterthan starrte Philipp das Mädchen an. Wie kam dies zarte, unsäglich schöne, in der anmuthigsten Stellung auf einen langen Stab sich stützende Wesen in den öden Hain? Vom Wirbel bis zur Sohle ward das Mädchen ganz Anmuth und

seine Erscheinung schien feenhaft, da das Licht der scheidenden Sonne, in Folge des obenerwähnten Naturspieles, in Perlen von zahllosen Farben um sie herum gleichsam herabrieselte und Gesicht und Körper des Mädchens in einen durchsichtigen Schleier von Licht hüllte. So stand die fremde Erscheinung einige Sekunden da, selbst staunend ob dem Erstaunen des fremden Reiters.

Wir wissen nicht, wie lange Philipp in seiner traumartigen Erstarrung verblieben wäre, wenn nicht das Mädchen nach einem leisen und unverständlichen Ruf, der den Hund bewog sich umzuwenden, einen Schritt rückwärts gethan hätte und plötzlich sammt dem Hunde verschwunden wäre. —

— — — — — — — —

Sechstes Kapitel.

Im einsamen Hause.

Wir bitten nun den Leser, sich mit uns in das einsame Haus zu versetzen, dessen Bewohner, wie er errathen haben wird, eine wichtige Rolle in dieser unserer wahrhaftigen Geschichte zu spielen haben.

Es war am demselben Abend, da Philipp die Abhänge des Retyesat hinauftritt, als in einem wei-

ten, niedrigen Gemache des einsamen Hauses zwei Personen stillschweigend in der Nähe des ungeheuren Kachelofens saßen, dessen Inneres eine wohlthätige Gluht ausströmte.

Die Dunkelheit war bereits eingebrochen, und eine ziemlich trübe Lampe brannte auf einem zu dem Ofen angerückten Eichentische.

An diesem Tisch saß eine Frau und beschäftigte sich mit einer weiblichen Arbeit. Auf der andern Seite des Ofens kauerte ein, wie es schien, noch junger Knecht über einem niedrigen Sitze und verzehrte einen frugalen Abendimbiß.

Diese beiden Personen saßen stumm und selbstvergessen da, als wüßte Keine von dem Dasein des Andern.

Das Gemach, worin sie sich befanden, war lang und breit und mit mannigfachem Hausrath von schwerer und alterthümlicher Form angefüllt. Dem Kachelofen gegenüber hingen mehrere Reihen glänzend geriebenen Zinngeschirres auf welchem die Flamme des Ofens traulich blinkerte. Daneben war eine Wanduhr zu sehen von plumper und schwerer Form, und mit dicken Schlaggewichten versehen, die tief herabhingen. Die Fenster dieses weiten Gemaches waren klein und und nur wenige, und eben jetzt stöhnten sie im Andrang des schweren Nachtwindes, der über die Wälder hinstrich und in seltsamen Tö-

nen um die mürben Ecken des einsamen Baues pfiff. In diese sonderbaren Laute mischte sich zuweilen das langgezogene Heulen eines der Wolfshunde, die den Hof des einsamen Hauses bevölkerten. Nichts destoweniger aber war die Stille, die in dem beschriebenen Gemache herrschte, unangenehm und fast unheimlich.

Die beiden stummen Innehaber dieses Gemaches saßen lange ohne Regung da, bis die langsamen, schnarrenden Schläge der Wanduhr die siebente Stunde ankündeten. Jetzt hob die Frau ihr Angesicht empor und fragte im bekümmerten Tone: „Wo bleibt Veronika wieder?"

Der Knecht stand in diesem Augenblicke auf, strich die Haare aus der Stirne und sagte: „Wenn ihr befehlt, Frau, so suche ich das Mädchen auf."

„Nein," sagte die Frau, „das sollst du nicht thun, du weißt, sie hat es nicht gern, wenn man ihre einsamen Gänge stört."

„Aber Frau," sagte der Knecht, dessen Gesicht noch Jugend, doch zugleich einen finsteren Ausdruck verrieth, „die Wölfe beginnen im Gebirge zu streifen."

Die Frau schauderte.

„Waldman ist bei ihr," sagte sie dann, „und der treue Hund wird sie von Gefahren warnen und schützen."

„Wie ihr meint, Frau," sagte der Knecht kalt und setzte sich wieder.

Die vorige Stille trat ein.

Die Frau bückte sich auf ihre Arbeit, ein tiefer Schmerz flog über ihr bleiches, aber noch schönes Antlitz, und einige schwere Thränentropfen fielen auf den Tisch.

Diese Frau war eine seltsame Erscheinung in diesem einsamen, verrufenen Hause. Sie schien durchaus nicht in die Umgebung zu passen.

Ihr Antlitz war von seltener Schönheit, aber früh verbleicht, obgleich sie kaum einige und dreißig Jahre zählen mochte. Aber weniger die Zeit als früher Kummer schien die Zerstörung ihrer Schönheit bewirkt zu haben, und diesen Kummer bezeugte deutlich das trübe Auge und eine Schwermuth, welche diese hohe weiße Stirn und diesen fest geschlossenen Mund nie verließ. Ihre Gestalt schien hoch zu sein, ihr Wesen war ruhig kalt und ihre Kleidung von der größten Einfachheit. Durfte man aus Allem diesem Schlüße ziehen, so mußte tiefes Unglück hier ein edles Herz gebrochen und seine unauslöschlichen Züge in das Antlitz dieser Frau geschrieben haben. Und dies schien um so natürlicher, als die Erscheinung der Frau eine gewisse stille Ergebung, aber hiebei noch immer die Kraft einer urspünglich starken Seele und ein edleres Wesen verrieth, als es gewöhnlich bei

Menschen von dem bösen Rufe, in welchem die Bewohner des einsamen Hauses aller Orten standen.

Wie schon gesagt, nach dem kurzen Zwiesprach war eine neue tiefe Stille in dem öden Gemache eingetreten.

Plötzlich wurde sie durch ein schlagähnliches Klopfen an dem Hofthore unterbrochen, welches gellend herüber drang und die Kehlen sämmtlicher im Hofe verweilender Hunde zu einem allgemeinen Heulen aneiferte.

„Das ist Veronika!“ sagte die Frau und stand auf.

„Nein,“ versetzte der Knecht, indem er ihrem Beispiele folgte. „Hört wie die Hunde den späten Klopfer empfangen! Das Märchen aber würden sie sogleich erkennen. Es ist ein Gast.“

Die Frau bedeckte sich das Antlitz mit den Händen.

„Der Unglückselige!“ äußerte sie.

„Sollen wir ihn ziehen lassen?“ fragte der Knecht und hielt die ergriffene Laterne zögernd in der Hand.

Mittlerweile wurde das Klopfen am Thore und das Bellen der Hunde im gleichen Verhältnisse immer stärker.

„Oeffne!“ sagte die Frau. „Ein Verirrter vielleicht, welcher rasch wieder fortreitet.“

Der Knecht zündete die Laterne an und ging hinaus.

Der Ankömmling, der offenbar mit einer mächtigen Stimme begabt war, fluchte auf ungarisch und unter Begünstigung dieser energischen, gleichsam rasselnden Sprache mit großem Eifer über die Unart der Hunde, welche, wie es schien, den späten Gast ungern einließen. Dann hörte man, wie der Knecht ihn zurechtwies, das Pferd des Fremden in einen Stall zog, und wie dieser mit klingenden Sporen rasch über den Hof auf das Gebäude zukam.

Von dieser Seite lief an demselben ein niedriger hölzerner Gang hin, den man mittelst weniger Treppen erstieg. Die Gemächer des einsamen Hauses gingen, in einer Reihe fortlaufend, sämmtlich auf diesen Gang hinaus, was denn das Auffinden der ganz gleichen Thüren bei Nacht sehr erschwerte. Der Fremde, der mit raschen Schritten die Treppe hinauf gekommen war, tappte daher eine Zeit lang brummend an mehreren verschlossenen Thüren herum, bis er endlich an die rechte kam und sich nun mit einem großen Schritte plötzlich in einem wohnlichen, behaglich erwärmten Zimmer befand.

Dieser Fremde aber war kein Anderer als Philipp Reibitz.

Der junge Mann sah in dem Momente, wo er

die bleiche Frau erblickte, äußerst erstaunt aus. Es war dies leicht zu erklären.

Als Philipp in den Hof des einsamen Hauses eintritt, hatte er die Rolle bereits bedacht, die er unter den Bewohnern des einsamen Hauses spielen zu müssen glaubte. Er hatte, so zu sagen, seine Lagermanieren hervorgeholt, da er unter Spitzbuben deren Nothwendigkeit längst erkannt hatte, und somit war er gerüstet unter die Söhne der Sünde zu treten. Er hatte die Unart der Hunde benützt, um sich durch die erwärmende Kraft gotteslästerlicher Reden zu seinem glorwürdigen Geschäft gleichsam vorzubereiten, und war daher im rechten Feuer in das Gemach getreten, wohin ihn der Knecht gewiesen. Seine Erwartung aber, mitten in eine Spitzbubenwirthschaft zu gerathen, war gänzlich getäuscht, als er sich vor der ernsten, fast gebieterischen Erscheinung befand, die allein das Gemach einnahm. Der Wechsel in in ihm war plötzlich und rasch; in dem Wesen der Frau lag etwas, was ihm unwiderstehlich gebot, seine Rolle fallen zu lassen und er that dies mit Erstaunen und zugleich mit einiger Befangenheit.

Er grüßte nach gesitteter Kriegerweise die Frau, deren stilles, glänzendes Auge auf ihm haftete, und dann fügte er eine Entschuldigung bei, daß er zu so später Stunde die Bewohner des Hauses gestört habe.

„Ihr seid willkommen!" sagte die Frau in einem Tone, dessen Wärme vielleicht durch die Jugend Philipp's hervorgerufen wurde. Und in ihrer ruhigen Weise zeigte sie auf einen Sitz.

Philipp benützte das Anerbieten und fuhr nach einem forschenden Blicke auf die Frau fort:

„Wollt die Güte haben, werthe Frau, und mir sagen, ob ich den Herrn des Hauses diesen Abend hier antreffen werde?"

„Mein Mann ist nicht zu Hause," erwiederte die Frau in bedeutend kälterem Tone. „Er wird diesen Abend jedoch kommen."

Gestattet mir also," sagte Philipp, „ihn zu erwarten."

„Das steht Jedem frei, welcher Geschäfte mit meinem Manne hat," sagte die Frau nun eisig kalt.

Philipp wunderte sich nicht wenig ob der Veränderung in d.m Tone der Frau, aber da er kein Recht hatte, sie deshalb zu befragen, so schwieg er und betrachtete unterdessen verstohlen die seltsame Hausfrau der einsamen Herberge.

Diese trat an einen Schrank und holte aus demselben eine Weinflasche und einen tiefen zinnernen Becher hervor, welche Gegenstände sie vor Philipp hinstellte und so gleichgültig als früher sagte: „Verschmäht die Erfrischung nicht, bis der Hausherr kömmt."

Philipp fühlte sich einigermaßen gekränkt durch

die Kälte dieser Frau, doch schluckte er seinen Aerger in einem Glase Wein hinab und begann ein gleichgültiges Gespräch.

„Das ist ein einsamer Bau," sagte er, „so versteckt in den Wäldern, daß ich ihn nur mit Mühe und Zeitaufwand gefunden habe. Es fehlte nicht viel, so hätte ich die Nacht im Freien zubringen müssen, was mir und meinem Pferde keineswegs angenehm gewesen wäre."

„So hattet ihr euch verirrt?" fragte die Frau.

„So ist's. Ich verfolgte wie ein Thor, das lieblichste Wesen, das ich je gesehen — — aber genug, ich war in ein Gewirr von Riesenstämmen und zähem Unterholz gerathen, wo ich jeden Augenblick befürchtete, mein Pferd ein Bein brechen zu sehen. Auf die rechte Spur leitete mich endlich das Geheul der Hunde in eurem Hofe."

Die Frau schien eine Erwiederung für unnöthig zu halten und blieb stumm.

„Die Wahrheit zu sagen," fuhr Philipp fort, ich kenne jeden Winkel dieses schönen Thales, aber trotz der genauen Beschreibung, die man mir von der Lage dieses Hauses entworfen, sah ich mich doch eine Stunde lang außer Stande einen Weg zu bestimmen."

„Fremde betreten unsere Schwelle gar selten," gab die Frau eintönig zur Antwort.

„Nun, was das betrifft, gute Frau, so bin ich

ein guter Bekannter schon von eurem einsamen Hause. Denn es wies mich ein Mann hieher, der mit eurem Gemahl vertrauter sein mag, als ihr vielleicht wißt. Es ist Meister Hopprich, ihr kennt ihn vielleicht."

„Ich sage nur vielleicht," unterbrach sich Philipp rasch, indem er den Ausdruck tiefen Abscheus in den Zügen der bleichen Frau wahrnahm, und daher der Meinung war, er habe sie beleidigt. Denn er mußte sich gestehen, eine Frau, gleich der vor ihm Sitzenden, konnte nicht mit Schurken von Hopprich's Gattung in Verbindung stehen, und obgleich ihr Aufenthalt in diesem verrufenen Hause nicht sehr für ihre sittliche Empfindlichkeit sprach, so war Philipp's Seele doch zu vertrauungsvoll um unter dem edeln Gesichte der Frau eine Verbrecherin zu ahnen.

Das Zartgefühl, welches aus den letzten Worten des jungen Mannes hervorleuchtete, schien Eindruck auf die Frau gemacht zu haben, denn sie wandte ihre Augen mit theilnehmendem Ausdrucke auf den Jüngling und sagte in weicherem Tone als früher:

„Fragt nicht, Herr, fragt nicht mich! Aber laßt mich mein Bedauern äußern, daß eure Jugend mit so gräßlichen Gesellschaftern Verkehr hat!"

Philipp war tief betroffen über den Ausdruck der Theilnahme in dem Tone und den Worten der Frau. Doch zugleich fühlte er einen unerklärbaren Drang seine Verhältnisse mit Hopprich vor dieser Frau zu

rechtfertigen, so weit sie zu rechtfertigen waren, als müsse ihm an der guten Meinung dieser unbekannten Frau, die vielleicht entsetzliche Verbrechen auf ihrer Seele hatte, mehr liegen, als an dem Geschrei der ganzen Welt. Seine Wangen färbten sich und er sagte mit innerer Bewegung:

„Glaubt nicht, werthe Frau, ich sei ein Frevler gleich dem dicken Hepprich, aus dem Grunde, daß ich in seiner Gesellschaft mich zu Zeiten herumtreibe. Ich bin, wie ihr mich vor euch seht, ein Sohn des wüsten Krieges, ein wilder, leichtgesinnter Junge, den seine Mutter mit ihren sanften Lehren zu bessern suchte, dem kein Vater je mit belehrendem Beispiel voranging. Im Lager und unter rohen Gesellen bin ich aufgewachsen, bin selbst ein roher Gesell, aber der böse Feind soll mich holen — entschuldigt mich, das Fluchen ist eine alte Unart von mir, die ich mir abzugewöhnen gedenke — aber wollt' ich sagen, ich war nie ein schlechter Kerl, das schwöre ich euch bei meiner Kriegerehre! — und was meinen Umgang mit so schurkischen Gesellen betrifft, als Hepprich ist, so muß ich sagen, daß ich zwar immer ein wilder, unachtsamer Soldat war, daß ich aber zugleich bessere Sitten immer hoch gehalten habe, und ein Anderer war unter Spitzbuben und rohen Söldnern, ein Anderer unter ehrlichen und ehrsamen Leuten."

„Was aber führt euch in dies Haus?" fragte

die Frau, die mit Theilnahme zugehört hatte, denn Philipp's Art und Weise seine schlechteren Eigenschaften einzugestehen war so offen, so frei und ohne Hinterhalt, daß man das Bekenntniß selbst eines ernsten Fehlers ihm gerne verzeihen mochte. „Habt ihr nicht gehört, was man im Thale von dem einsamen Hause erzählt?“

„Nun,“ sagte Philipp schonend,“ sollte Alles wahr sein, was man mir gesagt, so wäre ich in schwerer Bedrängniß, eure Gegenwart, werthe Frau, in einem so bösen Hause natürlich zu finden. Nun seht, einerseits glaub ich nicht alle die Mähren, die man mir erzählte, und anderseits trieb mich Neugier, Verwegenheit, nennt es, wie ihr wollt, herauf. Und mich dünkt was ich bis jetzt sah und hörte, gäbe einen guten Beweis dafür ab, daß das einsame Haus kein böses Haus.“

„Glaubt das nicht,“ sagte die Frau in leisem bebenden Tone, „ist es nicht natürlich, daß euch ein Mann, wie Hopprich, nur in ein Haus der Frevel weisen konnte?“

Der junge Mann blieb bei dieser Erwiederung einige Sekunden stumm vor Erstaunen.

„Aber Hopprich ist ein Freund eures Gemahls,“ sagte er dann zögernd.

Der Eindruck dieser wenigen Worte auf die Frau war heftig und peinlich.

Sie wandte das Haupt bei Seite, drückte ihre Hände auf die Brust und brach in Thränen aus, die, schwer und selten, nur von dem tiefsten, mit erliegender Kraft verhaltenem Schmerze, ausgepreßt sein konnten.

Philipp betrachtete die Unglückliche mit wachsendem Erstaunen, und eine bange Ahnung überkam sein starkes Herz. Da wurde ein lautes Klopfen an der Thüre des Gemaches gehört, und unmittelbar darauf trat, in einen kurzen Kriegermantel gehüllt, ein Mann ein.

„Habt guten Abend!" sagte dieser Mann mit klangvoller Stimme und näherte sich langsam dem Ofen.

Philipp fuhr bei dem Klang dieser Stimme ungestümm empor, heftete einen raschen Blick auf den Nahenden und schien geneigt, einen Ausruf auszustoßen. Aber der Fremde, in dessen Antlitz ebenfalls Staunen zu lesen war, trat rasch einen Schritt zur Seite, und wechselte, indem er die Hand zu den Lippen empor hob, einen Blick vertraulichen Einverständnisses mit dem jungen Mann. Dieser verbeugte sich sogleich achtungsvoll und sank auf seinen Sitz zurück. Alles dies war in wenigen Sekunden geschehen und der Bemerkung der Hausfrau gänzlich entgangen, indem sie beschäftigt war, alle äußern Anzeichen ihrer Gemüthsbewegung mit innerlicher Anstrengung zu verwischen.

„Die Nacht hat mich im Gebirge überfallen," fuhr der Fremde nach seinem Eingangsgruße mit der nämlichen wohllautenden Stimme und fortwährend in ungrischer Sprache fort, „darf ich euch ersuchen, gute Frau, mich über Nacht zu beherbergen?"

Die Geberde, womit der Fremde seine Bitte begleitete, war überaus gewinned, denn sie wurde unterstützt durch den Ausdruck eines schönen, männlichen Antlitzes. In der That bot der Fremde, nachdem er seinen Mantel abgeworfen, und in die helle Beleuchtung des Feuers und der Lampe getreten war, ein vollendetes Bild entwickelter und gereifter männlicher Schönheit.

Seine Gestalt war kaum hoch zu nennen, sie schien eher der mittleren Größe anzugehören, aber die Kraft und das schöne Verhältniß, welche sich in den Gliedern kundgaben, der feste, schlanke Oberleib und die edle Form des Gesichtes machten den Mann dennoch zu einer gebietenden Erscheinung. Die hohe reinweiße Stirn und der gefällige Schnitt des kleinen Mundes, dessen Oberlippe ein kleiner Schnurrbart zierte, gaben seinem Gesichte etwas weiblich Anmuthiges, während das strahlende Auge, die leicht gebogene Nase und das kräftige Kinn männliche Entschlossenheit und hohen Muth aussprachen, der, dem Feuer des Auges und der vollen Stirnader nach zu schließen, von ungewöhnlich starken Leidenschaften unterstützt wurde.

Das ganze Wesen des Fremdlings zeugte übrigens vom hohen Stande desselben, obwohl seine ungarische Kleidung ziemlich unscheinbar sich ausnahm. Dagegen war der krumme Säbel, welcher an seiner Seite hing, von trefflicher Arbeit und prächtig ausgeziert.

Unterdessen hatte die Hausfrau ihre Fassung wieder erreicht und versetzte nun auf die Bitte des Fremden: „Edler Herr, es ist unsre Pflicht Gastfreundschaft auszuüben, nehmt daher vorlieb, wenn ihr nicht fürchtet, in einem Haus von so bösem Rufe die Nacht zuzubringen.“

Die letztern Worte wurden mit einem hörbaren Nachdrucke ausgesprochen, welcher dem Fremden auffiel.

St. Stephan!“ rief er aus, „das klingt ja fast wie eine Warnung.“

„Vor dem einsamen Hause wird Jeder gewarnt,“ sagte die Frau, die sich an dem Ofen zu schaffen machte.

„Doch kommt die Warnung von Weiberlippen,“ versetzte der Fremde heiter, „und solche Warnung — mit eurer Gunst, schöne Frau, sei's gesagt — pflegen Krieger zu belächeln.“

Die Hausfrau des einsamen Hauses blieb stumm, stellte aber eine neue Flasche auf den Tisch und ging dann an die Bereitung eines Imbisses. Denn in jenen Zeiten, wo die Speculation die Straßen noch nicht

mit Wirthshäusern besäet hatte, war die Gastfreundschaft eine heilige Pflicht, und der Fremde hatte seine Bitte in der vollen Ueberzeugung gethan, er wie jeder Andere sei willkommen. Und seine eigene Nation, die ungarische, war durch ihre Gastfreiheit allzu berühmt als daß er gezögert hätte, ähnliche Verdienste wo immer in einem Lande zu erwarten, dessen größern Theil diese Nation inne hatte.

Er ließ sich demnach behaglich auf den von der Hausfrau verlassenen Sitz nieder und begann mit Philipp sich in jener allgemeinen Weise zu unterhalten, welche ein Gespräch zwischen Fremden bezeichnet. Allmählich aber gewann das Gespräch eine andere Farbe, und als die Hausfrau sich mehrere Minuten an einem Schranke verweilte, aus welchem sie einiges zu ihrem Geschäfte Nothwendige herausnahm, lehnte sich der Fremde über den Tisch und fragte rasch und flüsternd: „Welch' ein Ungefähr bringt dich herauf, mein tapfrer Philipp?"

„Gnädigster Herr," versetzte Philipp eben so leise—

„Geh zum Henker mit deinem gnädigsten Herrn!" unterbrach ihn der Fremde rasch, „du weißt, wie ich heiße, und überdies kennst du mich diesen Abend über nicht. Hörst du?"

„Nun, eure Gesundheit, schöne Frau!" rief der Fremde plötzlich und hob sein gefülltes Glas, nachdem die Frau wieder an den Herd getreten.

Die Frau nickte leichthin in einer Weise, die mehr Würde verrieth, als ihrem Stande zuzukommen schien.

Dem beweglichen Auge des Fremden, der an so kühle Entgegnung nicht gewöhnt sein mochte, fiel dies Betragen auf.

„Bei meinem Eid!" rief er, „eure Gastfreundschaft, gute Frau, in Ehren, aber ihr seid kühl gegen eure Gäste!"

Die Angeredete trat bei diesen Worten an den Tisch, ergriff das noch ungeleerte Glas, brachte es an ihre Lippen und setzte es dann wieder hin, indem sie ernst sagte: „Mögt ihr glücklich reisen, edler Herr!"

„Wie?" rief der Fremde, von dem Ton ihrer Stimme betroffen, „wißt ihr mir Gefahren zu verkünden?"

„Wie könnt' ich das?" versetzte die Frau in ihrer gewöhnlichen kalten Weise; „ich habe keine Kunde von eurem Pfade, edler Herr, und bin der Meinung, euer tapfrer Arm werde jede Gefahr bei Seite räumen."

„Das klingt fast wie eine Prophezeihung, gute Frau," sagte der Fremde munter, „aber St. Stephan, wie ist mir? Ich meine euch sonst wo gesehen zu haben —"

Die bleiche Frau stand noch immer an dem Tische und das Licht der Lampe fiel daher voll auf ihre rührenden schmerzgewohnten Züge.

Bei den Worten des Fremden bebte sie unmerk-

lich, sie warf einen scharfen Blick auf ihn, als wenn sie ebenfalls in ihrer Erinnerung nach seinem Bilde suche, aber dieser Blick schien sie nicht zu befriedigen und sie versetzte, indem sie von Neuem an den Herd trat, kalt und ruhig, wie immer: „Möglich, edler Herr, ich war vor dem auch andrer Orten."

Und nun beschäftigte sie sich ausschließlich mit Bereitung des Abendimbisses, den sie in Kurzem auf den Tisch setzte und die beiden Männer einlud, zuzusprechen. Sie selbst zog sich in einen entfernten Theil des Gemaches zurück und nahm ihre Arbeit wieder vor.

Die Beschäftigung, welche das Abendessen veranlaßte, war beiden Gästen willkommen, denn die Pause, welche nach den Worten der Hausfrau eingetreten, war drückend für Alle in dem Gemache Befindliche, und vorzüglich für die beiden Gäste, die sich gezwungen sahen, die einmal aufgenommene Rolle der gegenseitig Fremden fortzuspielen. Ein Gespräch mußte demnach lästig fallen, und darum war Beiden der Imbiß willkommen, welcher sie der Nothwendigkeit, höchst gleichgültige Reden zu führen überhob. Philipp selbst fühlte sich in mehr als einer Hinsicht unbehaglich, einmal ob dem mit der Hausfrau geführten beunruhigenden Gespräche und dann, weil er voraussah, daß der Fremde durch sein Verweilen in dem einsamen Hause sich großen Gefahren aussetzte. Die Ankunft des Herrn vom einsamen Hause war

stündlich zu erwarten, und nach Allem, was Philipp von Demselben gehört, war er gefaßt, einen kühnen Abenteurer in ihm zu finden, der mit Verbrechen so vertraut war, als mit den Waffen seines verwegenen Standes. Zwar hatte Philipp eine schwache Hoffnung durch seinen Einfluß auf den Genossen Heyprichs den Fremden zu schützen, aber, wie gesagt — es war eine schwache Hoffnung, denn das Aeußere des Fremden verrieth gar zu viel, was den Eigennutz eines Räubers locken mußte. Der Muth, die Kraft und die Gewandtheit des kühnen Gastes waren schwache Wehren gegen einen Bösewicht, der von einem Dutzend verbrecherischer Knechte unterstützt wurde. Philipp brannte demnach vor Begierde, den Fremden zu warnen, doch war dies in Gegenwart der Hausfrau unmöglich. Und um die Unbehaglichkeit Philipps zu vermehren, saß der Gast so ruhig da und verzehrte so gemächlich und heiter die vorgesetzten Speisen, daß deutlich einzusehen war, er ahne nicht einmal die Gefahr seines Aufenthaltes im einsamen Hause.

Die drückende Stille, die in dem Gemache herrschte, wurde plötzlich durch einen seltsamen Vorfall unterbrochen.

Eine Kinderstimme rief aus einer dunklern Ecke des Gemaches in hellen, freudigen Lauten: „Mutter, Mutter, komm', sieh nur!“

„Komm' hervor, Anna,“ sagte hierauf die

milde Stimme der Hausfrau; „komm' fürchte dich nicht!“

„Nein, nein,“ ließ sich die Kinderstimme von Neuem vernehmen, „da sitzen wieder die dunkeln Männer, die meinen Kranz zerreißen. O komm' zu mir, sieh wie schön!“

Die Mutter stand mit einem tiefen Seufzer auf und näherte sich dem Winkel, von wo aus die Stimme des Kindes erklungen. Nach einer Weile kam sie zurück und führte ein Kind an der Hand, das sich aber scheu in den Gewändern der Mutter zu verbergen suchte.

„Sieh dich um,“ sagte diese mit sanfter liebevoller Stimme, „es sind nicht die dunkeln Männer da, die deinen Kranz zerreißen, es sind andere freundliche Männer. Sieh nur auf!“

Das Kind wickelte sich aus den Gewändern der Mutter heraus und stand plötzlich hell angestrahlt von der Lampe und von der Flamme des Ofenfeuers da.

Welch' ein Anblick!

Ein längliches, vollkommen bleiches Antlitz, umhangen von fast weißen, herabfallenden Haaren, auf denen ein schlecht gewundenes Kränzchen von meist verwelkten späten Herbstblumen saß! — Die übergroßen hellblauen, wässerigen Augen mit starrem, leerem Ausdruck auf die Fremden geheftet! — Der Körper des armen Wesens schmächtig, krankhaft gebeugt! — in jedem Zuge des Angesichtes unheilbarer

Blödsinn! — so starrte das etwa fünfjährige Kind die ihm neue Erscheinung lange an. In seinem schwachen Geiste kämpfte die neue Vorstellung mit der Erinnerung an die alte, aber sein getrübter Verstand wußte sie nicht zu vereinen und, in Thränen ausbrechend, sank es zu Boden. Die Mutter ließ einen schneidenden Schrei hören, hob dann das arme Wesen auf und suchte es mit tausend Liebkosungen zu beruhigen.

„Arme Mutter!" sagte der Fremde halblaut, während diese ihr Kind liebkosend auf ein Bett legte, um es einzuschläfern.

Die Worte waren aber gehört worden. Die Hausfrau des einsamen Hauses, welche vielleicht seit langen Jahren kein Wort des Mitgefühles vernommen, die in einer Umgebung leben mochte, wo menschliche Empfindung längst versiegt war, fühlte eine ungewohnte Erschütterung bei diesen einfachen wenigen Worten. Sie neigte sich über ihr Kind und ein tiefes schwer verhaltenes Schluchzen drang schneidend zu den Ohren der Gäste.

„Menschliches Geschick!" murmelte Philipp vor sich hin, während fieberhafte Bewegung ihn durchschauerte, „welche entsetzliche Lasten hast du hier wieder einem edeln Herzen aufgebürdet? Meine Muthmaßungen verlieren sich in einem schrecklichen Abgrund heimlicher Frevel und unsäglicher Leiden! — Wel-

cher gräßliche Geist der Hölle schwingt seine Flügel über diesem Hause? Noch ist alles, was ich sah und hörte, Ahnung schwarzer Verbrechen — und übermenschlichen Elendes!"

Der Eindruck des erschütternden Vorfalls, den wir eben geschildert, wurde plötzlich verwischt durch den Eintritt eines Wesens, dessen magisch-wirkende Anmuth, einer heitern Sonne ähnlich, die düstre Stimmung des Gemaches rasch aufklärte.

Siebentes Kapitel.

Das Mädchen aus dem einsamen Hause.

Die Thür wurde geöffnet, und einem voraus-springenden großen Hunde folgte ein junges Mädchen von etwa sechzehn Jahren.

„Wie?" murmelte Philipp und eine tiefe Röthe überflog sein Antlitz, während nur eine kräftige Anstrengung ihn abhielt, aufzuspringen, „welch seltsames Zusammentreffen bringt dieser Abend!"

Das junge Mädchen hatte ebenfalls und sogleich den einsamen Reiter erkannt, und ein heimliches Lächeln schien um seinen Mund zu kämpfen, aber plötzlich verschwand dies, und indem es seine Augen starr

auf den Fremden heftete, begann eine tiefe Bewegung seine Züge zu erfüllen, und sein Busen hob sich in ungestümen Athemzügen. Der Fremde, mehr an Beherrschung seiner selbst gewöhnt, schien ruhig, aber ein seelenvoller Blick seines strahlenden Auges fiel auf das Mädchen.

„Guten Abend, Mutter!“ sagte das schöne Wesen mit leiser Stimme und setzte sich still auf einen der Stühle, während sein zottiger Begleiter freudig winselnd an dem Fremden, wie an einem alten Bekannten, emporsprang.

Die bleiche Frau hob ihr Haupt empor und sagte mit abgewandtem Antlitz, denn ihre Thränen flossen noch, aber mit einer Stimme, welche nicht vorwurfslos war: „Du warst wieder im Walde, Veronika!“

„Waldmann war mit mir,“ erwiederte das Mädchen und barg sein Angesicht an dem zottigen Kopfe des Hundes, der bei Nennung seines Namens herbeigesprungen war und behaglich knurrte, als die Hand der jungen Herrin seinen rauhen Leib streichelte.

Tiefe Bewegung sprach sich seit dem Erscheinen des jungen Mädchens in den Zügen der beiden Gäste aus. Das schöne Angesicht des Fremden strahlte von innerem Vergnügen, und sein lebhaftes Auge wandte sich von Zeit zu Zeit auf das junge Mädchen, dessen Blicke aber fortwährend auf den Hund geheftet blieben. Philipps Angesicht trug den Ausdruck sinnenden

Ernstes, während seine raschen lauten Athemzüge eine innere Erregung ankündeten. Sein Auge flog gleich dem des Fremden zu dem jungen Mädchen hinüber und starrte, wie unfähig sich loszureißen, dasselbe oft minutenlang an. Es war ersichtlich, daß sein Gemüth einen tiefen Eindruck empfangen, daß dieser Eindruck ihn eben jetzt gänzlich beschäftigte, kurz, daß er einem Gefühl zu unterliegen im Begriffe war, welches durch Tiefe und Leidenschaft weit verschieden war von dem Antheil, welchen die reizende Erscheinung Fatima's in ihm erweckt hatte.

Aber obgleich das Auftreten des jungen Mädchens den Empfindungen aller in dem Gemache Befindlichen eine neue und heitere Richtung gegeben hatte, so schien doch eben die Tiefe dieser Empfindungen eine neue, einförmige Stille hervorrufen zu wollen. Der Fremde allein, dessen lebhafter Geist sich dem Zwange des Augenblicks nicht lange unterwerfen mochte, nahm das Wort und rief in seiner gewinnenden aber zugleich gebieterischen Weise, welche ihm ein Recht auf die Gastfreundschaft seiner Umgebung einzuräumen schien:

„Wollt ihr uns nicht noch eine Flasche eures Getränkes zukommen lassen, gute Frau? Um munter zu sein, fehlen uns noch einige Gläser des feurigen Tranks."

Bei diesen Worten stand das junge Mädchen auf,

warf das schwere Obergewand von Pelzwerk ab und näherte sich dem Tische.

Die Blicke der beiden Gäste fielen nun unwillkührlich auf das hereintretende Mädchen.

Nie war ein vollkommeneres Ebenmaß, ein feineres und zarteres Verhältniß aller Formen, nie war eine so süße und natürliche Anmuth in jedem Zuge des kindlichen und doch unmerklich ernsten Gesichtes von beiden Männern gesehen worden. Sie nahte mit leicht gesenktem Haupte, welches eine breite, blonde Haarflechte, einem Stirnbande nicht unähnlich, umgab. Der zarte, tiefgefärbte Mund schien eben jetzt ein Lächeln nur mühsam unterdrücken zu können, die Wangen glühten, wahrscheinlich der eben verlassenen Kälte wegen, und über den feinen Brauen prangte eine reine, blendend weiße Stirne, die allein schon genügt hätte, diesem Antlitz den Stempel unerschütterlicher jungfräulicher Würde aufzudrücken. Aber die Augen, die das Mädchen auf Momente erhob, sprachen mehr als alles Andere eine keusche, heilige Reinheit der Seele aus. Das Blau derselben war tief, glänzend und obgleich der Strahl schüchtern, doch voll Leben und Empfindung.

Dies anziehende Wesen näherte sich dem Tische woran Philipp und der Fremde saßen. Eine einfache, anschließende Tracht machte die Zartheit und die Schmiegsamkeit seines Körperbaues bemerklich. Es

war der Zauber der reichsten Lieblichkeit über die ganze Gestalt ausgegossen.

Veronika fühlte die bewundernden Blicke der Gäste, sie erröthete, sie wagte es nicht die Augen emporzuheben, sie griff mit zitternder Hand nach dem Gefäße, das sie füllen sollte. Der Fremde reichte ihr dasselbe hin, und seine Hand streifte die ihrige. Bei dieser Berührung bebte sie, und dann das ganze Antlitz mit Purpur übergossen, stand sie da — ein Bild der süßesten Scham.

Aber ein wachsamer Blick hatte den kleinen Vorfall bemerkt. Philipps Auge starrte wie angefesselt das liebliche Wesen und das Augenspiel des Fremden an. Sein Gesicht war von erschreckender Blässe überzogen, s.ine Hand umschloß krampfig die Ecke des Tisches und sein Mund hatte keinen Laut für den Sturm seines Innern.

Es war wie Schuppen von seinen Augen gefallen. —

In dem Augenblicke, wo er das Erwachen einer mächtigen Leidenschaft gefühlt, hatte er zugleich erkannt, was den Fürsten Kemény (denn diesen hat der Leser wohl längst in dem Fremden geahnt) im Thal von Hatzeg mitten unter Feinden fesselte. Ein Moment hatte ihm das Verhältniß entdeckt, worin der Fürst mit dem jungen Mädchen stand, und dieser Moment hatte mörderisch die raschen Hoffnungen des jun-

gen Mannes angefallen. Er hatte die Macht und zugleich die Hoffnungslosigkeit einer leidenschaftlichen Liebe und zwar einer ersten Liebe in derselben Minute erkannt. In seinem Gehirn wirbelte es, und seine Besinnung drohte unter schmerzhaften Einflüssen zu schwinden.

Jetzt brachte Veronika das verlangte Getränke, füllte die Becher, nippte leicht an dem Pokale des Fürsten und stellte ihn wieder hin, indem sie mit leiser Stimme sagte: „Euer Heil, edler Herr!"

„Und dein Glück, liebes schönes Kind!" rief der Fürst, und es lag tiefe Empfindung in seiner wohllautenden Stimme. Veronika dankte kaum vernehmbar, und nahm ihren Sitz wieder ein, nachdem sie einen Rocken hervorgeholt.

Doch der Fürst schien nicht geneigt, die vorige Stille wieder aufkommen zu lassen, sondern er rief, sich heiter umsehend:

„St. Stephan, da sitzen wir stumm wie Fische, und ich denke doch, es sei in manchen von uns Frohmuth genug, um rasche, heitere Worte zu bilden. Frisch, ihr da, junger Mann, schaut nicht so mürrisch drein, erzählt uns irgend einen Schwank, einen Spaß aus dem Lager, denn mich dünkt, ihr müßtet dergleichen wissen und zu erzählen verstehen.

Philipp war aber wenig geneigt dieser Aufforderung Genüge zu leisten. Er schüttelte den Kopf und

sagte ernst: „Entschuldigt mich, die Geschichten der Gegenwart, die ereignißvoll an uns vorübereilt, haben mir die alten Schwänke ausdächtig gemacht."

„Dann wend' ich mich an euch, schönes Kind," rief der Fürst zu Veronika gekehrt. „Es gibt, so viel ich weis, manche hübsche Sage in diesem lieblichen Thale, welche, wie ich geneigt bin bei meinem Schwert zu schwören, aus eurem Munde allerliebst klingen würde."

Veronika warf einen Blick auf ihre Mutter und sagte dann mit tiefem Erröthen:

„Wenn ihr erlaubt, edler Herr, ich weiß eine schöne alte Geschichte zu erzählen, aber sie hat einen traurigen Schluß."

„Nur zu," rief der Fremde heiter, „wir hören gerne."

Veronika schob ihren Rocken bei Seite, hob ihre Augen empor und ließ sie einige Sekunden in die auf sie gerichteten Augen des Fürsten fallen. Dann schlug sie dieselben mit neuem tieferem Erröthen nieder und hub an eine jener Sagen zu erzählen, die so manche liebliche Stelle Siebenbürgens mit den Blumen einer einfachen, volksthümlichen Poesie schmücken.

Sie begann:

„Am Fuße des Retyesát, wo die rauschende Strell vorüberfließt, erblickt man einen steilen Hügel, dessen Höhe mit den Trümmern eines alten Schlosses be-

deckt ist. Nach der Seite des Thales ist der Hügel jäh abgeschnitten und eine steile Felsenwand reicht bis zur Spitze desselben hinauf.

An diesem Hügel zieht der einsame Hirte vorüber, schaut schweigend zu dem verfallenen Schlosse empor und kehrt dann heim, wo er den horchenden Mädchen, indeß sie die brüllenden Kühe und die scheuen Ziegen melken, erzählt, wie der mächtige Bau zerfallen. Und mit Thränen in den dunkeln Augen erzählen es die Mädchen weiter, und überall im Thale und an den Ufern der Strell hört man die traurige Sage von der „Spinnerin im Hatzegthal".

Vor vielen Jahren hauste da droben ein reicher mächtiger Graf, dem gehörten alle die Dörfer des lieblichen Thales von den Höhen des Dorfes Szilvasch bis an den rauhen Fuß des Retyezát. Ob alle dem Besitze aber aufgeblasen war der Graf ein stolzer harter Mann der seine Unterthanen schlimmer als Hunde behandelte. Daher nahte dem Schlosse Niemand als die arbeitenden Unterthanen, denn man fürchtete schon dem Blicke des strengen Gutsherrn zu begegnen.

Und dennoch wohnte in dem bösen Schlosse ein zartes, liebliches Wesen, wie nie Eines die grünen Fluren des Hatzegthales betreten. Das war des Gutsherrn Tochter, und die war mildherzig und sanft, und die Jünglinge auf den Weiden des Thales sangen

nur von der Schönheit und Sanftmuth des Mädchens aus dem Schlosse.

Der alte Graf aber hatte beschlossen, sein schönes reiches Kind einem reichen und angesehenen Manne zu vermählen, damit sein Haus zu noch größerer Ehre käme. Aber während er suchte und wählte, hatte das Mädchen schon einem Andern seine Liebe zugewandt, freilich ohne des harten Vaters Wissen und Einwilligung.

Dem sie aber ihre Liebe geschenkt, das war ein armer, niedriggeborner Jüngling aus dem Thale, schlank, gleich den Tannen des Retyesát und schnell und gewandt gleich den hüpfenden Wellen der Strell. Ein einsamer Hirte zog er über die Weiden des Thales und nie durfte er sich in dem Schlosse des harten Grafen blicken lassen.

Auf der Kante jener Felsenwand war ein stilles heimliches Plätzchen, wo dicke breitästige Buchen und ringsum wildes Gestrüppe jeden Lauscher ferne hielten. Dort saß das Mädchen Tag um Tag, und spann, und sah hinaus in das freundliche Thal, wo ihr Geliebter hinter den Ziegen einherstrich. Und dann ließ sie wie spielend am festgedrehten Faden die Spindel an der steilen Felsenwand hinabschweben, und wickelte, wenn die Spindel die Wiesenfläche berührt hatte, den Faden langsam wieder auf. Hieher eilte der Jüngling auf unwegsamen Pfaden an der Seite des Hügels

hinauf, so oft er das Mädchen oben sitzen sah. Damit er aber nicht komme, wenn der strenge Vater oder verrätherische Knechte in der Nähe waren, pflegte sie an der hinabschwebenden Spindel ein Blättchen zu befestigen, worin sie dem Geliebten täglich Nachrichten gab. Dann kam er an der Felsenwand vorüber, las das Blättchen, und war keine Gefahr vorhanden, so eilte er rasch hinauf, wo die Spindel alsbald aufhörte, die Felswand hinabzuschweben.

Aber böse Geister mißgönnten den Liebenden ihr Glück und die Zukunft brachte ein klägliches Schicksal über ihre schuldlosen Häupter.

Unverändert zogen die Wasser der Strell an dem Schlosse vorüber, und unverändert schauten die Wälder des Retyezát das Glück der Liebenden, aber die Freude der Menschen verrinnt wie leichter Schaum, wenn böse Geister ihm dieselbe mißgönnen.

Eines Tages als der Jüngling des Weges kam, und gierig nach dem Blättchen griff, da schrack er zurück, und mußte sich erbleichend und wankend an seinem Schwerte stützen. Denn dieses schrieb ihm das Mädchen:

„Unglücklicher, wir sind verrathen worden. Mein Vater hat geschworen, Dich tödten zu lassen. Flieh' und leb' auf ewig wohl. Ich bin die Braut eines Andern."

Der Jüngling blickte voll tiefen Schmerzes zu

der Höhe empor, wo das Mädchen mit verhülltem Haupte saß. Er sprach kein Wort, er zog sein Schwert und rasch hatte er seine treue Brust damit durchstoßen. Sie aber stand auf des Felsens Höhe und riß ihren Schleier entzwei und blickte lange starr hinab auf den Leichnam des Geliebten. Dann faltete sie die Hände und stürzte sich hinunter, und blieb zerschmettert neben dem Leichnam des Jünglings liegen.

Die im Thale meinten anfangs, es habe eine weiße Taube sich von der Höhe herabgeschwungen, vielleicht verfolgt von einem grausamen Geier, und spät erst hörten sie von dem Schicksal des unglücklichen Paares.

Als der alte Graf die Mähre vernahm, da pries er Gott, daß er die unwürdige Tochter von ihm genommen, und hauste ärger als je in seinem öden Schlosse. Aber er trieb es nicht lange mehr, denn bald darauf starb er in dem einsamen Baue, ein kinderloser, trostloser Greis.

Nach ihm wollte Niemand mehr das alte Schloß bewohnen, und es war als hause ein böser Geist darinnen, so schnell zerfiel der stolze Bau.

Aber der böse Geist war die Rache der Gemordeten! —

Als Veronika ihre Sage geendet hatte, ließ sie ihr Haupt sinken und warme Tropfen fielen in ihren Schooß. Sie hatte die zweite Hälfte ihrer Sage

mit tiefbewegter Stimme erzählt, und sowohl dies als auch der trübe Schluß der eben so zarten als einfachen Erzählung hatte bei den Männern einige Rührung hervorgebracht. Sie schwiegen eine geraume Zeit, bis die Stimme des Fremden einen Dank für die erzählte Sage aussprach.

Philipp seinerseits erinnerte sich der Ruinen und des schroffen Hügels, die er bei seinem Hinaufreiten zum einsamen Hause bemerkt hatte — Ruinen, welche noch heutzutage zu sehen sind, und deren rührende Sage noch immer unter den Bewohnern des Hatzegthales vernommen wird.

Jetzt leerte der Fürst den Rest seines Pokales, stand dann auf und sagte rasch: „Schlafenszeit ist da, gute Frau; so laßt eurer trefflichen Bewirthung nun ein gutes Bette folgen, und ein Mann, der nicht gewohnt ist, undankbar zu sein, wird eure Gastfreundschaft in gutem Andenken erhalten.“

Veronika erhob sich bei diesen Worten und blickte ihre Mutter mit offenbarer Aengstlichkeit an. Diese stand ebenfalls auf und sagte in einem Tone, welcher weit verschieden von ihrer gewöhnlichen Kälte war:

„Edler Herr, ein Bett ist schnell bereit, aber — wißt ihr nicht — man sagt, es sei nicht gut schlafen im einsamen Haus.“

„Gute Frau,“ sagte der Fürst sorglos, „setzt doch

nicht selbst eure Wirthschaft herab. Ich werde vorlieb nehmen."

Veronika faltete ihre Hände und in ihren Zügen war ein quälendes Etwas, was sie aber auszuspre- chen nicht wagte. Philipp hörte mit stumpfer Kälte die Worte des Fürsten an, und schien keine Neigung zu empfinden, sich den Warnern zuzugesellen.

Die Hausfrau des einsamen Hauses wandte sich nun an den jungen Knecht, welcher eben eingetreten war und gebot ihm den Fremden in das Zimmer am Ende des hölzernen Ganges zu führen, wobei sie ihm einen Bund Schlüssel einhändigte. Veronika sah diesem Beginnen mit einem unerklärbaren Entsetzen in ihrem sanften Angesichte zu. Der Knecht aber em- pfing stumm seinen Auftrag, griff nach einer Laterne und schritt voraus. Der Fürst folgte ihm alsbald, nachdem er der Hausfrau und dem jungen Mädchen, letzterm mit kaum merkbarer Weichheit der Stimme, gute Nacht gewünscht und Gelegenheit gefunden hatte, dem jungen Mann im Vorübergehen zuzuflüstern: „Ich will dich sprechen mein Junge!" Gleich darauf war er sammt dem Knechte verschwunden.

Diese Worte weckten Philipp aus seinem dumpfen Brüten. Er faßte sich, überblickte seine Umgebung, wie um sich seine Lage noch einmal zu vergegenwär- tigen, und folgte dann unter einem leicht ersonnenen Vorwande dem Fürsten.

Es würde vergeblich sein, ein treues Bild von dem Geisteszustande Philipps in diesem Augenblicke zu entwerfen. Es war die ganze Macht einer zum ersten Male empfundenen, durch Jugend und Kraft unterstützten Leidenschaft, welche das starke Herz des jungen Kriegers in ihre Gewalt bekommen hatte. Empfindungen einer tiefen, glühenden Liebe füllten dasselbe und zugleich die Besorgnisse und die finstern Entschlüsse einer wilden Eifersucht. Die Letztern begannen einen gefährlichen Charakter anzunehmen.

„Ich seh' es klar," sprach Philipp vor sich hin, indem er langsam dem Zimmer des Fürsten zuschritt, „ich seh' es klar, daß dieses und nichts anderes die Ursache ist, weßwegen er sich in diese Gefahren stürzte. Und ich seh' es, daß er vollen Grund hat so verwegen zu sein, denn sie liebt ihn — das hab' ich deutlich in ihren, in seinen Blicken gelesen. Aber es ist eine unglückliche Liebe, sie wird sie bereuen mit tausend Thränen, denn was hat sie, die Tochter eines Verbrechers, von dem Fürsten Siebenbürgens zu erwarten? Und eben dies kränkt mich tief in der Seele, daß er das schöne, unschuldsvolle Geschöpf so leichtsinnig dem Verderben preisgibt. Und sie liebt ihn dafür!"

„O," fuhr der junge Mann sich immer mehr erhitzend fort, „ich habe den Sinn ihrer Geschichte erkannt, ich habe ihn an ihren Blicken und an dem verwünschten Zuschnitt der Geschichte erkannt. Sie hat

das Verhältniß umgekehrt — er ist der Hochgeborne, sie die Niedrige. Und bei meinem Eid, sie wird ein ähnliches Schicksal erfahren, als jener unglückliche Jüngling! Es wird der Tag kommen, wo der Fürst ihrer vergißt, und der Jammer wird ihr das Leben kosten, wenn ich sie nicht rette."

Philipp stand jetzt still, seine Hände waren geballt, seine Brust arbeitete heftig.

„Ich könnte sie retten," murmelte er dann in abgebrochenen Sätzen, — „er ist thöricht in sein Verderben gerannt, — wenn ich ihn nicht warne — nicht zu retten suche — und wer gebietet mir das? — sie werden ihn — morden — — in den Klüften des Gebirgs wird er dem Gedächtniß dieses Mädchens entschwinden — und ich — werde sie glücklich machen — ja, bei Gott! —"

Philipps Athem war jetzt fast erloschen. — — Aber wie auch die Macht eben geweckter, heißer Gefühle seinen sonst so graden, rechtlichen Sinn betäubte, gewann doch seine Hochherzigkeit, sein noch nie von häßlichen Leidenschaften beflecktes Herz bald wieder die Oberhand.

Den endlichen Sieg des Bessern kündete ein tiefer Seufzer an, dann hob der junge Mann rasch sein Haupt und rief fast laut aus: „Nein — in die Hölle mit diesen Gedanken — ich war noch nie ein Schuft — bei Gott, ich will es nicht werden, wo ich etwas

zu empfinden beginne, das edler ist, als Alles, was ich je empfunden. Ich habe stets gewußt, welchen Weg ich zu gehen hatte, hier war ich in Gefahr einen Schurkenweg einzuschlagen, — aber ich will mir von dieser Leidenschaft nicht gebieten lassen!"

Indem Philipp dies sagte, beschleunigte er seine Schritte und näherte sich rasch dem Zimmer des Fürsten. So sehr seine kräftige Seele an Beherrschung ihrer selbst gewöhnt war, so sehr fühlte er, welche Schwäche ihn in diesem einzelnen Falle überkommen habe, und er suchte daher durch rasche Ausführung eines edeln Entschlusses den Wirkungen der Leidenschaft zuvorzukommen.

„Ich will ihn warnen — retten," murmelte er, „denn er ist mein Fürst, und —" dies Letztere sprach er mit leiser Stimme — „sie liebt ihn und würde dem Kummer erliegen, wenn er ein Opfer der Verbrecher würde."

Und rasch drückte er den Wirbel der Thüre nieder und trat in das Gemach des gefährdeten Fürsten.

Dieser hatte sorglos den Säbel abgeschnallt, den Federhut bei Seite geworfen, und bereitete sich zur Ruhe. Als er den jungen Mann gewahrte, überflog ein gewinnendes Lächeln seiner Züge.

„Willkommen tapferer Junge!" rief er, „zwar dachte ich nicht, dich auf dem Retyesat zu treffen, sondern bei meinem Laszlo in Hatzeg. Aber tapfere Män-

ner sind zu jeder Stunde willkommen. Was für Nachrichten aus unserm untreuen Lande?"

„Hoheit," sagte Philipp ernst, „ich hoffe euch in dieser Nacht vielleicht wichtigere Dienste zu leisten, als ich's in Hatzeg vermocht hätte."

„Was soll das?" fragte der Fürst überrascht.

„Gnädigster Herr," fuhr der junge Mann fort, indem er näher trat, „ihr seid sorglos in ein Haus gekommen, wo, wie ich Grund habe zu vermuthen, Männer von eurem Aussehen lebend nicht wieder entkommen."

„St. Stephan! mein tapfrer Junge, das sind mir lauter Räthsel!"

„Gnädigster Herr" — und bei den folgenden Worten sprach Philipp mit Befangenheit — „ich habe das Glück oder Unglück einen Mann genau zu kennen, der mit dem Herrn des einsamen Hauses näher verbunden ist — als mir lieb. Dieser Mann ist der gewissenloseste Schurke von der Welt. Daraus läßt sich schließen, weß Schlages sein Genosse aus dem einsamen Hause sei. Auch hab' ich vollen Grund, aus den Worten der unglücklichen Frau, welche das Weib des Herrn dieses Hauses ist, auf einen kühnen, an Frevel gewöhnten Abenteurer zu schließen."

„Bei dem Ruhm meiner Väter! du könntest Recht haben, tapfrer Junge. Mir schien in den Worten dieser Frau ebenfalls eine Warnung vor Unglück zu lie-

gen. Aber wie in aller Welt kommen diese Weiber, die doch unschuldig genug aussehen, in eine solche Mördergrube, als dieses Haus zu sein scheint?"

„Gnädigster Herr, was die bleiche, unglücklich aussehende Frau betrifft, so will ich meine Kriegerehre als Pfand einsetzen, daß sie keinen Antheil an den Freveln dieses Hauses hat, daß aber ein gräßliches Geschick, dessen Walten sie nicht entfliehen kann, sie an dies Haus fesselt: was das junge Mädchen betrifft" —

Philipp stockte hier von Bewegung übermeistert.

„St. Stephan!" rief der Fürst mehr lachend als zürnend, „sieht das sechzehnjährige Kind dir vielleicht darnach aus, als hielte sie's mit Mördern und Frevlern?"

„Nein!" sagte Philipp mit tiefer Empfindung; „dies zarte, schöne Wesen ist unschuldig nach Weise der Engel! Wie aber ein solches Geschöpf in eine solche Umgebung gekommen, das ist eine räthselvolle Frage — —

„So gefällst du mir, mein tapfrer Junge!" unterbrach der Fürst den Sprecher mit Wärme, indem er näher trat: „Auf Fürstenwort! noch nie traf ich ein Mädchen von diesen Reizen und dieser Unschuld! Du sagst recht, sie ist geschaffen nach Weise der Engel! Ihr reiner Sinn weiß nichts von den Freveln ihrer Umgebung, er ist unberührt und glänzend wie

das Wappen eines wackern Kriegers! Von ihren Reizen will ich nichts sagen, denn die hast du selbst gesehen und wirst zugeben, daß sie das süßeste Geschöpf ist, welches in diesem lieblichen Thale je emporblühte!"

Philipps Herz zuckte schmerzlich. Die Empfindungen der Liebe und der Bewunderung, welche durch die Worte des Fürsten aufgereizt wurden, erlitten in demselben Augenblicke einen schmerzlichen Angriff durch die erwachende Qual der Eifersucht.

Der Fürst schritt unterdessen lebhaft bewegt in dem Gemache auf und ab, dann näherte er sich wieder dem jungen Manne, legte die Hand auf dessen Schultern, und fuhr in der obenerwähnten Weise fort, denn die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen machte ihn mittheilend:

„St. Stephan, mein guter Junge, du wirst errathen haben, was mich in diesem Thale fesselt. Die Gefahr, in welche ich mich begeben, ist nichts in meinen Augen, da das unter ihrem Drohen genossene, süße Glück der Liebe durch die Gefahr selbst noch erhöht wird. Ich sage dirs, weil ich meine Empfindung nicht länger bezwingen kann, und weil du ein treuer guter Junge bist, der an seinem Fürsten Antheil nimmt.

Sieh, ich liebe dies schöne, unschuldige Mädchen, und werde von ihm geliebt. Natürlich hält sie mich für einen einfachen Edelmann, denn mein eigentlicher

Rang würde ihr Herz mir entfremden. Tief drunten an dem Fuße des Retyesát befindet sich eine alte, seitwärts geneigte Buche mit langen niederhängenden Zweigen. Dort sehen wir uns, unbelauscht und heimlich, denn die Bäume des Forstes schwatzen keine Geheimnisse aus, und der große Hund, welcher seine junge Herrin mit unerschütterlicher Treue begleitet, ist mit in unsern Bund gezogen und hält scharfe Wache, indeß wir mit einander kosen. Ha, wackrer Junge, dort sitzt der verjagte Fürst Siebenbürgens und vergißt unter dem süßen Geschwätz geliebter Lippen gerne den unseligen Thron.

„Doch meine nicht," fuhr der Fürst ernster fort und seine Gestalt hob sich gebieterisch, „meine nicht, ich würde die Treuen alle aufgeben, die auf meiner Seite stehen. Bei dem Ruhm meiner Väter! das neue Jahr wird den Türken zeigen, welchen Mann sie für einen Rebellen erklärten! Graf Petki und Stephan Ebény ziehen an der Grenze alle Flüchtigen an sich und dreitausend deutsche Küraßiere hat mir der Kaiser versprochen. Eben deßhalb ließ ich dich nach Hatzeg bescheiden, tapfrer Junge, denn in wenigen Tagen muß ich diese Tändelei aufgeben, und dann wollen wir uns beide nach Ungarn hinausmachen, und St. Stephans und Johann Kemény's Glück wird helfen!"

Philipp hatte den ersten Theil der Rede des Fürsten mit unbeschreiblicher Qual angehört. Mehrere-

mal hatte er den Fürsten unterbrechen wollen, denn er fühlte, daß die fortgesetzte Qual seine Kraft endlich zermalmen müßte. Er athmete freier, als der kriegerische Geist des Fürsten wieder hervorbrach, und zugleich drängte sich ihm der Gedanke an die fortdauernd gefahrvolle Lage des Fürsten von Neuem auf.

„Möge Fürst Kemény's Glück und tapfrer Arm die Türken zerschmettern!" sagte der junge Mann. „Und möge er baldigst ganz Siebenbürgen unter seinem Scepter sehen! — Aber noch ist die Gefahr dieser Nacht nicht vorüber, und wir müssen sinnen, wie sie abzuwenden sei."

„Wahr!" rief der Fürst, „du selbst, mein Junge, bist ja den Mördern preisgegeben."

Philipps Befangenheit kehrte wieder.

„Nein, mein Fürst" sagte er zögernd, „der Mann von dem ich euch sagte, und der ein genauer Freund des Herrn dieses Hauses ist, bewog mich das einsame Haus aufzusuchen, und der Name dieses Mannes genügt um mich allhier sicher zu betten."

Der Fürst blickte den Sprecher finster an.

„Du sagst mir nicht Alles," murmelte er.

„Ich beschwöre euch, gnädigster Herr," rief der junge Mann, welcher diesen Abend schon mehrmals Gelegenheit gefunden hatte, seinen Umgang mit Männern von Hopprichs Art zu verwünschen; „ich beschwöre euch, gnädigster Herr, gebt keinem Argwohn

Raum in eurer Seele. Schreibt Alles meiner Verwegenheit und meiner Sorglosigkeit zu, was euch — verdächtig an mir erscheint. Vertraut mir kühn, denn bei dem Andenken meiner Eltern sei's geschworen: es soll das Letztemal sein, daß Philipp Reibitz mit Spitzbuben Gemeinschaft pflegt!"

„Ich müßte dich wenig kennen, wenn ich dir mißtraute," sagte der Fürst in veränderten freundlichern Tone: „ich mag nicht länger fragen, wie du zur Freundschaft von Schurken kommst. Was willst du, daß ich thun soll, um den wahrscheinlichen Gefahren dieser Nacht zu entgehen?"

„Augenblickliche Abreise wäre wohl das Klügste," versetzte der junge Mann, „denn mich dünkt, der Herr des einsamen Hauses sei noch nicht angekommen, und jene bleiche Frau werde gerne einen Frevel verhindern.

„Ich müßte fort," sagte der Fürst sinnend, „ohne von Veronika Abschied nehmen zu können? Das wird mir schwer, mein tapferer Junge, denn wenn ich die Gastfreundschaft dieses Hauses ansprach, so geschah es um des Mädchens willen, dessen Besitz nur wenige Tage noch mir vergönnt ist."

Philipp fühlte wohl, daß er selbst in einem ähnlichen Falle auf gleiche Weise gehandelt haben würde, aber die Schwäche des Fürsten mußte jetzt besiegt werden, denn mit jeder Minute wurde die Gefahr größer.

Der junge Mann sann nach, wie er dies bewerkstelligen könne, als plötzlich ein großes Geräusch im Hofe laut wurde.

„St!“ flüsterte der Fürst, während Philipp eine bange Ahnung überkam, „was ist das?“

Der rasche Schritt mehrerer Pferde — dann unverständliche Stimmen — die Pferde standen still, man hörte, wie die Reiter abstiegen, es schien deren eine beträchtliche Anzahl zu sein — und jetzt vernahm man eine rauhe Stimme, welche im Dialekte der Sachsen über den Hof hinrief:

„Keine Gäste, Johanna?“

Achtes Kapitel.

Täuschungen.

Wir begeben uns nun in das von Philipp verlassene Gemach zurück, wo das junge Mädchen sich allein mit seiner Mutter befindet.

„Mutter!“ sagte das liebliche Wesen — sobald Philipp sich entfernt hatte — und namenlose Angst sprach sich in seinen sanften, reinen Zügen aus; „Mutter! was wird das für eine Nacht!“

Die bleiche Frau blickte das Mädchen starr an —

dann sagte sie eintönig: „Eine Nacht gleich vielen andern, unglückliches Kind!“

„Mutter!“ rief das Mädchen, welches bei diesen Worten aus einem nur ihm bekannten Grunde bebte; „Mutter — es ist entsetzlich — unmöglich!“

Die Frau trat an das Bett, wo die kleine Anna schlief.

„Mutter!“ rief Veronika und ihre steigende Angst sprach sich in dem Tone ihrer Stimme aus; „du schweigst!“

Die Frau bückte sich zärtlich über das schlafende Kind.

„O!“ rief Veronika aus mit mühsam beherrschter Stimme, „das menschliche Gefühl, das ich empfinde, ist hier erstorben — du — o Himmel! — du bist einverstanden — —

„Was willst du sagen?“ unterbrach die Frau ernst das heftig bewegte Mädchen, und mit einer Geberde voll Hoheit trat sie von dem Bette weg.

Veronika wich einen Schritt zurück.

„Nein!“ stammelte sie, „ich darf nichts sagen —“

„Und was könntest du sagen?“ fragte die Frau von Neuem und ihr Ton war eisig, ihre Miene voll gebieterischen Ernstes.

Veronika brach in heftiges Schluchzen aus und bedeckte ihr Antlitz mit den Händen.

Die bleiche Frau stand lange vor dem Mädchen und heftete einen schwermüthigen Blick auf dasselbe.

„Unseliges Kind!“ sagte sie endlich und ihre Stimme schmolz mit jedem Worte mehr und mehr zu Lauten voll tiefen Schmerzes; unseliges Kind! zeihst du die eigene Mutter der Frevel? nennst du diejenige Verbrecherin, die dich geboren — dich in heiliger Unschuld erzogen inmitten gräßlicher Thaten? Das thust du, meine Veronika?“

Das Schluchzen Veronika's wurde heftiger, aber sie verhüllte fortwährend ihr Gesicht.

Die bleiche Frau schwieg und kämpfte mit ihrer innern Erregung.

„Veronika!“ sagte sie dann, „höre mich. Richte nicht die Mutter voreilig, die ein Geschick, dessen Entsetzen dein zartes Herz zermalmen müßte, an dies Haus fesselt. Wahr ists, an mir sind Frevel vorübergegangen, die mich unerbittlich von reinern Seelen scheiden, die mich auf ewig in diesen Abgrund bannen. Aber bin ich eine Verbrecherin? Kennst du das entsetzliche Band, das mich an den Verbrecher schmiedet? — Veronika! was kann ich thun, um die möglichen Frevel dieser Nacht zu hindern? Hab' ich Macht über den Willen jenes Mannes — welchen du Vater nennst? Konnte ich, eh' die Reihe der Verbrechen dieses Hauses begann, damals als deine Mutter das war, was du jetzt bist, konnte ich damals, als der

erste Frevel vor meinen Augen geschah, vor die Gerechtigkeit hintreten, und die Strafe aufbieten wider jenen — dem du das Dasein dankst? Darf ich jetzt dem Manne, den sein böser Geist in dies Haus führte, entdecken, wer dies Haus bewohnt? Dann wird er fliehen, sich retten — aber er wird eine unbezwingbare Macht gegen uns sammeln, er wird der Gerechtigkeit uns überliefern, und mein Gatte, dein Vater ist's, welchen ihr erster Schlag treffen wird. — Veronika — unseliges Kind, denke an dies Alles — und beklage mich!"

„Ich sehe klar!" erwiederte das Mädchen fieberhaft aufgeregt, „aber dennoch, dennoch — das ist ein fürchterlicher Frevel diesen Mann morden zu lassen. — Rache wird die Mitwisser treffen, Rache des Himmels! O um der ewigen Barmherzigkeit willen, laß uns eilen ihn zu retten, laß uns Alles aufbieten — es ist gräßlich, zu gräßlich um es ertragen zu können! Und du — du, die zögert, bist — meine Mutter!"

In den letzten Worten lag Etwas, was die bleiche Frau erbeben machte. Eine heftige Erschütterung that sich in ihren Zügen kund, sie steigerte sich zu einem Ausdruck des Schreckens, dann trat wieder der heftige Schmerz hervor und die Hände zusammenschlagend, rief die bleiche Frau in schneidenden Tönen:

„Oh, das ist das Schrecklichste!"

Diese Töne waren so schmerzvoll, daß Veronika zusammenschrack.

„Was ist das, Mutter?" sagte sie weicher und näherte sich.

„Ich erkenne," rief die Mutter, indem sie ihre Hände rang, „ich erkenne, was dein Herz mir entfremdet. Oh, das ist herzzerreißendes Elend! Ich habe selbst deiner Seele die reinsten Empfindungen eingepflanzt, ich habe selbst mit zitternder Freude dies Herz erzogen, welches, seiner Unschuld voll, schon vor der Ahnung eines Frevels sich schreckhaft zurückzieht, ich habe alle Lehren, alle heiligen frommen Gedanken meiner schuldlosen Jugend in deinen Busen gestreut — aber nun, da jene Keime zur Saat aufgeschossen, ist die Ernte nicht mein! O Geist der Barmherzigkeit, der du mein Elend siehst, warum mir diesen letzten, tiefsten Schmerz? — Veronika — dich schauert, die Gattin eines Bösewichts Mutter nennen zu müssen — dein Herz hat sich von mir losgerissen — dein unschuldiger Sinn, den ich arme Mutter selbst mit heißem Eifer pflegte und stärkte, verdammt die Erzeugerin! Oh, das ist mehr als Alles! das ist der zahllosen Martern Unerträglichste!"

„Mutter, Mutter!" rief das Mädchen mit heißen Thränen und hob wie um den Sturm in der Brust der Mutter zu beschwören, die Arme empor; aber nur diese Laute verließen seine Lippen, denn sein Herz

fand keine weitern Worte — weil es also war, wie die unglückliche Mutter gesagt hatte.

„Ein böses, böses Geschick," murmelte diese vor sich hin, „hat die Tage meiner Jugend schon belastet! Der heiligste Schwur, der Schwur der Liebe und Treue, der Schwur vor dem Altare mußte es sein, der mich dem Frevel verbrüderte. Schuldlos übernahm ich die Pflicht, in jedem Wechsel an der Seite des Verbrechers auszuharren — o! o! schuldlos und dennoch der Hölle verfallen, schuldlos und dennoch niedergedrückt von Centnerlasten fürchterlicher Schuld!"

Die bleiche Frau verhüllte ihr Antlitz; Veronika stand erstarrt da vor der Größe des mütterlichen Elends. Dann ließ Jene ihre Arme sinken und begann heftig im Gemache auf und ab zu schreiten.

„Seid mir Zeugen," rief sie, „seid mir Zeugen, ihr Mauern, die starr und fühllos auf Hunderte von Freveln blickten, seid mir Zeugen, daß ich mehr ertragen, als je ein Weib! Seid mir Zeugen, daß ich meinen Schwur mit übermenschlicher Kraft gehalten! Eine gräßliche Nacht beschattet mich seit langen Jahren, aber Johanna hat ihren Schwur gehalten, Johanna hatte keinen Augenblick der Schwäche! Ich habe ausgehalten — ausgehalten an der Seite jenes Mannes" — hier zitterte die Stimme der Frau und drohte zu brechen — „jenes Mannes, der um ein Leben der Unschuld mich so jammervoll betrogen!"

In den Tönen dieser klagenden Stimme lag so schneidender Schmerz, so unheilbares Mißgeschick, daß kein menschliches Herz sich ihnen hätte verschließen können. Veronika vergaß ihrer marternden Angst, sie hörte jetzt nur die Stimme der unglückseligen Mutter, sie empfand nur, daß jene litt.

„Erbarmen!" rief sie und warf sich schluchzend in die Arme der Erzeugerin; „Erbarmen, meine arme theure, unglückliche Mutter! deine Worte tödten mich!"

Schüchtern drückte das junge Mädchen die Mutter an sein Herz — da schien ein sanfterer Geist die blassen Züge derselben zu durchziehen — ihr Arm umschloß freundlich die schlanke Gestalt der schönen Tochter und milde Thränen quollen aus ihrem Auge. —

Das junge Mädchen fühlte sich in diesem Momente glücklich — es küßte zärtlich die bleiche Wange der Mutter. —

Da rief eine rauhe Stimme über den Hof in das Haus hinein:

„Keine Gäste, Johann?"

Ein lauter Schrei entwand sich Veronikas Brust — die Umarmung löste sich — die bleiche Frau trat zurück — Veronika zitterte unter Angst und Erwartung.

Unmittelbar darauf öffnete sich die Thür, und herein traten zwei seltsame, bewaffnete Männergestalten.

Der Erste war hochgewachsen, dabei gedrungen

gebaut und überhaupt, was seine Figur betraf, ansprechend. Das Gesicht war beschattet von einem dunkeln Barte und von einem runden, tief herabgeklappten Hute. Sobald dieser Mann in das Licht der Lampe trat, wurden die ausdrucksvollsten Theile seines Gesichtes sichtbar: eine bedeutend gebogene, vollkommen fleischlose und eben deßwegen adlerartige Nase, ein Mund, der sich an einen unangenehmen Zug trotziger Verachtung gewöhnt zu haben schien, und Augen, deren seltsames Leuchten den düstern Eindruck des ganzen Gesichtes unheimlich machte.

Gekleidet war dieser Mann auf sehr willkührliche Weise. Die Hosen trug er nach der Weise der Ungarn eng anschließend, aber schwere hohe Stiefeln reichten bis an seine Wade hinauf und waren mit breiten Sporen beschlagen, wie sie die deutschen Dragoner jener Zeit zu tragen pflegten. Außerdem trug er eine kurze verschnürte Jacke ebenfalls nach Art der Ungarn, sein runder Hut aber mit den breiten Klappen war der Nationaltracht der Walachen entlehnt. Seine Waffe bestand in einem leichtgekrümmten ungarischen Säbel.

Sein Begleiter war in die Tracht der sächsischen Bauern gekleidet. Wer dies verwitterte Antlitz mit den plumpen, gemeinen Zügen, mit den vorstehenden Augen und mit dem röthlichen Haare erblickte, welches verwirrt in die kurze Stirne herabhing, der ver-

gaß dasselbe gewiß nicht wieder. Der Leser erkennt wohl augenblicklich den dicken Hopprich.

„Keine Gäste?“ fragte der erste, finstere Mann, indem er sich dem Feuer näherte.

„Ein ungarischer Reitersmann,“ erwiederte die Frau.

„Wo schläft er?“ fuhr der finstere Man n for und ließ sich auf den Stuhl nieder, welchen kurz vorher der Fürst eingenommen.

„In dem Gemache am Ende des hölzernen Ganges.“

Der finstere Mann sah die Frau groß an.

„Ich frage nicht,“ sagte er langsam, „ob es Zufall oder Absicht gewesen, daß du dem Fremden dasjenige Zimmer gabst, aus welchem ein Sprung ins Freie ihn unsern Händen entschlüpfen machen kann, doch, denk' ich, gibt es passendere Zimmer im Haus.“

„Nenne es Absicht,“ sagte die Frau kalt,“ wann war ich nicht bemüht, Frevel zu hindern? Mein Gebet ist täglich, daß eure Anschläge mißlingen möchten.“

„Weib!“ murmelte der Mann in einem drohenden obgleich nicht lauten Tone.

„Mit eurer Gunst, Frau Erler,“ sagte jetzt der Wirth zur fröhlichen Eule giftig, „habt ihr den Reitersmann nicht etwa auch von eurem Manne gewarnt?

„Und wenn ich's gethan hätte, so fruchtete dies doch nichts."

„Den Teufel auch!" rief der dicke Herrich.

„Weib!" rief der Finstre und sprang auf, „verflucht sei deine Zunge, die mich in Gefahr bringt!"

„Es war fruchtlos, ich sage es euch, und er ist in eure Hand gegeben. Aber du weckst mir mein Kind," fuhr Frau Erler fort und trat an das Bett Anna's.

„Der irrsinnige Wurm!" rief ihr Gatte mit rohem Gelächter.

Die Mutter zitterte vor Zorn, doch schweigend nahm sie ihr Kind bei der Hand und verließ das Gemach.

„Weiber sind immer mitleidig," sagte Herrich philosophisch, indeß er gemächlich umherwandelte.

„Bring Wein, Veronika!" befahl der Andre, welcher Peter Erler, der Besitzer des einsamen Hauses war, derselbe, über dessen Character die finstersten Gerüchte im Thal von Hazeg umhergingen.

„Das Mädchen ist hübsch und groß geworden," sagte Herrich, indem er Veronika nachblickte, die ihre innere Bewegung kaum verbergen konnte.

Peter Erler warf sich von Neuem auf seinen Sitz und schwieg.

„Eine feine Blume für Ali Pascha's Harem!" äußerte der Wirth zur fröhlichen Eule, nachdem das Mädchen einen großen Krug auf den Tisch gestellt

und sich dann an seinen Rocken gesetzt hatte. „Tausend gute Dukaten werth, oder ich habe vergessen, was Ali Pascha für ein Paar runde Wangen und ein Auge wie dies da, zu geben pflegt!“

Erler schwieg mit verfinsterter Stirne.

Hopprich beachtete dies wenig, setzte sich dann ebenfalls an den Tisch, schenkte sich bedächtig ein, und trank in langsamen Zügen, nachdem er sein Glas mit behaglichem Zungen-Schnalzen gegen das Licht gehalten.

„Nun,“ sagte er, „was meint ihr zu meiner Vermuthung, daß der ungrische Reitersmann kein Anderer sei, als eben derjenige, welchen wir suchen?“

„Ha!“ rief Erler überrascht.

„Hört mich an!“ fuhr der dicke Hopprich fort. „Aus einem Briefchen, das ich meinem wackern Jungen, dem Philipp Reibitz entwendet, erfahre ich, daß sich der Fürst unbekannter Gründe wegen unter falschem Namen im Hatzegthal aufhält. Mein Junge, den ihr, wie ihr sagt, gestern vor Hatzeg begegnet habt und den wir in diesen Tagen im einsamen Haus sehen werden, weiß, wie mich dünkt, selbst nicht, warum er nach Hatzeg beschieden ist. Kurzum diese Nachricht bewog mich zu euch zu stossen, und seht, was mir Benjamin sagte, überzeugt mich, daß der Fürst von Siebenbürgen diese Nacht euer Gast ist.“

„Johann Kemény mein!“ rief Erler und das

Leuchten seiner Augen war von düsterem Glanze, und in seinen Mundwinkeln zuckte eine heftige innere Bewegung.

„Er ist euer, denn Benjamin, welcher allein zu Hause war, als jener ankam, beschrieb mir sein Aeußeres ganz genau und ihr wißt, ich kenne den Fürsten. Wenn ers nicht ist, so schießt Spatzen mit Benjamins Augen, obgleich er sonst scharfsichtig wie ein Falke."

Veronika erhob sich ungestümm bei den Worten Hepprichs, aber ihre Bewegung entging den beiden Männern, die selbst aufgeregt zu werden begannen.

„Ich wußte," fuhr Hepprich fort, „daß ich euch mit dieser Nachricht eine Freude machen würde, obgleich es euch noch nie beliebte zu sagen, was Teufels euch an diesem Kemény gelegen ist, abgesehn davon, daß euch Ali Pascha für den Schädel des Rebellen mehr Geld geben wird, als er eigentlich werth sein mag. Nun wir wollen heute Nacht die Rippen eures Gastes untersuchen, und es müßte mit seltsamen Dingen zugehen, wenn wir nicht Raum genug fänden, um sechs Zoll guten siebenbürgischen Eisens hinein zu senken."

„Er ist unser!" sagte der finstere Besitzer des einsamen Hauses mit dumpfer Stimme. „Und nun sollt ihr erfahren, Hepprich, weßhalb ich seit Jahren auf diesen Kemény Jagd mache. Ja, bei den Freveln dieses Hauses! die Stunde ist günstig, euch zu erzäh-

len, wie Peter Erler das wurde, was er ist. Laßt uns trinken bis die Stunde der That kömmt, und bis dahin hört von der Schuld, die ich Jenem heimzuzahlen habe. Füllt die Becher!"

„Wartet einen Augenblick. Holla, Mädchen, Benjamin sagte mir, ein zweiter Gast sei noch vor Jenem angekommen, der am Ende des hölzernen Ganges schläft. Wo Teufels habt ihr ihn unterbracht?"

Veronika zwang sich mit übermenschlicher Anstrengung ruhig zu sprechen.

„Es ist ein noch sehr junger Mann," sagte sie, „und wie mich dünkt, ein Sachse. Er ging in sein Schlafgemach."

„Ha!" sagte der dicke Hopprich, „sollte es der verwegene Junge sein, den ihr für euer Handwerk gewinnen werdet, Herr Erler, was ihr auch vom Gegentheil meint? Das wäre unglücklich genug, denn ihr wißt, er hängt an Kemény und wir müßten ihn erst kalt machen, eh' an Jenen die Reihe käme."

„Ihr hört," warf Erler hin, „er ging in sein Schlafgemach."

„Nun, sein Schlaf sei der Schlaf der Todten, diese Nacht über. Wir wollen ihn nicht wecken, obgleich er, meinem Dafürhalten zu Folge, eine kindische Freude ob unserm Wiedersehen haben würde — nun, der Teufel segne seinen Schlaf, denn wenn er erwacht, so kömmt der Teufel um ein Abenteuer, das

euch, Herr Erler, einst einen warmen Platz in der Hölle verschaffen wird."

„Keine Frage, Meister Hepprich, der Fürst muß diese Nacht dran — euer Schützling, so verwegen und wacker er sein mag, lebt die letzte Nacht, wenn er uns hindert."

„Der böse Feind soll mich holen, eh' ich das zugebe" rief der dicke Hepprich. „Das schlagt euch aus dem Sinne, Herr Erler, mit eurer Gunst seis gesagt! Der Junge ist mein alter Genoß und Keiner von den Schlechten. Ich nehme ihn für mich in Anspruch."

„Hepprich, wenn ihr gehört habt, was ich euch erzählen will, so werdet ihr mich solch Geschwätz nicht wieder hören lassen. Haltet euer Maul, alter Narr, und hört mich an: Bevor ich aber beginne, stoßt an! Auf gutes Glück!"

Diesen Augenblick benützte Veronika, um unbemerkt hinauszuschlüpfen.

Im Gemache trat eine Pause ein. Erler blickte düster vor sich nieder und schien seine Erinnerungen zu sammeln.

Er hatte jetzt seinen Hut abgelegt, und sein ganzes Angesicht wurde sichtbar, dessen Züge einen finstern, furchterweckenden Character und eine mächtige Entschiedenheit beurkundeten. Ueber seine hohe und nicht unschöne Stirne flogen jetzt finstere Wolken und

das Leuchten seiner Augen wurde immer düsterer und zusammengedrängter.

„Hopprich," begann er, „es sind fünfzehn Jahre wohl um, seit ich eine wilde That beschlossen. Seht, fünfzehn Jahre hat das Gift der Rache in mir gewuchert, und gewuchert, bis die Frucht gereift ist. Die aber heißt Rache! Bei den Tagen meiner Jugend, alter Bösewicht, was ich erlitten, das schreit um grimmige Rache!"

„Erzählt!" sagte der Dicke, welchen dieser Eingang ansprach.

„Vernehmt!" fuhr der finstre Mann voll tiefer Bewegung fort, „ich war Rathsherr in Broos und ein reicher angesehener Mann, den wie ihr jetzt, so stand ich damals mit den Türken von Semendria und Adrianopel in Handelsverbindung und wußte die köstlichen Waaren des Orientes, die jene mir sandten, mit ungeheurem Gewinn in Siebenbürgen loszuschlagen. Nun seht, ich hatte aus Adrianopel sechs Ballen persischer Seide und ähnlicher Waaren erhalten, und sollte tausend Dukaten für dieselben senden. Ihr wißt, der Verkauf ist nicht immer bei der Hand und so konnte ich das Geld nicht aufbringen, aber mich lockte der reiche Gewinn — und da ward ich ein Schurke. Die Geschichte ist bald erzählt."

„Es war damals, als Dyonis Kemény, der Vater des Fürsten, mit großen Geldern, mitt.lst deren er

später seinen Sohn aus der Gefangenschaft der Tataren loskaufte, nach Ungarn zog, um die Summe dort in Sicherheit zu bringen. Er kam durch Broos, wurde vom Magistrate bewillkommnet und bereitwillig öffnete ich mein Haus ihm und seinem Sohne, dem jetzigen Fürsten, der ihn damals begleitete. Mit neidischen Augen betrachtete ich die Geldkisten des alten Edelmanns, und da faßte ich den verwegenen Entschluß, meine Glaubiger mit fremdem Gut zu befriedigen. Mein Entschluß war — Diebstahl! Es war die schlechteste That meines Lebens, es war ein feiger schmählicher Diebstahl — und doch that ich also. Mitten in der Nacht drang ich in die Kammer, wo die Gelder lagen und erbrach die erste beste Kiste. Ich mochte wohl zu laut geworden sein, denn, Herrich, ich zitterte damals wie ein Kind — weil ich ein ehrlicher Mann gewesen war! — genug, Johann Kemény, damals ein unbärtiger Knabe noch, hatte mich gehört, und drang, eh' ich mich dessen versehen, mit einigen Knechten herein. „„Der reiche Rathsherr Erler ein Dieb?““ rief er höhnend. „„St. Stephan, die guten Brooser werden morgen die überraschende Neuigkeit nicht glauben wollen, und es wäre Schade, wenn wir die gemächlichen Herren jetzt aufwecken müßten! Aber wir wollen für gute Beweise sorgen!““ Und der übermüthige Ungar hieß seine Knechte ein heißes Eisen herbeiholen und mich — brandmarken, damit Broos

an der überraschenden Neuigkeit nicht zweifeln möchte! Da, auf dem Arme, da seht das Zeichen."

„Ich kann" bemerkte Hopprich, nachdem er das verhängnißvolle Brantmal untersucht hatte, „ich kann mir den Schrecken eines löblichen Magistrates vorstellen, als er folgenden Tags den Dieb in seiner Mitte wahrnahm!"

„Ihr habt gut lachen," sagte ingrimmig der ehemalige Rathsherr; „aber hört weiter. Den andern Morgen wiederhallte Broos von der unerwarteten Kunde: Peter Erler sei ein Dieb geworden! — Hopprich, wenn ihr in diesem Augenblicke eine Thräne in meinem Auge seht, so bedenkt, daß es mein alter, guter Name war, den sie brandmarkten, bedenkt" — Erlers Stimme bebte — „daß ich eine Gattin hatte! Seht, der Magistrat stieß mich aus seiner Mitte, auf öffentlichem Markte zerriß der Nachrichter meinen Rathsherrnmantel, trat das Wappen meines alten patrizischen Geschlechtes mit Füssen und schlug mich mit seinem Stabe. Da, da, Hopprich — da schwor ich Johann Kemény eine fürchterliche Rache, und es ist die Stunde da, wo ich den Schwur erfüllen werde, Peter Erler will seine Schuld heimzahlen — und bei diesem Brandmal! bei der Erinnerung an jene Stunde! Blut soll fließen, Blut — das sag ich euch!"

Der dicke Hopprich stand auf und reichte dem Herrn des einsamen Hauses seine Hand.

„Ich bedaure euch," sagte er, „ihr habt erduldet, was manchen Feigling wahnsinnig machen würde. Ihr habt aber einen bessern Weg erwählt, ich wünsch' euch Glück, Herr Erler — bei den Hörnern Lucifers, ihr seid ein wackrer Zahler!" —

— — — — — — — — —

Wir haben erzählt, wie Veronika in tiefer Bewegung aus dem Zimmer schlüpfte. Sie wäre vielleicht nicht mehr fähig gewesen, ihre Angst — und die Qual ihrer Täuschung vor den Männern zu verbergen.

Sie war getäuscht worden, das wurde ihr nach den Worten Hepprichs klar. Und wie zerriß diese Täuschung alle jene glühenden und doch keuschen Erwartungen, die ein zartes und schuldloses Wesen an den Mann seiner Liebe binden!

Veronika war, wie ihre Mutter gesagt hatte, ein so reines unschuldsvolles Geschöpf, daß sie schon vor der Ahnung eines Frevels bebte, daß sie aber auch nie an einen Frevel des Mannes glauben konnte, welchen sie liebte. Der Gedanke war fern von ihr, ihren Geliebten des Frevels an ihrem Vertrauen anzuklagen, hätte sie dies denken können, so wäre ihr zartes Herz im trostlosesten Schmerze gebrochen. Aber dennoch wars ein tiefes heftiges Leiden, welches durch ihre Seele schnitt, als die zarten Träume sich alle von ihrer Seele ablösten, die sie in der freundlosen

Einsamkeit des elterlichen Hauses von dem Manne, welcher sie einst aus dieser verbrecherischen, unheiligen Umgebung retten sollte, sich gebildet hatte.

Doch unter den Leiden ihrer Täuschung blieb ihr noch immer das quälende Gefühl, daß der Fürst mit dem Tode bedroht sei und daß, wenn seine Rettung gelingen sollte, dies allein durch sie geschehen könne. Sie eilte daher rasch die Gallerie hinab, um zum Gemache des fürstlichen Gastes zu gelangen.

Aber ihr Schritt stockte, und unter schmerzlichen Betrachtungen lehnte sie lange an dem hölzernen Geländer der Gallerie.

„Ein Fürst,“ flüsterte sie; „ein Fürst! — O das war grausam von ihm! Unselig war die Stunde, wo ich ihn sah!“

Ihre Blicke hafteten auf dem trübseligen unheimlichen Bilde, welches der Hof des einsamen Hauses. bot. Die Nacht war an einzelnen Punkten durch trübe Laternen erhellt, und in dem matten Scheine derselben gewahrte man die ruinenhaften Umrisse der Schopfen, aus denen Stampfen der Pferde und rohes Fluchen der Knechte hervordrang. Einzelne Knechte schritten zuweilen über den Hof hin, zuweilen wimmerten die Hunde, dann pfiff der Wind wieder über den einsamen Bau hin, und zwar in scharfen, von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Stößen, die sich im Schooße der Forste, die das einsame Haus umgaben,

zu einem dumpfen, traurigen Murmeln verloren. In diese nächtliche Szene starrte Veronika hinaus.

„Ein Fürst!" murmelte sie von Neuem; „o was hat der Glanz, der Ruhm in der Räuberherberge zu suchen? willst du mich unsäglich Elende damit niederschmettern? O ach, ringe nach Kronen, nach Ruhm — kehre nie wieder! Wärst du mein Herrscher geblieben, wäre dein Bild nie in mein Herz gefallen, welches dich nie besitzen kann!"

Ihr Haupt sank in ihre erhobenen Hände, und bittere Thränen rannen zwischen den zarten Fingern hervor.

Aber wieder empfand sie, daß jede neue Minute dem Fürsten die Gefahr näher bringe. Das Schreckbild derselben regte alle ihre Kraft auf. Sie trocknete rasch die Thränen und eilte vorwärts.

Der Fürst stand horchend außerhalb des Gemaches.

„Veronika!" rief er leise und öffnete entzückt seine Arme. Aber das Mädchen wich zurück und sagte mit erstickter, vorwurfsvoller Stimme: „Fürst Kemény!"

„Fürst!" rief dieser erstaunt. „Woher weißt du das?"

Statt aller Antwort brach das Mädchen in neue Thränen aus, denn seine Kraft wich stufenweise.

„Komm'," sagte der Fürst und zog die Weinende sanft in das Gemach hinein; „komm, sag' mir, was

dich so tiefbewegt. Sprich, mein liebes, trauriges Mädchen!"

Im Zimmer war Philipp ernstlich mit Untersuchung der Fenster beschäftigt, die, wie er mit Vergnügen entdeckte, ins Freie hinaus gingen und so viel die Nacht zu sehen erlaubte, nicht hoch schienen.

Veronika fuhr zurück bei dem Anblick des Gastes, den sie in seinem Gemache vermuthete. Nach alle dem, was sie kurz vorher von seiner Freundschaft mit Hopprich erfahren, war sie nicht sehr geneigt, Philipp zu trauen.

„Dieser Mann," sagte sie stockend, „ist dem Herrn des Hauses und Meister Hopprich bekannt." —

„Hopprich?" rief Philipp überrascht und trat näher.

Das Mädchen wich aber zurück und näherte sich dem Fürsten.

„Ich weiß nicht," sagte sie wie oben, „ob euch der Fürst ganz vertrauen darf." —

Veronika wußte nicht, welche tiefe Kränkung sie mit diesen Worten dem jungen Manne zufügte. Nie vielleicht hatte Philipp so bitter empfunden, wie schmerzlich ein zweifelhafter Ruf sein kann. Die Qual dessen wurde vermehrt, weil er seine Treue, seine Redlichkeit von dem Wesen bezweifeln hörte, welches er vor allen Andern von diesen beiden Eigenschaften zu überzeugen wünschte. Aber er war stark genug, um in

diesem für die Rettung des Fürsten so wichtigen Augenblicke seine Gemüthsbewegung zu verbergen.

„Ihr thut Unrecht," sagte er ruhig zu Veronika, „daß ihr mich beargwohnt. Doch haben wir keine Zeit zu Erläuterungen. Hepprich ist also anwesend?"

„Ja," versetzte das Mädchen, welches seine Zweifel bei der Ruhe des Fürsten hinsichtlich derselben schwinden fühlte, „aber ich sagte ihnen, Herr, ihr wärt in euer Gemach gegangen, ja, und jetzt erinnere ich mich, sie sagten, das sei gut, denn ihr würdet ihrem Verhaben nur hinderlich sein."

„Schon daraus," sagte Philipp sanft, „konntet ihr ersehen, daß ich kein Treuloser bin, und hättet ihr den Verwurf vermieden, so wäre mir eine tiefe Kränkung erspart worden."

„Ich bitte euch um Verzeihung, Herr," sagte das Mädchen etwas außer Fassung.

„Und somit genug!" rief der Fürst. „Sage mir, wer mich verrieth? St. Stephan, es war ein naseweiser Bursche, der sich so ungelegen zwischen uns drängte!"

„O mein Fürst," sagte heftig bewegt Veronika, „der Herr dieses Hauses hat eine mir unbekannte Ursache, euch tödtlich zu hassen, und Meister Hepprich kennt euch, und der Knecht hat ihm euer Aeußeres beschrieben. Sie wissen nun alle, wer ihr seid, und wer-

den bald hier sein, um euch zu morden — o flieht, flieht so schnell als ihr könnt!“

„Das ist in der That Gefahr!“ sagte der Fürst. „Sie können von Ali Pascha gedungen sein, mich zu morden.“

„So lange ich athme, mein Fürst,“ rief Philipp, „soll keiner über diese Schwelle dringen!“

„Es ist Alles vergebens,“ erwiederte Veronika ängstlich, „so weit ich den Herrn des Hauses kenne“ — Veronika sagte nie „mein Vater“, denn ihr innerstes Herz sträubte sich, diesen heiligen Namen dem Manne zu geben, welchen sie instinktmäßig verabscheute, und welcher keine Empfindung für sie zu haben schien — „so weit ich den Herrn des Hauses kenne, würdet ihr ihn wenig abhalten, seine Absicht zu erreichen. Euer Tod würde dem Tode des Beschützten nur voraus gehen. Uebrigens glauben sie euch in eurem Gemache, und dahin müßt ihr auch eilen, eh' sie kommen. Flucht ist die einzige Rettung des Fürsten.“

„Ich will thun, wie ihr sagt, denn ich mag die Schurken nicht heute schon begrüßen, aber vorher laßt mich erfahren, wie ihr den Fürsten zu retten denkt?“

„Diese Fenster sind niedrig,“ sagte das Mädchen rasch und öffnete die Flügel, „denn hier erhebt sich der Abhang, auf welchem das Haus steht. Ein Pfad, den ihr treffen werdet, wenn ihr einige Minuten nach

rechts über die Lichtung eilt, führt nach dem eisernen Thorpaß. Von da eilt gerade nach Hatzeg, mein Fürst, thut es aber so heimlich als möglich, denn sie werden euch daselbst auflauern lassen. Zögert nicht länger, flieht um Gotteswillen!"

„Auf dem Pfade, welchen du angibst," sagte der Fürst zögernd, „werden sie mich verfolgen, denn der Pfad ist allenthalben wohlbekannt."

„Nein," sagte Veronika, deren Aufregung fieberhaft wurde, „sie werden wohl eine Stunde noch trinken, bis sie euch in festem Schlafe meinen. Ein Vorsprung von einer Stunde setzt euch außer aller Gefahr. Im schlimmsten Falle ist ja der Retyezát reich an Höhlen und verwachsenem Gestrüppe, wohin kein Menschenauge dringt. Flieht, mein Fürst, denn jede Minute ist kostbar."

„Mögt ihr Glück haben, mein Fürst!" rief Philipp, der sich nun zum Gehen bereitete, denn er glaubte die Ursache entdeckt zu haben, warum der Fürst noch länger zögerte, und er dachte zu zart, um von Eifersucht getrieben, die Abschiedsminute der Liebenden zu belästigen. Nach seinem kurzen Glückwunsch wandte er sich daher und schritt rasch hinaus, nur von einer Empfindung durchdrungen — von der Armuth seines Herzens, indeß sein Nebenbuhler so überreich war.

„Lebwohl, mein armes Kind!" äußerte der Fürst und zog die schwach Widerstrebende in seine Arme.

„Ich sehe dich wieder — vergiß mich bis dahin nicht!“

Das Mädchen schluchzte still an der Brust der Fürsten.

„Du bist trostlos,“ sagte er weich, „ich hätte dich nicht täuschen sollen, mein treues Kind! Aber erheitre deine Züge: das nämliche Herz, das der einfache Edelmann dir schenkte, schlägt in der Brust des Fürsten von Siebenbürgen, und Kemény bleibt den Schwüren Szomboty's treu!“

Veronika fühlte einen langen brennenden Kuß, und dann war der Fürst verschwunden.

Sie beugte sich aus dem Fenster und horchte lange in das Pfeifen des Sturmes. Dann ließ sie mit gutem Bedenken die Flügel offen, schlüpfte leise aus dem Gemache und eilte dem ihrigen zu.

Dort riegelte sie sich ein und lauschte lange jedem Geräusche, das in dem einsamen Hause wach wurde. Sie hörte an dem fernen Schlage der Wanduhr, wie Viertelstunde um Viertelstunde verrann, und ihre Angst nahm mit jedem neuen Schlage ab.

Endlich hörte sie leise Fußtritte an ihrem Gemache vorüberschlurfen. Viele Menschen, schien es, wandelten vorsichtig den hölzernen Gang abwärts. Veronika horchte athemlos und mit vorgebogenem Leibe.

Es war lange still. Endlich wurde eine Thür

mit Macht zugeschlagen und gleich darauf donnerte Erlers Stimme über den Hof hin:

„Benjamin! Andrasch! Janosch! laßt die Hunde los! die Pferde vor! Sitzt alle auf! der Vogel ist entflogen! setzt ihm nach! Tausend Donner, macht schnell!“

In weniger als fünf Minuten war der Hof des einsamen Hauses von unverständlichem Lärmen gefüllt, und nach einer kleinen Viertelstunde brauste der ganze Haufe der Knechte, Erler und Hepprich an der Spitze, aus dem Hofe hinaus und vertheilte sich sammt den heulenden Hunden nach allen Richtungen in die Forste des Retyesát.

Und Veronika lag auf ihren Knieen und betete mit zitternden Lippen:

„Herr! Herr! schütze ihn! leite ihn auf den gefährdeten Thron und halte ihn fest auf der schwindelnden Höhe! — mich aber, das Unglücklichste deiner Geschöpfe, nimm weg aus diesem traurigen Dasein, laß mich sterben! — an diesem Schmerze! — —

Neuntes Kapitel.

Die Verbündeten.

— „Und nun, Herr, erklärt mir rund heraus, ob ihr gesonnen seid, auf unsere Seite zu treten oder nicht?“

Diese Worte rief der dicke Hopprich Philipp zu, als er am andern Morgen in Erlers Begleitung das Gemach des jungen Mannes betrat. Die Vorfälle der vorigen Nacht, die Flucht des Fürsten, die vergebliche Verfolgung desselben hatten den Schleier von Erlers Thun abgerissen, und ihm so wie dem dicken Hopprich lag nun daran zu wissen, was Philipp von diesen Abenteuern denke, und ob er gesonnen sei, sich den Frevlern anzuschließen oder nicht.

Die Empfindungen jedoch, die in der vergangenen Nacht durch Philipps Herz gezogen waren, wie wir zu schildern versuchten, hatten eine tiefe Aenderung in demselben bewirkt. Wenn es wahr ist, daß eine edle Leidenschaft das menschliche Herz reinigt und kräftigt, so darf Philipps erschüttertes Gemüth und gänzlich veränderter Sinn nicht befremden. Ein ursprünglich gesundes Herz, wie Philipp es besaß, konnte den Einflüssen einer schlechten Umgebung nicht auf die Länge unterliegen. Veronika's Bild war der zündende Funke besserer Empfindungen geworden.

Als Herrich jene Worte ausgerufen, erhob sich Philipp und trat den beiden Männern entgegen.

„Vor allen Dingen erklärt mir," sagte er, „ob ich mich als euren Gefangenen betrachten muß, oder ob ich zu jeder Stunde frei abziehen kann?"

Herrich wandte sich mit einem fragenden Blicke an den Herrn des einsamen Hauses.

Dieser erwiederte finster:

„Da ihr muthmaßlich dem entflohenen Johann Kemeny fortgeholfen habt, und von den Geheimnissen dieses Hauses mehr erfahren habt, als sichs mit unserer Sicherheit verträgt, so seid ihr unser Gefangener."

„Ihr vergeßt" rief Philipp, „daß ich euer Haus als ein Gast betrat!"

„In dem Falle" versetzte Erler, „habt ihr das Gastrecht schändlich verletzt, indem ihr meinem bittersten Feinde zur Flucht seid behilflich gewesen."

„Woraus schließt ihr, daß ich's that?"

„Weil ihr von meinem Weib die Geheimnisse des einsamen Hauses erschlichen habt, und eure Soldatenpflicht euch mahnte, den Fürsten zu retten."

Philipp schwieg, obgleich ihm dünkte, er sei nicht diejenige Person, die den Fürsten gerettet.

„Ihr seid mir die Antwort auf meine erste Frage schuldig geblieben," begann Herrich von Neuem.

„Was wollt ihr?"

„Tausend Donner, wir fragen euch, ob ihr uns verrathen, oder ob ihr, wie ich einst hoffte, mit uns gemeinsame Sache machen wollt?"

„Gemeinsame Sache mit euch?" rief Philipp. „Und das hofftest du, Schurke? Ich habe in euer Treiben nun mit klarem Blicke gesehen und bin nicht gesonnen, einst an eurer Seite den Galgen zu theilen. Ich bin ein Krieger, aber mein Säbel hat nur der Ehre gedient. Ich will nicht weiters mit Schurken zu schaffen haben."

Erler murmelte finster:

„Das dachte ich beim ersten Zusammentreffen. Das junge Blut ist stolz und ein Fürstengünstling. Das taugt nicht ins einsame Haus."

Die Züge des dicken Hopprich drückten in rascher Folge alle Stufen der Wuth aus. Er ballte die Faust und rief mit erstickter Stimme: „Und Herr, erklärt euch deutlich, wollt ihr uns verrathen?" —

„Verrathen?" sagte Philipp. „Laßt mich meines Weges zieh'n, ich gehe nach Ungarn hinaus und werde nie ein Wort ob euern Streichen verlieren."

„Verdammt sollt ihr sein, eh' wir euch von dannen ziehen lassen. Wir wollen euch mürb machen, mein stolzer Herr, und euch im einsamen Hause so lange halten, bis ihrs für gut befindet, mit seinen Bewohnern Freundschaft zu machen.

Der dicke Hopprich rief dies in höchster Wuth,

eilte mit Erler hinaus und sperrte Philipps Gemach ab. Er war ein Gefangener unter Spitzbuben von dem gewissenlosesten Schlage.

Mit überschwellendem Verdruße blieb Philipp in dem kleinen Gemache zurück, welches er von nun an als seinen Kerker betrachten sollte. Die ersten Stunden seiner einsamen Gefangenschaft brachte er mit Nachsinnen zu, ob wohl die Flucht des Fürsten gelungen sei oder nicht, dann beschäftigte ihn Veronika's Bild, und unglücklicher als je eilte er ruhelos in dem kleinen Gemache umher, und suchte eine heftige Leidenschaft zu bekämpfen. Wie neu ihm auch die Empfindungen waren, die während seines Kampfes gegen dieselben immer voller und glühender hervorbrachen, so fühlte er doch klar, daß er edle und reine Gedanken in sich aufgenommen, die seinem künftigen Leben eine neue bessere Richtung geben konnten. Aber tiefe Trauer überkam ihn, als er vergebens den alten muntern Kriegersinn zu wecken strebte, und als seinen Anstrengungen nur verletzte, ernste Empfindungen antworteten.

In so schmerzlich trübem Sinnen unterbrach ihn das Aufriegeln der Thüre. Befremdet blieb er stehen, als Veronika selbst hereintrat, während ein bewaffneter Knecht auf der Schwelle stehen blieb. Die Ursache von Veronika's Eintritt wurde leicht ersichtlich, als sie ein Brett mit mehreren Speisen auf einen der

Tische legte und einige wenige Vorbereitungen traf, die Mittagstafel des Gefangenen herzurichten. Dann näherte sie sich dem bewegungslosen jungen Manne, und indem sie an ihm vorüber der Thüre zuging, flüsterte sie, ohne daß der Knecht das Wort vernehmen konnte: „Hofft!“

Philipps Züge wurden von lebhafter Röthe überstrahlt, aber ehe er antworten konnte, schloß sich die Thür hinter Veronika. Eine Weile starrte Philipp die leere Stelle im Raume an, wo das Mädchen gestanden, dann fiel sein Blick auf die hereingebrachten Speisen, und der Wunsch der erschöpften Natur zog ihn zu denselben hin. Mit Hopprichs Zorn und seiner eigenen gefährlichen Lage im einsamen Hause unverträglich fand Philipp aber die Sorgfalt, die offenbar auf die Güte und Fülle der ihm vorgesetzten Speisen verwendet worden. Hätte ihn Veronika's Bild und seine gefahrvolle Lage nicht so unablässig beschäftigt, er würde in jener Sorgfalt einen Beweis entdeckt haben, daß Hopprich noch immer Hoffnung hegte, den jungen Mann auf seine Parthei zu ziehen, und daß die Bewohner des einsamen Hauses ihren Gefangenen nicht auf das Aeußerste bringen wollten. Auch hatte man ihm seine Waffen gelassen, jedenfalls eine große Schonung für den jungen Mann.

Unter glücklichen und wieder trüben Träumen von Veronika und Johann Kemény's künftigen Siegen

verstrich dem Gefangenen der Nachmittag, und die frühe Dämmerung stellte sich ein. Ungeduldig ob so langer Einsamkeit schritt Philipp rasch auf und ab und warf zuweilen einen Blick in die Nacht hinaus, wo er unter seinem Fenster deutlich die breite Mütze und den glänzenden Speer eines Wächters entdeckte. Die Nacht senkte sich immer tiefer, und schwerer Herbstwind zog schnaubend durch die laublosen Wälder des Retyesat. Tiefe Stille umgab und bedeckte das einsame Haus.

Da wurde plötzlich an das Fenster geklopft, und als Philipp befremdet herbeitrat, blickte er in das Gesicht des finstern aber jungen Knechtes, welcher ihm am vorigen Abend das Thor des unheilvollen Hauses geöffnet hatte. Philipp riß das Fenster auf und fragte erstaunt nach dem Begehren des Jünglings.

Dieser stand auf der Höhe einer kurzen Leiter, welche an die Mauer gelehnt worden war.

„Nehmt eure Waffen, Herr!“ flüsterte der Knecht, „und folgt mir rasch.“

Der Knecht verschwand, indem er die Leiter abwärts stieg.

Philipp faßte seine Waffen und blickte zuerst prüfend in die Tiefe hinab. Ihm war, als befinde sich eine weibliche Gestalt an dem Fuße der Leiter. Rasch

glitt er die wenigen Sprossen hinab und stand neben Veronika.

„Ihr rettet mich — Ihr?" rief der junge Mann aus, und wollte vor dem mitleidigen, lieblichen Wesen niedersinken.

Veronika faßte rasch seinen Arm und flüsterte:

„Still! folgt uns! hier würden wir entdeckt! —

Das Mädchen eilte nun voraus, und Philipp und der Knecht folgten ihm mit beflügelten Schritten in die Tiefe der Wälder.

Philipp konnte keinen gebahnten Pfad entdecken, Die Dunkelheit und die dichten Stämme des Waldes hinderten das Auge, die Umgebung zu beachten. Philipp mußte den leichten Schritten Veronika's angestrengt horchen, um ihr folgen zu können, und nur zuweilen unterstützte ihn ihr leiser Ruf. Stumm folgte der finstre Knecht hintendrein.

Nachdem sie wohl eine Viertelstunde rastlos vorwärtsgeschritten, blieb Veronika stehen. Gleich darauf waren Philipp und der Knecht an ihrer Seite. Die Stelle, wo sie standen, war ein ziemlich heller Platz von Gestrüppe und dürren Gräsern bedeckt. Das spärliche Sternlicht ließ einen Pfad entdecken, welcher zwischen den Bäumen hindurch den Berg hinabführte.

„Steht hier!" sagte Veronika laut. „Ihr seid aus der Gewalt Hopprichs gerettet, und dieser Pfad hier führt euch in das Thal von Hatzeg hinab."

„Ich danke euch meine Rettung, holdes, mildherziges Wesen!“ rief Philipp voll überströmenden Gefühles.

Veronika sagte schüchtern:

„Wenn ihr mir Dank schuldig zu sein glaubt, Herr, so gewährt mir nur eine Bitte.“

„Sprecht!“ rief Philipp, „mein Leben ist mir nicht theuer genug, daß ichs nicht euren Wünschen hingäbe.“

„Seht diesen Jüngling,“ fuhr Veronika fort und faßte freundlich den Arm des finstern Knechtes. „Er wurde von dem Herrn des einsamen Hauses vor wenigen Jahren geworben, und der arme Junge schlug ein, in diesen Dienst zu treten, weil er ein Waise und seine Eltern bei der Verheerung von Broos umgekommen sind. Seit langem aber will er entweichen, denn die Frevel dieses Hauses haben sein unverdorbenes Herz empört. Nehmt diesen Knaben in eure Dienste, Herr, und macht ihn — um dieses Abendes willen — zu einem ehrenhaften Krieger.“

„Unglückliches Mädchen,“ rief Philipp, „darf ich nicht dich aus dieser schrecklichen Umgebung retten?“

Veronika schüttelte das Haupt.

„Sprecht nicht davon,“ erwiederte sie mit zitternder Stimme, „sucht nicht in schreckliche Geheimnisse zu dringen. Nehmt diesen Knaben freundlich auf, rettet ihn aus einer sündhaften Umgebung.“

„Ich will es thun!" sagte Philipp und streckte dem Schutzbefohlenen seine Hand hin.

Dieser schlug die seinige rasch hinein, doch sprach er kein Wort bei dieser Bewegung.

„Begebt ihr euch nicht in große Gefahr?" fragte Philipp das Mädchen. „Wird nicht die Schuld meiner Rettung auf euch fallen?"

Nein," sagte Veronika, „dieser gute Knabe, der mit euch zugleich entweicht, wird als euer Retter angesehen werden. Armer Junge, sie werden dich einen Verräther nennen, und doch wirst du ehrenvoller als je leben und handeln."

Das Mädchen legte seine Hand auf des Jünglings Arm, zuckte aber zusammen und zog die Hand rasch zurück, als ein heißer Tropfen aus des Knaben Auge darauf fiel.

„Lebt wohl, Herr!" rief sie nun. „Mögt ihr glücklich euern Fürsten erreichen und möge ihm und euch der Sieg über die Türken zu Theil werden!"

Von Neuem bebte die Stimme des jungen Mädchens, als es diese letzten Worte sprach.

Philipp aber stand, von schmerzlichen Empfindungen erschüttert, lautlos da.

Jetzt trat das Mädchen nahe an ihn und sagte mit einer Stimme, die jeden Augenblick zu brechen drohte, die wenigen Worte:

„Und weil ihr's nun doch auch wißt — wenn ihr ihn seht, grüßt ihn von der armen Veronika!"

Das Mädchen trat zurück und schluchzte still vor sich hin.

„O er ist glücklich!" sprach Philipp leise und wandte sich ab.

Noch einmal kehrte Veronika um und reichte dem Jüngling Benjamin die Hand.

„Lebwohl, Benjamin!" sagte sie herzlich und stockte dann, als könne sie nicht mehr sagen.

„Lebwohl!" murmelte der seltsame Knabe mit erstickter Stimme.

Veronika stand noch einige Sekunden regungslos da. Dann rief sie Philipp ein Lebewohl zu und war entschwunden. Lange starrte der junge Krieger ihr nach, als die Dunkelheit der Wälder längst schon jedes Nachsehen unmöglich gemacht, und der schnaubende Nachtwind den Schall der leichten Fußtritte übertönt hatte.

Als Philipp sich endlich umwandte, fiel sein Blick auf den Knaben, welcher mit tiefgesenktem Haupte dastand.

„Laß uns gehen!" sagte Philipp, welchen der offenbare Schmerz seines Schutzbefohlenen innig rührte.

Sie wandten sich und stiegen rasch den Berg hinab. Und als Philipp die Stelle verlassen, wo Ve-

ronika ihm Lebewohl gesagt hatte, da war ihm zu Muthe, als habe er für ewig Abschied genommen von dem schönsten und lieblichsten Glücke, das je in sein kriegerisches Leben hineingeleuchtet. —



Geschichten des Ostens.

Siebenter Theil.

Von

Josef Marlin.

Pesth, 1850.
Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, bei Georg Wigand.

Jenseits der Wälder.

Siebenbürgische Erzählungen

von

Josef Marlin.

Zweiter Band.

Pesth, 1850.

Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, bei Georg Wigand.



Zweite Abtheilung.

Der Rathsherr.

1662.

Es zieht der Wolken dunkle Nacht,
Laß ziehen, Kind, laß ziehen!
Ich weiß, daß über der Wolken Nacht
Ein ewig klarer Himmel wacht —
Drum laß die Wolken ziehen!

Anonymus



Zehntes Kapitel.

Die Türken in Broos.

Das neue Jahr 1662 hat begonnen.

Siebenbürgen bebt ob der Annäherung eines Entscheidungskampfes. Schreckhafte Gerüchte durchziehen das Land. Man weiß, daß der verjagte Fürst Johann Kemény mit Hülfe des Kaisers ein mächtiges Heer gebildet hat und bereits in Eilmärschen dem Innern des Landes zuzieht. Michael Apafi hat ihm keine Armee entgegen zu stellen; denn Ali Pascha ist im Dezember des verflossenen Jahres nach Ungarn in die Winterquartiere abgezogen, und blos zweitausend Türken sind im Lande geblieben, welche sich sammt dem Fürsten Apafi ängstlich hinter den Mauern von Schäßburg verstecken.

Unterdessen fliegen Boten auf Boten zum Paschah von Temeschvar Kutsuk Mehemet hinab, um ihn zu bewegen, dem Fürsten Apafi Hülfe zu senden. Kutsuk Mehemet thut aber noch mehr, er stellt sich selbst an

die Spitze eines Hilfsheeres, und schon hat ein auserlesener Vortrab das Thal von Hatzeg durcheilt.

Johann Kemény aber an der Spitze von dreitausend deutschen Kürassiren, denen fünftausend Fußknechte nachfolgen, nähert sich rasch der Stadt Schäßburg, um seinen Gegenfürsten dort zu belagern.

Am 17. Januar haben die Bewohner von Broos mit unbeschreiblichem Entsetzen die türkischen Fahnen die Marosch herauf ziehen gesehen und bald darauf mit dumpfer Angst den Vortrab von etwa tausend Janitscharen in ihren Wohnungen aufgenommen. Der Befehlshaber des Vortrabs hat, nachdem er die Ueberlegenheit Kemény's erfahren, beschlossen in Broos zu rasten und das Hauptheer unter dem Pascha von Temeschvár zu erwarten.

Am 18. Januar gibt der Magistrat von Broos den Offizieren des Vortrabs ein großes Festmahl; die Bewohner sind einigermaßen beruhigt, denn der junge Befehlshaber des Vortrabs hat seinen Untergebenen strenge Mannszucht anbefohlen, und die Muselmänner schlendern daher friedlich durch die Straßen des Marktfleckens.

Der Tag ist ein freundlicher, fast frühlingartiger Wintertag. Vorausgegangene milde Witterung hat den Schnee und das Eis des Dezembers weggeschmolzen und die Sonne löst gewöhnlich gegen Mittag den trockenen Frost, der in der Nacht gefallen.

Bei der milden Sonne und dem reinen, blauen Himmel, ziehen es die Türken vor, auf schnell errichteten Sitzen vor den Häusern der Bürger ihre langen Pfeifen zu rauchen, um unter dem Einfluße der wirksamen Strahlen der Sonne sich an die Gestade des schwarzen Meeres zurück zu träumen.

Am westlichen Ende des Fleckens, wo die Straße nach Deva und nach dem Haßegthale führt, steht ein ziemlich isolirtes Haus, wohin die Türken einen Wachtposten gelegt haben. Man sieht einen Janitscharen mit geladenem Karabiner vor diesem Hause auf und ab gehen.

Links vom Eingange sind Teppiche oder Decken auf dem Fußboden ausgebreitet worden, und drei Muselmänner haben mit gekreuzten Beinen denselben eingenommen. Ihre Mienen sind sämmtlich von tiefem Ernste beschattet und kein Zug ihres Gesichtes, kein Ausruf verrath das Wohlbehagen, womit sie den Rauch ihres duftenden Tabakes einschlürfen und die belebenden Strahlen der Sonne auf sich spielen lassen.

Zwei von diesen Stummen sind, wie man leicht erkennt, Orientalen, der dritte, obgleich nach türkischer Sitte gekleidet, und nach Art der Türken thuend, hat ein Gesicht, welches augenscheinlich abendländischen Ursprung verräth. Er ist ein Renegat und ein brauchbarer Dolmetsch für seine neuen Brüder.

Vor diesen drei Männern steht eine seltsame, kleine und dicke Gestalt, welche heftig mit den Armen fechtend, wie es scheint Vorwürfe und Drohungen gegen die Türken ausstößt. Dieser kleine dicke Mann ist in einen langen, sächsischen Rock gekleidet, der bis auf die Fersen niederreicht; oben ist dieser Rock mit Fell verziert, welches aber, in Folge der Verwüstungen der Zeit, seinen Haarreichthum fast gänzlich verloren hat. Das Gesicht des kleinen Mannes ist von Eifer und Zorn geröthet.

„Ich sage," rief er im Dialekte der Sachsen, „ihr habt nicht nach dem Befehle gehandelt, den man in allen Straßen ausgerufen hat. Ihr habt mein Haus eigenmächtig eingenommen, aber ihr habt noch mehr gethan, ihr habt meine beste Kuh aus dem Stall gezogen und geschlachtet. Und das ist ungerecht, das ist himmelschreiend, das ist räuberisch!"

„Ismael," sagte der Aeltere der beiden Türken, ein Mann von unerschütterlicher Gravität, zu dem Renegaten, ohne jedoch den Kopf zu wenden, „was hat der Hund gesagt?"

„Seid Ahmet," antwortete der Renegat, „er hat gesagt, es sei ihm eine Kuh geschlachtet worden, und das sei ungerecht und räuberisch."

„Was wird er weiter sagen?" sprach Seid Ahmet gelassen.

„Ja," rief der Sachse, „das ist räuberisch, und

ihr hättet euch mit anderm begnügen können. Habt ihr nicht gesehen, daß ich nur zwei Kühe habe? und doch habt ihr die eine todt geschlagen! Ihr habt aber gesehen, daß ein Dutzend Schweine im Hofe herumliefen, warum habt ihr nicht etliche von diesen für eure unergründlichen Mägen todtgestochen? Jetzt haben wir Winter, und da ist's Gebrauch von jeher, daß man Würste speist und Speck und saftige Schinken. Es wäre mir auf ein Paar Schweine nicht angekommen!"

„Ismael," sagte Seid Ahmet so gravitätisch als früher," was hat der Hund gesagt?"

„Seid Ahmet," versetzte der Renegat schadenfroh lächelnd, „er bietet euch ein Paar Schweine an und fragt euch, warum ihr nicht Würste speist und Speck und saftige Schinken."

Wer mit dem Verbot der Türken bekannt ist, das Fleisch des unreinen Thieres zu essen, welches der Sachse genannt hatte, wird sich den Abscheu und den Zorn der beiden Türken vorstellen, als sie erfuhren, was ihnen angeboten worden.

„Allah!" rief Seid Ahmet, indeß der andere Türke ausspuckte, „was hat sich der Hund unterstanden zu sagen! Ismael, der Giaur muß sterben!"

Der unvorsichtige Bürger, dessen Unkenntniß der Gesetze Mohamed's in der That empörend war, merkte an den Mienen der beiden Türken, daß ihm jetzt viel-

leicht noch mehr drohe als das Schlachten seiner Kuh, und trat verlegen einen Schritt zurück, wobei sein Auge eine ängstliche Frage an den Renegaten richtete.

„Reitet euch der Teufel," rief ihm dieser zu, „daß ihr den Türken von Schweinfleisch vorzusprechen wagt? Braucht eure Beine, Meister Narr, denn ich sag' euch, die beiden da haben keine freundliche Absicht mit euch vor."

Der Sachse zögerte erstaunt und würde sein Zögern wenigstens mit einigen Mißhandlungen gebüßt haben, wenn nicht eine neue Person die Aufmerksamkeit der Wache und somit auch der andern Türken in Anspruch genommen hätte.

Es näherte sich nämlich in diesem Augenblicke dem türkischen Posten ein junger Bauer und zwar mit so großer Sorglosigkeit und Heiterkeit, daß sich die Ehrenmänner auf dem Teppich hiedurch beträchtlich beleidigt fanden, denn sie waren gewöhnt, daß man ihre Personen mit Angst und Zittern respektirte.

Der junge Bauer, welcher sich näherte, hatte ein ansprechendes Aeußere. Er trug einen gegerbten Pelzrock von Schaffell, dessen Haare einwärts gekehrt waren, und der bis in die Gegend der Knie hinabreichte. Sein breiter runder Hut war mit flatternden, farbigen Bändern geziert und hier unter schaute ein muthiges Gesicht, welches fast zu keck für einen fried-

lichen Landmann schien, heraus. In der Hand führte er einen langen Stab, welcher oben in einem derben Knoten endigte, wie er gewöhnlich von den walachischen Hirten gebraucht wird.

„Ismael," sagte Seid Ahmet nach einem langen prüfenden Blick auf die vortheilhafte Gestalt des jungen Bauern, „frage den Hund, warum er sich untersteht unserer Wache auf zwanzig Schritte zu nahen?"

„Ihr da, Hans Görg, oder wie ihr heißt, steht still, und sagt, wie ihr euch untersteht, uns so nahe zu kommen?"

„Was das betrifft, Herr," erwiederte der junge Bauer, der indessen ganz nahe kam, „so bin ich der Meinung, die Türken seien unsere Freunde."

„Wenn ihr gesagt hättet, der Magistrat von Broos sei mit den Türken Freund, so hättet ihr die Wahrheit nicht verfehlt; meint ihr aber die Janitscharen des Padischah würden mit jedem Lump von eurer Gattung Freundschaft halten?"

„Nun, Herr," sagte der junge Bauer mit vollkommener Fassung, „ihr werdet wissen, daß wir Sachsen alle unter einander gleich sind und daß, was den Magistrat angeht, auch uns andere angeht, Bauersleute und Bürgersleute, alle mit einander. Daher kam ich mit festem Zutrauen, Herr, herein, weil ich den Aufzug der türkischen Feldherrn ansehen

wollte, und ich hoffe, Herr, es wird mir deßwegen kein Uebels geschehen."

Wir müssen hier einschalten, daß der Renegat den Inhalt der Antworten immer zuerst den beiden Türken übersetzte und dann erst fortfuhr.

„Werft euch wenigstens vor diesen tapfern und angesehenen Männern nieder, und küßt den Staub ihrer Füsse," gebot der Renegat, „ihr seht, ihre Mienen versprechen euch nicht viel Gutes."

Der junge Bauer schien indeß durchaus nicht geneigt dem Renegaten Folge zu leisten.

„Meine Meinung, Herr," sagte er trocken, „ist, ein Mann von meinem Schlage habe Solches zu thun nicht nothwendig. Ihr werdet wissen, daß dies nicht Sitte in unserem Sachsenlande ist."

„Hol der Kukuck euch und eure Sitte — thut was ich euch sage, sonst entkommt ihr schwerlich mit heiler Haut."

„In die Hölle mit den Türken!" brummte der sächsische Bürger, der ängstlich-neugierig den jungen Bauer betrachtete.

„Ich hoffe, es gibt in Broos noch gerechte Leute, die mich schützen werden vor diesen ungehobelten Heiden!" sagte der Bauer muthig dreinschauend.

„Ismael," nahm Seid Amhet das Wort, „was sagt der Hund?"

„Er verweigert euch den Respekt, Seid Amhet,"

versetzte der Renegat. „Er will den Staub eurer Füße nicht küssen."

Der Türke sah bei diesen Worten tief empört aus.

„Allah!" sagte er, „was ist der Hund verwegen! Ismael, sagt ihm, daß wir seine Fußsohlen mit hundert Stockschlägen bedecken werden. Sagt ihm das und laßt mich hören, was er dazu meint."

Der Renegat wollte diesen bündigen Entschluß dem Bauern eben übersetzen, als dieser ihm in die Rede fiel, und Seid Ambet's Drohung, die er aufmerksam angehört hatte, in regelmäßigem Türkisch beantwortete.

„Edle und tapfere Moslims," sagte der junge Bauer, „ehe ihr daran denkt, mich zu mißhandeln, werdet ihr erwägen, daß ich ein Sachse bin, und einer Nation zugehöre, mit der, wie ich weiß, der Padischah Frieden hält."

„Allah! Allah!" riefen die beiden Türken, welche nicht minder erstaunt als der Renegat waren, „wer hat den Giaur gelehrt, unsere Sprache zu sprechen?"

„Tapfere Moslims," fuhr der junge Bauer fort, dessen Haltung und Worte durchaus nichts von der Nachlässigkeit und Unbeholfenheit der Landleute verriethen," schon aus meiner Kenntniß der Sprache, welche die Söhne des großen Propheten sprechen, mögt ihr ersehen, wie gut ich es mit den Osmanli

meine, und ihr werdet demnach nicht zögern, mich ohne weitere Anfechtung meines Wegs ziehen zu lassen."

Die beiden Türken fielen nun in ein ti.fes Nachsinnen, aber ihre Züge, deren Ausdruck zusehends milder wurde, bewiesen, daß die Worte des jungen Bauers einen günstigen Eindruck gemacht hatten.

„Ismael," sagte Seid Amhet nach einer feierlichen Pause, „es wäre Schade, wenn der Jüngling ein Giaur bliebe. Er spricht wie ein Krieger und wie mir dünkt, würden ihm gute Waffen besser zu Gesichte stehen, als der Pelzrock da."

„Was ist demnach eure Meinung, Seid Amhet?" fragte der Renegat.

Auf diese Frage folgte eine neue feierliche Pause.

„Ismael," rief endlich Seid Amhet und stellte rasch die Pfeife bei Seite, „wir müssen aus dem Giaur einen Bekenner des großen Propheten machen!"

„Einen Bekenner Mohamed's?" rief erstaunt der Renegat.

„So ist's," erwiederte der Türke, „der Giaur wird dagegen nichts zu sagen haben."

„Mit eurer Erlaubniß, sehr viel," rief rasch der junge Sachse, der, wie es schien, den Landmann zu spielen nicht mehr für nöthig erachtete, denn sein ganzes Wesen verrieth nun den Krieger und den

Mann, den keine Drohung von einer gefaßten Ueberzeugung abbringen konnte. „Obgleich ich Keiner von Denen bin, die lieber beten als fechten, so ist mir dennoch erinnerlich, daß mich meine Mutter im christlichen Glauben erzogen, und was sie mich lehrte, das will ich nimmer abschwören, das kann ich euch versichern."

„Wer Teufel seid ihr denn eigentlich?" fragte der Renegat erstaunt. „Bei dem Barte meines neuen Heilandes, ihr habt wohl öfter das Schwert als den Pflug geführt!"

„Nun, wenn ich dies that, so that ich etwas, was in diesen unruhigen Zeiten höher bringt als der Pflug. Ich bin ein naher Verwandter Georg Spikers, denn ihr kennen werdet, und ich wählte diese Verkleidung um damit meine friedlichen Zwecke in Broos anzudeuten."

„Ihr seid demnach ein Krieger?" fragte der Renegat.

„Ich läugne es nicht."

„So laßt uns wissen, zu welcher Partei ihr euch haltet?"

Diese Frage setzte den jungen Sachsen in einige Verlegenheit; er zögerte daher sie zu beantworten. Zu seinem Glücke aber fiel Seid Ambet hier ein, der, da der Zwiesprach türkisch geführt wurde, die Antworten des jungen Kriegers vollkommen verstanden hatte.

„Ismael," sagte der alte Türke, „wenn der Krieger ein Verwandter von dem Rathsherrn ist, denn er eben nannte, so versteht es sich von selbst, daß er auf unserer Seite ist. Wißt ihr nicht, daß Muley Aga bei dem Rathsherrn wohnt, und dann hörte ich Muley Aga sagen, sein Wirth sei der treueste Diener Apasi's und der Sonne von Istambul."

Da hört ihr's!" rief der junge Krieger, der sich durch die Erklärung Seid Ahmet's einer gefährlichen Antwort enthoben sah. „Bringt mich vor Georg Spiker oder vor Muley Aga, und beide werden nicht zögern, die Friedlichkeit meiner Absichten in Broos zu bekräftigen."

„Seid Ahmet," begann nun der zweite schweigsame Türke, „ihr habt gesagt, der Giaur solle in einen Bekenner des großen Propheten umgewandelt werden."

„Bei dem Bart meines Vaters! er soll es! Er soll fechten für Allah und seinen einzigen Propheten! Ruft Ibrahim den Derwisch herbei, damit wir mit seiner Hülfe das heilige Geschäft vollziehen."

Ehe wir nun erzählen, welche Erfolge der Bekehrungseifer der Muselmänner hatte, halten wir es für unsere Pflicht, den Leser über die Umstände ins Klare zu setzen, unter welchen Philipp Reibitz, denn dieser ist bereits von dem Leser erkannt worden, nach einer Abwesenheit, von mehreren Monaten Broos von Neuem betrat.

Als Philipp sich von dem lieblichen Wesen trennen mußte, welches durch ein seltsames Geschick in die rauhen Forste des Retyesát und in die frevelvollen Räume des einsamen Hauses gebannt war, begab er sich nach Ungarn hinaus, wobei er die unbesuchtesten Pfade wählen mußte, um den Nachforschungen und Verfolgungen des gereizten Herrn vom einsamen Hause zu entgehen. In der Marmaresch in dem unwichtigen Orte Bikschada, traf er den Fürsten und dessen nicht unbedeutenden Hofhalt, denn die tyrannische Macht der Türken hatte die Meisten und Edelsten des siebenbürgischen Adels auf Kemény's Seite getrieben, und als Flüchtlinge harrten sie des Augenblickes, wo Kemény's Glück ihnen die verlorenen Güter und Würden verschaffen würde.

Heiter empfing der Fürst den jungen Sachsen und ließ sich von ihm dessen Schicksale in dem unheilvollen Hause erzählen, wofür er ihm die Schilderung seiner gefahrvollen Flucht durch die Forste des Retyesát und die Zaránder Bergreihen gab. Mit ritterlicher Begeisterung vernahm er, daß Veronika den jungen Sachsen gerettet habe; ein neuer Zug des Edelmuthes an der Geliebten war für den feurigen Edelmann ein neuer Halt, woran seine abenteuerliche aber edle Liebe sich befestigte. Unwissend, wie sehr er seinen jugendlichen Unterthan damit verletzte, schloß er jedes Gespräch über diesen Gegenstand mit Ausdru-

fungen der Leidenschaft und enthusiastischer Verehrung des zarten, unglücklichen Mädchens aus dem einsamen Hause. Aber Philipp sah klar, daß sein eigenes Geschick Entsagung war, und das Geschick Veronika's einer unbestimmten, vielleicht unglückseligen Zukunft heimfiel. Er zwang sich der immer günstiger sich gestaltenden Sache des Fürsten alle seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, um Veronika's Bild in seinem Herzen zu unterdrücken, und mit einem Zartgefühl welches ihm seine ausdauernde Treue für den Fürsten eingab, bemühte er sich dem zagenden Herzen die Zukunft Veronika's so hoffnungsreich als möglich auszumalen.

Unterdessen schritten die Rüstungen des Fürsten mit gutem Glücke vorwärts. Zum Theil aus siebenbürgischen Flüchtlingen, größtentheils aber aus den deutschen Truppen des kaiserlichen Generals Montecuculi gebildet, wurde zu einem baldigen Einfall in Siebenbürgen eine beträchtliche Streitmacht an den Grenzen zusammengezogen. Fürst Kemény erwartete blos den Abzug der Türken nach den Winterquartieren, um dann in das unbewehrte Land einzubrechen. Das auffallende und nicht zu vermuthende Wagniß eines Winterfeldzugs schien im Voraus seinen Waffen Glück zu versprechen.

Die erste Hälfte des Winters wurde demnach mit geräuschvollen Vorkehrungen zu dem beabsichtigten

Feldzuge zugebracht, und nicht sobald hatte Kemény den Abzug des Pascha von Silistria erfahren, als er auch seiner gesammten Streitmacht den Befehl zukommen ließ, den Marsch anzutreten und so eilig als möglich in dem Innern des Landes, in der festen Stadt Schäßburg den Gegenfürsten Apafi anzugreifen.

Wenn wir indessen gesagt haben, Philipp habe seine ganze Aufmerksamkeit den Kriegsrüstungen des Fürsten zugewendet, so dürfen wir den Umstand nicht verschweigen, daß er beharrlich das Loos eines Wesens zu mildern und trotz der großen Entfernung, in welcher er sich von demselben befand, zu verbessern suchte, eines Wesens, dessen Anmuth den ersten Sieg über sein Herz gewonnen und dasselbe gewissermaßen für eine Leidenschaft vorbereitet hatte, die nur schwer durch die lang geübte Kraft des jungen Mannes in Zügel gehalten wurde. Wir meinen mit diesem Wesen die anziehende Orientalin, welche ein Opfer Heyrich's geworden.

Durch eine heilige Pflicht, die Pflicht des Fahneneides, war Philipp in die Nähe des Fürsten gefesselt, und diese Pflicht war um so wichtiger, als die Zusammenziehung und Einübung des Invasionsheeres alle Offiziere in die Reihen der zu disciplinirenden Truppen rief. Es war also für den jungen Mann eine Unmöglichkeit, persönlich für das Schicksal der unglücklichen Fatima zu wirken. Und so, da seine

Thätigkeit durch die Pflicht des Kriegsdienstes vollauf in Anspruch genommen wurde, mußte er fremde Hülfe für das unglückliche Wesen ansuchen. Auf Erler und Hopprich durfte er nicht mehr rechnen, da die letzten Vorfälle zwischen ihm und den beiden Ehrenmännern jede scheinbare Freundschaft aufgelöst hatten. Fatima aber mußte jetzt vor allem den Klauen Hopprichs entrissen werden, da Hopprich durch keine Zusage mehr seinem ehemaligen jungen Freunde verpflichtet war.

Nahe lag jedoch dem jungen Manne der Ausweg die Rechtschaffenheit und das edle Herz seines Oheims Spiker für die Orientalin zu interessiren. Er beschloß demnach durch Briefe seinem Oheim Einsicht in die Geheimnisse der fröhlichen Eule zu verschaffen, und so Fatimen zu retten. Ein Rest von alter Gewohnheit des Wohlwollens und der heimliche Unwille, den Verräther selbst eines Schurken zu spielen, ließen ihn wünschen, der dicke Hopprich möchte der Entdeckung entgehen. Hiebei baute er zuversichtlich auf die unergründliche Schlauheit des Bösewichtes und auf seine rücksichtslose Kühnheit und Tapferkeit.

Bauern und wandernde Kaufleute übernahmen nun für gute Belohnung die Briefe Philipps an Georg Spiker und versprachen sie richtig zu überliefern. Und damit ja das mögliche Unglück Einzelner die Rettung Fatima's nicht hindere, so sandte Philipp durch dergleichen zufällige Kouriere eine große Anzahl

Briefe an seinen Oheim ab, deren Hauptinhalt durchaus zusammentraf. Denn so unsicher waren die Straßen durch die Türken und durch das zahllose Räubergesindel, welches von der unruhigen Zeit erzeugt wurde, daß Mord und Raub zwischen den Karpathen Tag für Tag gleichsam einen kleinen, aber allgemeinen Krieg gegen die Sicherheit der Reisenden und des offenen Landes überhaupt führten.

Wenn daher Philipp von seinem Oheim keine Antworten erhielt, so wälzte die Wahrscheinlichkeit unglücklicher Zufall fast jede Besorgniß von seinem Herzen. Er glaubte sich mit der Hoffnung schmeicheln zu dürfen, daß Spiker die schöne Orientalin gerettet und diese nun unter der strengen aber gutmüthigen Sorge Frau Katharinas einem Leben voll schönerer Hoffnungen entgegensehe. Er unterdrückte einen unwillkürlichen Seufzer nicht, als er der reizenden Natürlichkeit gedachte, womit ihn die Orientalin ihre Neigung hatte merken lassen — ja er mußte es ebenso unwillkürlich sich als einen gewissen Trost seines verarmten Herzens zugestehn, daß ein so reizendes und unschuldiges Wesen ihm gut war. Aber, arme Fatima! wie weit entfernt war dieses Wohlgefallen an den eigenthümlichen Reizen deines Körpers und deiner Seele, von der glühenden verzehrenden Leidenschaft, welche das Herz des jungen Kriegers an das Mädchen des einsamen Hauses fesselte!

Als nun Johann Kemény im Januar des neuen Jahres in Siebenbürgen einbrach und rasch der Stadt Schäßburg sich näherte, gestattete er dem jungen Manne den verwegenen Entschluß auszuführen: sich in Broos persönlich nach dem Schicksal Fatimas zu erkundigen und sich sodann wieder zur Armee des Fürsten durch ein meist feindliches Gebiet durchzuschleichen. Philipp hatte durchaus nicht im Sinne, sich der geringsten seiner Kriegerpflichten zu entschlagen; er wollte Fatima blos sehen, blos von ihrer Rettung sich überzeugen, dann aber eilig zurückkehren, um während der wahrscheinlichen Belagerung Schäßburgs oder in einer möglichen Schlacht für Johann Kemény zu streiten.

Bereits bei dem Eintritte der Armee in Siebenbürgen verließ er dieselbe und machte sich eilends nach Broos. Mit unruhigem Erstaunen vernahm er in der Nähe des Fleckens, die Türken seien bereits darin eingezogen. Doch sein Muth überwand die Besorgniß als Spion ergriffen zu werden. Ueberdies hatte er im gefahrvollsten Falle an seinem Oheim Spiker einen mächtigen Beschützer, und endlich hoffte er mittelst einer passenden Verkleidung dem Verdachte der Türken vollkommen zu entgehen.

Wir haben gesehen, welche Gründe den jungen Mann bewogen sich zu verrathen, und wie sehr das Ansehen seines Oheims Spiker und seine eigenen krie-

gerischen Manieren ihm die Türken geneigt gemacht hatten. Wir haben unsern alten Bekannten auf dem gefährlichsten Punkte verlassen. In der That hatte sich Einer der beiden Türken sogleich aufgemacht, um einen Priester seines Glaubens herbeizuholen, und Philipp stand rathlos da, wie dem Bekehrungseifer der Muselmänner zu wehren sei. Denn obgleich dem Sammeln von Kenntnissen und Erfahrungen mannigfacher Art nicht abgeneigt, empfand der junge Mann doch wenig Freude, sich durch eigene bittere Erfahrung von den geheimnißvollen Ceremonien zu überzeugen, mittelst deren man einen ungläubigen Hund in einen rechtgläubigen Bekenner des Islam umzuschaffen im Stande ist.

In dem kritischen Momente, welcher dem Beginn des Bekehrungswerkes vorging, erschien ein neuer Türke auf dem Schauplatze, welcher kein Geringerer war als der Obergeneral des ganzen Vortrabs der türkischen, unter Kutschuk Mehemet aus dem Temescher Banat herbeiziehenden Hauptarmee.

Eilftes Kapitel.

Muley Aga.

Philipp erkannte in dem Herannahenden ohne Mühe einen alten Freund; die Türken aber erhoben sich achtungsvoll, als der jugendliche Befehlshaber zu ihnen trat.

„Was gibts?" fragte Muley Aga, der nur flüchtig den jungen Bauer betrachtete und sich dann zu den Türken wandte.

Seid Amhet erklärte, sie wären im Begriffe den Ungläubigen zum Bekenner des Islam umzuschaffen. Muley Aga lächelte, aber einem so löblichen Beginnen wollte er durchaus nicht im Wege sein, und machte eben Miene sich wieder zu entfernen, als ihn die Worte Philipps aufhielten.

„Nun ja!" rief der junge Mann, „ihr würdet ein Werk des Edelmuthes thun, Aga, wenn ihr einen Freund, dem ihr behilflich wart, aus den Steppen der Nogbai zu entwischen, in Siebenbürgen zum Muselmanne machen ließet!"

„Allah!" ließ sich der junge Befehlshaber vernehmen, „welch' ein seltsames Zusammentreffen!"

Und damit reichte er dem jungen Bauer die Rechte, und begrüßte ihn freundlich, wie sonst.

„Tapfre Moslims!“ wandte er sich zu den erstaunten Türken, „der junge Krieger — ich kenn' ihn wohl und er ist mein alter Freund — ist noch nicht reif von der Lehre des alleinigen Propheten Allah's erleuchtet zu werden. Ueberlaßt ihn meiner Aufsicht bis auf weiteres.“

Die Türken wußten natürlich dem Wunsche ihres jugendlichen Generals nur Gehorsam entgegen zu setzen und beugten gravitätisch ihre Häupter zum Zeichen der Beistimmung. Muley Aga aber rief seinem Freunde zu, ihm zu folgen, und verließ rasch den Platz. Philipp that desgleichen und folgte dem Aga in einer angemessenen Entfernung, bis beide den nachsehenden Türken aus dem Gesichte waren.

In dem Augenblicke wandte sich der Aga um und trat mit freundschaftlicher Geberde an die Seite Philipps.

„Aber wie, mein junger Freund!“ redete er ihn an, „wie wagst du dich in so gefährlichen Zeiten allein in ein Gebiet, wo deine Feinde Herren sind? Ist dies nicht das gefährlichste Wagstück, welches du unternehmen konntest? Oder erscheinst du hier“ — und der Aga warf einen umwölkten Blick auf Philipps Bauernkleidung — „als Verräther — als Spion?“ —

„Ich beschwöre euch, Muley Aga,“ rief Philipp, der diesen Vorwurf vorausgesehen und gefürchtet hatte, „hegt keine unwürdige Meinung von Philipp

Reibitz! Ich komme nach Broos in den friedlichsten Absichten."

„Und wollt ihr so gut sein, mir diese zu erklären?" fragte der Aga noch immer mit gerunzelter Stirne. „Ich frage euch als Befehlshaber von tausend auserlesenen Kriegern des Padischah, deren Heil oder Unglück auf meiner Seele liegt.

Philipp sah die Nothwendigkeit ein, den Aga von Fatima's Loos zu unterrichten, denn es kränkte ihn tief, von dem edelmüthigen Orientalen des niedrigen Unternehmens zu spioniren angeklagt zu werden. Aber zugleich fürchtete er, wie er schon ehedem gethan, den Zorn des Aga durch die Nachricht von Fatimas unwürdigem Loose aufzureizen und vielleicht Broos in Gefahr zu bringen. Die Hoffnung aber, Fatima sei gerettet und den schmachvollen Fesseln Hopprichs entrissen, gab ihm Aussicht den Zorn des Türken zu dämpfen, und demnach erzählte er ihm in Kürze das Schicksal Fatimas, seine Bemühungen, dasselbe zu verbessern, sie zu retten, und deutete ihm die Wahrscheinlichkeit an, daß in Folge seiner Briefe an Georg Spiker das Mädchen den Klauen Hopprichs entrissen sei und in Spikers Hause eines bessern Schicksals sich erfreue.

Der Aga hörte dieser Erzählung mit düsterer Stirne zu.

„Mein junger Freund," sagte er dann, „ich sah

in Spikers Hause kein Märchen, das deiner Beschreibung entspräche. Eine Türkin, sagst du? Allah! welches Unglück über dem Haupte der Tochter meines Stammes! Und wie nennst du sie?"

„Fatima nennt sie sich —"

Der Aga erbleichte, und eine heftige Bewegung sprach sich in seinen Zügen aus.

„Fatima!" rief er. „Großer Prophet! sollte ich meine verlorne Schwester wieder finden? Nannte sie dir nie ihr Vaterland?"

„Halt!" rief Philipp, „mich dünkt, sie nannte den Sandschak von Natoli ihren Vater, er sei aber während der Belagerung von Hermanstadt gestorben." —

„Allah, Allah!" rief der Türke. „Sandschak von Natoli? Es ist meine Schwester Fatima, welche damals geraubt wurde, unterdeß ich unter Köprili Mohamed dem Großvezier an der Donau focht. Groß ist Gott, und wunderbar sind die Wege, die er den Menschen gehn läßt."

„O Muley!" sagte Philipp tief ergriffen, „wenn ihr das Märchen nicht bei Georg Spiker angetroffen habt —"

„Ich traf sie nicht" — rief der Aga seiner Fassung beraubt — „und doch vielleicht ist sie dort und gerettet! — O Fatima!"

„Laßt uns eilen," drängte Philipp, „und unter-

dessen erzählt mir, wie ihr so lange vom Schicksal eurer Schwester nichts erfuhret."

„Mein Vater," versetzte Muley Aga, indeß er neben dem jungen Manne rasch hinschritt, „mein Vater war der Anführer jener Janitscharen, die zum Schutze des Fürsten Barcsai im Lande blieben, als Georg Rakotzi geschlagen worden war. Aber Rakotzi kehrte bald darauf mit einer neuen großen Macht in das Land zurück, und begann mitten im Winter die Belagerung von Hermanstadt, hinter dessen Mauern sich Barcsai sammt den Janitscharen verborgen hatte. Während jener Belagerung starb mein Vater an einer schrecklichen Pest. Ich stand damals an der Donau und kämpfte gegen den Kaiser. Tsauße von Fürst Barcsai brachte an Ali Pascha die Nachricht von der Bedrängniß Hermanstadts und des Fürsten. Im Frühjahr brach Ali Pascha mit einer großen Macht auf, um den rebellischen Rakotzi zu züchtigen. Bekannt ist dir, wie Rakotzi Thron und Leben verlor. Ich selbst kämpfte jene Schlacht mit. Vergebens erkundigte ich mich nach Fatima. Unter der Verwirrung der Belagerung war sie von einem Schurken geraubt worden, und seitdem verging mehr als ein Jahr, daß ich nichts von ihr vernommen!"

Der Aga hatte kaum geendet, als ein türkischer Tsauß (Bote) aus dem Hause Georg Spikers trat und auf den Aga zuschritt.

„Allah segne dich, tapfrer Aga!“ rief der Tschauß; „und dies sendet dir der tapfere und große Pascha Kutschuk Mehemet!“

Der Bote übergab ein Schreiben, welches Muley Aga rasch durchlas. Seine Züge drückten während dessen immer tiefern Ernst aus.

Er wandte sich an Philipp mit den Worten:

„Mein junger Freund, Fürst Kemény ist bis in die Mitte des Landes vorgedrungen.“

Philipp schlug die Augen nieder und sagte leise: „Ihr meldet mir nichts Neues, Aga!“

„Der Pascha befiehlt mir augenblicklich nach Empfang dieses Schreibens aufzusitzen, und in Eilmärschen nach Schäßburg zu ziehen, in dessen Mauern Fürst Apaffi durch die anrückende Macht Johann Kemény's hart bedrängt ist.“

Philipp war bei diesen Worten seiner innern Bewegung kaum Meister.

„Ich muß augenblicklich meine Befehle geben,“ fuhr der Aga fort. „Eile also allein hinauf und erkundige dich nach dem Schicksal meiner unglücklichen Schwester. Bald bin ich wieder hier, um von dir und Georg Spiker Abschied zu nehmen. Allah segne deine Bemühungen um meine arme Schwester.“

Der Aga wandte sich sammt dem Tschauße rasch ab und eilte dem Hauptquartiere seiner Untergebenen zu um rasche Anstalten zur Abreise zu treffen. Philipp

stieg zu seinem Oheim hinauf, um über Fatima's Schicksal ins Klare zu kommen, denn die Nähe des entscheidenden Kampfes machte ihm jede Minute die er nicht unter den Waffen zubrachte, peinlich.

Als er bei dem würdigen Rathsherrn eintrat, fand er ihn sinnend in einem breiten Lehnstuhl sitzen und die tugendsame Frau Katharina mit weiblicher Arbeit beschäftigt. Georg Spiker streckte dem jungen Manne alsbald herzlich die Hand entgegen, doch malte sich auf seinem würdevollen Angesichte großes Erstaunen ob dem unvermutheten Eintritt.

„Der Herr segne dich, mein guter Junge!“ rief der wackere Rathsherr, „aber welch' ein verwegener Junge bist du, dich zu dieser Zeit hereinzuwagen, wo Broos von Apafis Anhängern wimmelt!“

Frau Katharina, züchtig wie immer, in ein langes dunkles Ueberkleid gehüllt, das bis an den Hals zugeknöpft war, stieß einen kleinen Schrei aus, als sie in dem jungen Bauern ihren Neffen erkannte, dessen „Lagermanieren“ ihr so zuwider.

„Guten Tag, Oheim!“ rief Philipp dem Alten entgegen; „und verzeiht mein unberufenes Eintreten, Frau Katharina. Weiß Gott, es ist nicht Verwegenheit, die mich in so schwerer Zeit nach Broos treibt, sondern es ist ein tiefer Schmerz, den ich bei meinem letzten Aufenthalte von Broos schon mitnahm!“

Frau Katharina heftete bei diesen Worten ihr

gutmüthiges, obwohl strenges Angesicht etwas erstaunt auf den jungen Mann und lud ihn ein, einen Sitz zu nehmen.

„Dank euch, Frau Base," sagte Philipp, „daß ihr mich so freundlich aufnehmt. Und somit laßt mich fragen, Oheim Spiker, ob ihr meine letzten Briefe erhalten habt?"

„Deine Briefe, lieber Junge?" sagte der Alte erstaunt. „Keine Zeile empfing ich von dir, seit du im vorigen Herbste uns Valet sagtest."

„Scherzt nicht, Oheim," bat Philipp mit steigender Angst. „Sagt, habt ihr sie gerettet?"

„Sie?" rief der ehrenwerthe Rathsherr und seine würdige Ehehälfte zugleich.

„Du sagst mir Räthsel, lieber Junge," fuhr der Alte mit großem Befremden fort.

„So ist sie verloren!" schrie Philipp in leicht begreiflichem Schmerze. „O unglückseliges Wesen! wohin schleppte sie der heillose Mörder, der sie ihrem Vaterland und ihrer Familie zugleich entrissen!"

Diese Worte sprachen so aufrichtigen Schmerz und das Wesen des jungen Mannes war so ernst und niedergeschlagen, daß Frau Katharina ihr Herz in Mitleid übergehen fühlte.

Man vergönne es hier dem Schreiber dieser wahrhaftigen Geschichte, daß er dem Leser ein Bild der

vortrefflichen, echten sächsischen Hausfrau und treuen Ehehälfte des würdigen Rathsherrn entwerfe.

Frau Katharina war etwas über Mittelgröße, ein klein wenig wohlbeleibt und in ihrem ganzen Wesen abgemessen und sanft. Ihre Züge sprachen freilich Gewohnheit der Strenge, doch die Ursache dessen war der eigenthümliche Hausfrauen-Charakter der trefflichen Frau, welcher sie ein kräftiges Regiment über leichtfertige Kinder und faules Gesinde führen lehrte. Ihre großen, blauen Augen aber und ein sanfter Zug um den Mund, welcher vorzüglich dann sichtbar wurde, wenn Frau Katharina's Herz gerührt worden war, kündeten offenbar viel Gutmüthigkeit und sanfte Weiblichkeit an.

Frau Katharina war etwa sechs und dreißig Jahre alt. Ihr volles Gesicht war noch immer blühend und liebreizend. Eine enganschließende Haube von schwarzem Flor — von der Art, die man im ganzen Sachsenlande Kronstädter Hauben nennt — umrahmte dies freundliche Gesicht. Um die etwas nachläßige Taille war eine reinliche Schürze mit großen runden Taschen gebunden, in denen die Schlüssel von allen Thüren des Hauses klingelten. Fügt man hiezu einen Strumpf von blaugefärbter Baumwolle, an dessen Beendigung die Hände der würdigen Hausfrau arbeiteten, so hat man ein vollkommenes Bild derselben vor Augen.

„Was bedrängt dein Herz so schwer, armer Philipp?“ fragte die vortreffliche Frau bei des jungen Mannes verzweiflungsvollem Wesen.

„Ach!“ rief dieser niedergeschlagen, „es ist ein junges unglückliches Mädchen, dessen wahrscheinlich trauriges Schicksal mir so viel Schmerz bereitet!“

„Ein Mädchen!“ sagte der würdige Rathsherr bedächtlich nach.

Von diesem Augenblicke an hatte Philipp das Herz Frau Katharinas gänzlich gewonnen, denn was bedurfte es mehr, um dies weiche Herz zu rühren, als daß er unglücklich und — wie es schien — verliebt war?

„Und wer ist dies Mädchen?“ fragte der würdige Rathsherr, während Frau Katharina, ihrer Jugendtage sich erinnernd, etwas verschämt die Augen niederschlug.

Philipp antwortete traurig:

„Sie ward von einem heillosen Schurken geraubt und ihren Verwandten entzogen. Sie aber ist die Tochter eines türkischen Befehlshabers von großem Ansehen, der in Hermanstadt starb.“ —

„Eine Türkin!“ rief Frau Katharina mit Entsetzen.

Der würdige Rathsherr ließ ein mächtiges Räuspern hören, desgleichen seine Gewohnheit war, wenn

ihm irgend eine verwickelte Prozeßsache von Seiten eines löblichen Magistrates übertragen wurde.

„Nun und was weiter?“ fragte der Rathsherr mit einigem Stirnrunzeln.

„Ach Oheim, wenn ihr sie gesehn hättet! So jung, so schön und so unglücklich! Und in der Gewalt eines abscheulichen Schurken, wie ich ihn kennen lernte.

„Wo hast du die Heidin getroffen?“

„Hier in Broos. Der sie geraubt hatte, das war der Wirth zur fröhlichen Eule.

„Der dicke Hopprich?“ rief der Rathsherr.

„So nennt ihn das Volk. Seitdem traf ich ihn bei meinem Aufenthalte im Thal von Hatzeg und lernte den Schelm vollständig kennen. Aber ich ihm nachforschen und wenn ich ihn erfasse, so sei ihm für jede Thräne Fatimas ein Tropfen seines Schurkenblutes abgezapft!“

„Sachte!“ versetzte der Rathsherr. „Fatima heißt das Mädchen? — Nun, der Wirth zur fröhlichen Eule ist unlängst verschwunden, aber die fröhliche Eule ist noch da. Ich will eine gerichtliche Untersuchung anordnen und wenn das unglückliche Kind gefunden wird, so wollen wir —“

Hier hielt der würdige Rathsherr inne und blickte seine sanfte Ehehälfte zweifelhaft an.

Frau Katharina sah jedoch nieder. Auf ihrem Gesichte aber kämpfte die gewohnte Strenge mit tiefer

Rührung. Der Rathsherr schöpfte hieraus Muth um fortzufahren.

„So wollen wir," sagte er langsam, „obgleich das Kind in heidnischem Glauben erzogen wurde —"

Der Rathsherr hielt wieder zweifelhaft inne.

„So wollen wir das Kind in unser Haus aufnehmen und es in christlichem Glauben und in christlicher Liebe erziehen!"

So rief Frau Katharina und trocknete still eine Thräne aus ihrem milden Auge.

Der würdige Rathsherr erhob sich bei diesen Worten geräuschvoll von seinem Lehnstuhl, schritt auf seine gutherzige Ehehälfte zu und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre immer noch hübschen Wangen, was sie mit einiger Verschämtheit litt.

„Und nun, Junge," rief der wackere Rathsherr, „erkläre uns, in welchem Verhältnisse du zu dem Märchen stehst?"

„In welchem Verhältnisse, Oheim?" fragte Philipp etwas befremdet.

„Sollte mich wundern," äußerte der Rathsherr gegen seine Ehehälfte gewandt, wenn er in das Märchen nicht verliebt wäre."

„Verliebt sich in Züchten und Ehren'" beeilte sich der Rathsherr hinzuzusetzen, als ihm Frau Katharina ob seinem leichtfertigen Ausdruck einen etwas strafenden Blick zuwarf.

„Verliebt, Oheim?“ rief Philipp, den bei diesem Worte eine seltsame Beklemmung befiel. Er wollte gegen diese Zumuthung protestiren, denn seiner Fantasie schwebte ein anderes Bildniß als dasjenige Fatima's vor, aber so tief hatten die Reize der Orientalin auf ihn gewirkt, daß er in diesem Augenblicke mit seinen Empfindungen in einigen Zwiespalt kam. Etwas bestürzt suchte er sich diesen Zwiespalt zu erklären, indem er Veronika's zarte Züge sich ins Gedächtniß rief. Aber das dunkle Auge Fatima's glänzte aus seinen Erinnerungen hervor und sprach mit unsäglich rührendem Ausdruck zu seinem Herzen. Seine unter Bekämpfung einer heftigen Leidenschaft schnell gereifte Seele zitterte, als er dies Auge erblickte. Unwillkührlich flüsterten seine Lippen den Namen: „Fatima!“

Dieser innere Kampf prägte sich in dem äußeren Geberdenspiele des jungen Mannes so sehr aus, daß Frau Katharina, die mit scharfem Auge das Walten einer tiefen Leidenschaft hierin erkannte, sich bewogen fühlte, ihrem Gatten die mitleidigen Worte zuzuflüstern: „Ach armer Junge! Ich fürchte, wir werden sie nicht finden!“

Der Rathsherr machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. Dann berührte er die Schulter seines Neffen und sagte in seiner herzlichen Weise: „Philipp, die Zeit vergeht, und ich meine, Johann

Kemény wird dich nicht gern lange entbehren. Auf, Junge, eile voraus in die fröhliche Eule und erspähe die Gelegenheit, damit die Schurken, von der gerichtlichen Untersuchung vielleicht erfahrend, das Märchen nicht heimlich fortschleppen. Geh du voraus. Ich eile zum Königsrichter und folge dir alsbald mit handfesten Trabanten."

Philipp raffte sich bei diesen Worten empor, nahm kurzen Abschied und eilte hinaus, um den letzten Hoffnungsrest, Fatima zu finden, nicht mit unnützem Zögern zu vergeuden. Er richtete seine Schritte auf die fröhliche Eule zu, in deren trübseligem Bereiche er alsbald ankam. Das Haus schaute verfallener aus als ehedem. Es schien, als sei es gar nicht bewohnt. Philipp umspähte das trübselige Gebäude von allen Seiten, fand aber Fatima's Gemach, als er hineinblickte, öd' und leer. Hierauf betrat er das düstere Vorhaus und tappte bis zu der Thür, die, wie ihm bekannt, in die Trinkstube der fröhlichen Eule führte. Als er dies Zimmer öffnete und hinein trat, entstand in dem Vorhause ein leichtes Geräusch, welches aber der in schmerzliche Betrachtungen versunkene Philipp nicht hörte. Kurz darauf bewegte sich die kleine, gebückte Gestalt einer alten Walachin zur Pforte hinaus und verschwand auf der Gasse. Diese heimliche Entfernung war offenbar absichtlich.

Indem schlug Philipp die Zimmerthür zu, denn

die Trinkstube war so öd' und leer als Fatima's Gemach. Dann wandelte er niedergeschlagen aus dem Hause und trat auf die Gasse. Mechanisch und vom Schmerze überwältigt, schritt er die öde Gasse hinab, unwissend wohin sie ihn führe.

Der dumpfe Husten eines alten Weibes veranlaßte ihn, die Augen emporzuheben. Er erblickte vor sich die obenerwähnte alte Walachin, welche eilig vorwärtsstrebte, wie um einer Verfolgung zu entkommen. Demungeachtet war Philipp bald in ihrer Nähe.

„Lauft doch nicht so sehr, alte Mutter!“ sagte er zu der Alten. „Merkt ihr nicht, daß eure Lungen die ungewohnte Anstrengung nicht aushalten können?“

Die Alte murmelte etwas, was ihr fortwährender Husten unverständlich machte, und setzte ihren Weg so eilig als früher fort.

„Wartet doch!“ sagte Philipp, „und beantwortet mir eine einzige Frage. Wißt ihr nicht, wo die Bewohner jenes Hauses, das man die fröhliche Eule benennt, jetzt verweilen?“

„Ich weiß nicht, mein Sohn!“ murmelte die Alte, ohne die Eiligkeit ihres Ganges zu mäßigen.

„Wohnt ihr nicht hier herum?“ fragte Philipp.

Die Alte gab eine neue unverständliche Antwort und schlug jetzt den Weg in eine weitläuftige Nebengasse ein, deren Gebäude noch armseliger waren als die der vorigen Straße.

„Ei, so seid doch nicht störrisch gleich einem kindischen Mädchen. Steht und gebt mir verständliche Antwort.“

Damit ergriff Philipp die Alten bei den Armen, und kehrte sie etwas rauh gegen sich um. Aber in dem Augenblicke ließ er sie wieder los und rief mit einem Ausdrucke, in dem sich Zorn und Freude wunderbar vermischten:

„Iliana!“

Zwölftes Kapitel.

Die Gefangene.

Die Alte, kaum freigelassen, suchte mit einer raschen Bewegung zu entfliehen. Aber Philipp erreichte sie sogleich wieder, ergriff und schüttelte die häßliche Figur und rief mit lauter Stimme, in deren Ausdrucke jetzt der Zorn vorherrschte: „Nicht also, alte Kupplerin! Wo hast du das unglückliche Mädchen?“

„Ihr ermordet mich,“ stöhnte die Alte, „laßt mich frei, ich bin unschuldig.“

„Wo ist Fatima?“ rief Philipp mit drohender Stimme.

„Mit Hepprich fort,“ jammerte die Alte, „ich bin ohne Schuld.“

„Mit Hopprich fort?“ schrie der junge Mann entsetzt, während seine Hände die Alte frei ließen, die alsbald sich von Neuem auf die Flucht begab.

Dies machte den jungen Mann wieder aufmerksam.

„Warum läufst du vor mir?“ rief er, als er sich rasch wieder an der Seite der Alten befand.

Die Alte gab keine Antwort, eilte aber rastlos vorwärts.

„Wenn du unschuldig bist,“ rief der junge Mann indem er die Fliehende stillzustehen zwang; — „warum läufst du vor mir?“

„Ich fürchte, ihr wollt mich umbringen,“ versetzte die Alte mit fast erlöschendem Athem.

Nach einem kurzen Nachdenken rief Philipp von Neuem mit drohender Stimme: „Das werde ich thun, Alte, und zwar augenblicklich, wenn du nicht sogleich gestehst, wo Fatima sich befindet.“

Die Alte wich einen Schritt zurück.

„Ich weiß nicht,“ jammerte sie.

„Du weißt nicht?“ sagte Philipp mit entschlossener Stimme — „so bereite dich zum augenblicklichen Tode!“

Die Alte fiel zitternd auf die Knie.

„Erbarmt euch meines Alters!“ stöhnte sie.

Der junge Mann blickte sie finster an.

„Höre Alte,“ sagte er dann, „sprich, wie viel Gold gab dir Hopprich, damit du Fatima's Aufent=

haltsort verschweigst? Sage mirs, ich will dir das Dreifache versprechen, wenn du mir diesen Aufenthaltsort entdeckst."

„Ich kann nicht, Herr!" jammerte das Weib.

„Dann übergeb' ich dich dem Gerichte, und man wird das Geständniß mit glühenden Zangen herauslocken!"

„Habt Erbarmen, edler Herr. Hopprich wird mich umbringen!"

„Mach fort!" befahl Philipp, „oder ich führe meine Drohung aus!"

„O ich darf nicht!" winselte die Alte und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Ich will dich vor Hopprichs Zorn sicher stellen," sagte Philipp. „Mein Oheim, der Rathsherr Spiker wird dich in seinen Schutz nehmen, wenn du mir Fatima auslieferst."

Die Hartnäckigkeit der Alten wich endlich allen diesen Drohungen und Versprechungen.

„Gott verzeihe mirs," sprach sie sich bekreuzend; „aber ich muß euch gehorchen, edler Herr. Folgt mir."

Damit humpelte sie voran und blieb bald darauf vor einem kleinen unscheinbaren Hause stehen. Hier öffnete sie die Thür und trat, von dem jungen Manne begleitet, in ein Vorgemach, dessen kahle Einrichtung sich sehr ungefällig ausnahm. Die Alte, von der vorausgegangenen Scene noch immer an-

gegriffen, wankte einer Thüre, die nach innen führte, zu, öffnete sie und rief mit heiserer Stimme hinein: „Kokonizza, es wünscht euch Jemand zu sprechen!"

Kaum seiner Bewegung Meister that Philipp einen Schritt vorwärts.

Jetzt ließ sich die melodische, traurige Stimme der Morgenländerin vernehmen.

„Wenn es einer von Hopprichs Boten ist," sprach sie, „so mag ich nicht hinausgehen. Schick' ihn nur wieder fort."

„Es ist Keiner von Hopprichs Boten," erwiederte die Alte. „Kommt, blickt nur heraus!"

Leichte Tritte ließen sich in dem innern Gemache vernehmen und dann erschien Fatima's Gestalt auf der Schwelle der Thüre.

Das Mädchen war noch immer in morgenländischer Tracht gekleidet, aber wo war der glänzende Ausdruck ihrer Augen, die hinreißende Frische ihrer ganzen Gestalt? Die Arme hingen schlaff herab, und das zarte Angesicht voll rührenden Ausdrucks, war schmal und kränklich bleich. Mit Blicken, die nicht das kleinste Interesse verriethen, betrachtete sie den jungen Bauer, der sich langsam näherte.

„Fatima!" sagte Philipp voll tiefen Schmerzes ob dem veränderten Aeußern des jungen Mädchens.

Die Orientalin strich mit der Hand über ihre Augen und that einen Schritt vor.

„Herr! Herr!“ rief sie aus und erhob ihre Arme wie flehend gegen Himmel.

Philipp stand jetzt vor dem unglücklichen Mädchen. Er blickte in die dunkeln Augen, die sich scheu zu ihm emporhoben. Alle Glut, die je darin brannte, hatte sich gesammelt. Leben und Röthe durchströmte die Wangen Fatima's. Ihre Gestalt erhob sich voll neuerlangter Frische. Zitternd beugte sie sich vor dem jungen Manne nieder.

Bei dieser Bewegung der Morgenländerin öffnete Philipp seine Arme, und wie von einem mächtigen Willen getrieben, schlang er sie um die bebende Gestalt Fatima's. Dann drückte er sie innig an sich und tieferröthend sank Fatimas Angesicht auf seine Brust. In diesem Augenblicke vergaß er Veronikas Bild über der Fülle von Reizen, die willenlos sich von seinen Armen umschlingen ließen.

Ebenso überrascht als glücklich lehnte die Orientalin an der Brust des jungen Mannes. Dann, den heiligen Gefühlen ihres Stammes und ihrer Heimat folgend, wollte sie niedersinken und die Hand Philipps fassen, um sie zu küssen.

„Was thust du, Fatima?“ rief dieser, indem er rasch ihre Bewegung hinderte.

„O rette mich!“ rief das Mädchen leidenschaftlich und faltete seine zarten Hände.

„Bei dem ewigen Gotte, der über dir und mir

wacht!“ rief Philipp. „Keine Minute länger sollst du in diesem Hause verweilen. Ich danke Gott, daß ich dich endlich gefunden habe. Von diesem Augenblicke an bist du aus Hopprichs Klauen befreit!“

„Mein Retter! mein Herr!“ rief die Morgenländerin im Ausbruch höchsten Entzückens, und ehe Philipp es hindern konnte, lag sie zu seinen Füßen und hob Augen und Hände mit dem Ausdrucke schwärmender Verehrung zu ihm empor.

„Fatima!“ rief Philipp bestürzt uud hob das Mädchen fast mit Gewalt empor, Besinne dich! du bist aufgeregt!“

„O laß mich immerhin vor dir knieen!“ rief das leidenschaftliche Wesen. „Ach, du rettest mich ja vor so schrecklichem Unglück! Und so lange habe ich deiner Ankunft entgegengewartet! So lange schon hab’ ich geweint, weil du nicht kamst und mich in der Gewalt des häßlichen Weibes ließest! O nun sind wir beide glücklich! Führe mich fort aus diesem Hause! Fatima ist nun deine Sclavin, Herr, und nur dein Auge und dein Wort ist es, dessen Wünsche sie künftig erfüllen wird! — O Herr“ —

Die Orientalin stockte und kreuzte die Hände voll keuscher Anmuth über dem Busen, während ihr leidenschaftliches Auge dasjenige Philipps suchte.

„Wie ich dich liebe, o Herr!“ fuhr sie heftig fort, „ach wüßtest du es, du wärest früher gekommen, Fa-

tima zu retten! Nur an dich hab ich gedacht, und nur von dir geträumt! O Herr, ich liebe dich heftiger, als je ein Mädchen liebte! Fatima will nun ganz dein eigen sein! Nimmermehr will sie dich verlassen! Fatima ist nur glücklich bei dir."

„Nein — besinnt euch —" fiel Philipp unruhig ein.

Aber das Mädchen fuhr immer leidenschaftlicher fort:

„Sieh, nun hab' ich die Palmen Natolis vergessen und meinen Bruder und meine Sklavinnen und Gärten! Ich will in diesem kalten Lande an deiner Seite bleiben! Nie wird Fatima sich nach Hause sehnen! Sie wird immer an deiner Seite bleiben und dich lieben! O Herr, nenne Fatima deine Sclavin!"

„Fatima — besinne dich!" rief Philipp von Neuem, dessen Busen von Schmerz und Glück zerrissen war. „Hier in unserm Lande kannst du nicht meine Sclavin sein, das ist bei uns nicht der Brauch. Die Menschen, die wir Abendländer lieben, machen wir nicht zu Sclaven" — —

„Also dein Weib!" sagte die Orientalin mit einem so zuversichtlichen und keuschen Blicke, daß Philipp verwirrt niederblickte und nicht zu antworten vermochte.

In diesem für Fatima und Philipp süßen Augenblicke ertönte die hohle Stimme der Alten neben dem Mädchen.

„O Herrin!“ flehte die häßliche Alte, „bitte den Herrn um Gnade für mich altes, unschuldiges Weib!“

Aber Fatima stieß einen Schrei aus und eilte an Philipps Seite.

„Fort mit dir, Alte!“ rief sie zürnend und ergriff Philipps Arm. „Du hast mir ihn täglich aus dem Sinne reden wollen und mir Hopprichs schändliche Anträge vorgesagt. Ich will dich nie wieder sehen!“

„Schändliches Weib!“ rief Philipp und trat drohend einen Schritt gegen die Alte vor.

„O Herr, erbarmt euch!“ stöhnte diese. „Ich that nur, was mir befohlen worden.“

„Warum führtest du sie aus der fröhlichen Eule in dies abgelegene schmutzige Haus?“

„Auf Befehl Hopprichs, Herr!“ wimmerte die Alte. „Er fürchtete, ihr würdet sie ihm entreißen.“

Philipp erkannte nun die Ursache, warum Hopprich Broos und die fröhliche Eule verlassen und Fatima der Obhut der Alten übergeben hatte.

Nach Philipps Flucht aus dem einsamen Hause fürchtete Hopprich nicht ohne Grund, der junge Mann würde seinen Oheim und den Magistrat von Broos ersuchen, die fröhliche Eule zu bewachen und die unglückliche Türkin zu retten. Es war daher sein erstes heimlich nach Broos zu reisen und Fatima's Aufenthaltsort zu ändern. Die kriegerische und gefährliche Zeit indeß hinderte ihn, das Mädchen von Broos

fortzuführen; übrigens glaubte er sich auf die Treue und Wachsamkeit der Alten verlassen zu können, daher er ihren Händen seine Gefangene übergab, mit dem Befehl sie auf das Strengste zu bewachen und ihr gar keine Gesellschaft zu gestatten. Philipp gelang es die Alte durch Drohungen und Versprechungen zur Enthüllung des Geheimnisses zu zwingen, und diesem Umstande dankte Fatima ihre endliche Rettung.

Diese Gedanken drängten sich dem jungen Manne in rascher Folge auf. Er pries den Zufall und die Vorsehung, die ihn die Alte finden ließen, und beschloß nun Fatima der Pflege Frau Katharina's zu übergeben.

„Fatima," sagte er sanft zu dem jungen Mädchen, „wir wollen dies Haus verlassen, und ich will dich mildern Menschen übergeben, als deine bisherigen Quäler waren."

„Ich bleibe bei dir," sagte die Morgenländerin

„Fatima," fuhr Philipp ernst fort, „du weißt vielleicht nicht, daß in dieser Zeit dies Land von schwerem Kriege bedroht ist. Gleich nachdem ich dich gerettet habe, muß ich forteilen, und mich derjenigen Parthei anschließen, der ich zugeschworen."

Die Orientalin ließ das Haupt sinken.

„Wohin willst du, Herr, daß ich mich begebe?" fragte sie demüthig.

„Ich werde dich zu meinen nächsten Verwandten

bringen, die mir bereits zugesagt haben, dich mit Liebe zu empfangen und zu behandeln."

„Ich gehorche dir, Herr!"

In diesem Augenblicke schmetterten mehrere Trompeten durch die Gassen von Broos, und der gedämpfte Schall derselben drang bis in das niedrige Haus.

„Muley Aga verläßt den Flecken," murmelte Philipp. „Ich habe mich zu lange verweilt. Ich muß eilen, ihm seine Schwester zu bringen. Er wird sie vielleicht nach Konstantinopel mitnehmen wollen —"

Hier stockte Philipp in seiner Gedankenreihe und heftete einen warmen Blick auf die Orientalin.

„Warum zögre ich?" sprach er wieder vor sich hin. „Dies Mädchen wird vielleicht glücklicher werden, wenn ich ihm sage, daß sein Bruder hier ist und es retten will. Er wird sie in ihre Heimat führen — zu ihren Verwandten." —

„Was sinnst du, o Herr?" fragte schüchtern die melodische Stimme der Orientalin. Indem erklangen die Trompeten noch einmal, aber schwächer und gedämpfter.

„Fatima!" sagte Philipp und ergriff die zarte Hand des Mädchens; „wenn es dir möglich wäre, jetzt gleich nach Natoli abzureisen — was würdest du thun?"

Die Orientalin sprach mit leuchtenden Augen:

„Dein Land ist mein Land. Fatima will immer dein eigen sein!"

„Sprichst du wahr, Fatima?"

„Allah strafe mich, wenn ich anders denke!"

„Fatima!" rief der junge Mann und schloß das Mädchen entzückt in seine Arme. „So verzeihe mir Gott, daß ich jetzt nicht handle, wie ich handeln sollte. Ich will dich zu meinem Oheim bringen."

Der Egoismus der Leidenschaft hieß Philipp zögern, bis Muley Aga sich mit seinen Türken von Broes entfernt hatte. In dieser Stunde, wo er Fatima nach langem, schmerzlichem Suchen endlich gefunden hatte, war es seinem Herzen unmöglich, sie an den fremdgeword'nen Bruder wegzugeben. Während Fatima schmeichelnd an seiner Brust lehnte, horchte er mit immer sichtbarerem Vergnügen dem verklingenden Schalle der Trompeten.

„Jetzt bist du gerettet!" rief er dann mit lauter Stimme, und nun leitete er sie aus dem niedrigen Hause, das so lange ihr Kerker gewesen.

Mit beflügelten Schritten eilten sie, von der Alten gefolgt, dem Hause Georg Spikers zu, vor dessen Pforte sie den würdigen Rathsherrn in einem großen Kreise bewaffneter Trabanten antrafen, denen er verschiedene Befehle zu geben bemüht war.

„Verdammt seien alle diese heidnischen Schelme!" rief der wackre Beamte mit großem Eifer. „Nennt,

was ihr rennen könnt! Die Schurken des Nachtrabs haben die Vorstadt angezündet! — Lauft und helft! — Ist das der Freundschaftsvertrag, den sie mit uns beschworen? — Herr, mein Gott, wann erlösest du die arme Welt von diesem heillosen Volke? — Was steht ihr und haltet Maulaffen feil? Rennt, was ihr könnt, sag' ich. Dort schlägt die Glut bereits empor!" —

Die Bewaffneten stoben auseinander und eilten der Vorstadt zu, wo mehrere Hütten bereits in Flammen standen.

„Sei gegrüßt, lieber Junge!" rief der Rathsherr, indem er Philipp erblickte. „Armer Junge, wir haben die fröhliche Eule vergeblich durchsucht. Aber was ist das? Wen hast du an deiner Seite — das Mädchen —"

Der würdige Rathsherr faltete die Hände über dem Leibe und starrte die fremdartige Erscheinung mit etwas lächerlichem Erstaunen an.

„Oheim" sagte Philipp warm, „laßt euch das Mädchen anempfohlen sein — es ist Fatima!"

„Fatima!" wiederholte der Rathsherr.

Die Orientalin sank zu den Füßen desselben nieder.

„Herr!" sprach sie mit flehendem Ausdruck in den lieblichen Zügen, „nimm eine Unglückliche freundlich auf."

„Mein Gott, was thut ihr?“ rief der wackere Rathsherr, indem er mit einiger Verlegenheit das Mädchen aufhob. Ihr beschmutzt ja die bunten Gewänder. — Legt allen Kummer ab, liebes Kind, noch nie hat Georg Spiker sein Herz dem Mitleid verschlossen. Führe sie hinauf, Junge. Katharina wird für sie sorgen. Ich will unterdessen nach dem Brande schauen.“

Der würdige Rathsherr machte sich eilig fort, konnte sich jedoch nicht entbrechen, seinem Neffen im Vorübergehen erstaunt zuzuflüstern: „Welch' eine Fastnachtstracht, Junge! Du wirst mit meiner Katharina einen harten Stand haben.“

Damit schritt der Rathsherr rüstig vorwärts, in der That, um die Bewegung zu verbergen, die der rührende und liebliche Ausdruck von Fatima's Zügen in seinem milden Herzen geweckt hatte.

Philipp führte nun Fatima in die Gemächer Frau Katharina's, wo er mit einiger Beklommenheit eintrat. Fatima hielt sich schüchtern dicht an seiner Seite, denn das rasche Weggehen des Rathsherrn hatte, trotz den milden Worten desselben, sie etwas betreten gemacht.

„Base Spiker,“ sprach Philipp so demüthig wie nie, als er vor der trefflichen Frau stand, „hier ist das unglückliche Mädchen, das ihr in euer Haus und eure Liebe aufnehmen wolltet —“

Schüchtern hob Fatima ihre dunkeln Augen zu dem strengen Gesichte der Frau empor, aber erbleichend schlug sie dieselben wieder nieder, als sie den mißfälligen Ausdruck gewahrte, den in diesem Augenblicke die Züge Frau Katharina's trugen.

Himmel, wie thöricht hatte Philipp gehandelt, daß er das Mädchen in seinem heidnischen Costüme vor die Augen der ehrbaren Matrone brachte!

„Base Spiker, — liebste Frau Katharina —" begann Philipp mit stockender Stimme.

Aber Fatima kam ihm zuvor.

Der strenge Blick der Matrone, der das Mädchen gleichsam im voraus verstieß, machte demselben die ganze Fülle seiner unglücklichen Verlassenheit klar. Mit überströmenden Augen und schmerzlich gerungenen Händen rief das Mädchen:

„Wenn du mich verstößest, strenge Frau, so ist Fatima das unglückseligste Geschöpf auf Erden!"

Und die Tochter des Sandschaks von Natoli sank auf die Kniee vor der ehrbaren Bürgersfrau und hob die Augen voll schmerzlichen Ausdruckes zu ihr empor.

Aber einem solchen Angriffe war Frau Katharina's warmes Herz nicht gewachsen. Ein Augenblick veränderte die Strenge ihrer Züge in das innigste Mitleid.

„Das arme Kind!" rief sie mit bewegter Stimme und bückte sich die Knieende aufzuheben.

Aber Fatima blieb mit gefalteten Händen auf den Knieen liegen, und fuhr heftig fort:

„Einst war ich die Tochter eines mächtigen und reichen Mannes, und vor mir knieeten hundert Sklavinnen. Jetzt bin ich ein armes, vaterloses Mädchen, das von bösen Menschen geraubt wurde und zwei Jahre lang großes Unglück trug. Sieh ich habe die Palmen von Natoli vergessen, und das Glück meiner Kindheit ist dahingeschwunden und weckt nur Thränen in meinem Auge. Nicht mehr die Menschen meines Stammes umgeben mich, nicht mehr die Luft Natolis umsäuselt mich. O Fatima wäre so unglücklich, wenn nicht — er wäre“ — und sie zeigte auf Philipp — „und wenn er mir nicht versprochen hätte, du würdest mich gern in dein Haus aufnehmen. Aber Fatima will nicht wie eine Bettlerin in deinem Hause sein, lehre mich arbeiten, strenge Frau, und Fatima wird sehr fleißig sein!“

„Armes Kind!“ rief Frau Katharina, welche ihre Thränen nicht mehr zurückhalten konnte. Zärtlich hob sie das junge Mädchen empor und drückte es an ihr bezwungenes Herz. Dann hielt sie dasselbe ein wenig von sich ab, ohne es jedoch aus den Armen zu lassen, und blickte ihm gerührt in die lieblichen, von Thränen überströmten Augen.

„Du sollst mein Kind sein!“ rief die treffliche gutherzige Matrone und drückte das Mädchen wieder

und wieder an ihren Busen; — „aber — thue mir die Liebe — und lege die bunten Kleider ab!"

— — — — — — —

„Mein Geschäft hier ist geendet," sagte Philipp indem er mit leuchtenden Augen vor dem Lehnstuhl Frau Katharina's stand, die voll mütterlichen Eifers die lächelnde Orientalin tröstete und hätschelte. „Ich lasse dich in guten Händen zurück, Fatima. Ich selbst gehe, gegen Apafi zu kämpfen. —

— — — —

Eine halbe Stunde später verließ Philipp das Haus Georg Spikers und eilte einem kleinen Hause der äußersten Vorstadt zu. Hier trat ihm Benjamin, der dem Leser bekannte, aus dem einsamen Hause entflohene Jüngling entgegen, verwandelt in einen zierlichen Husaren und auf das Beste bewaffnet.

„Die Pferde heraus, guter Benjamin!" rief Philipp, als er herbei kam. „Wir eilen zur Armee."

In kurzer Zeit waren die Pferde gesattelt, und Philipp, nachdem er seine Bauerntracht ab- und die glänzende Uniform eines Offiziers angelegt hatte, schwang sich nebst seinem Begleiter auf die Pferde, verließ Broos und trabte frisch zu gegen Osten nach dem unfernen Schäßburg.

Als die Reiter über die Marosch setzten, blickten sie noch einmal nach Broos zurück. Der von den muthwilligen Janitscharen verursachte Brand in den

Verstadten war schnell gelöscht worden, an einem einzigen Punkte noch strahlte eine dunkelrothe Glut in den Abendhimmel empor.

„In welcher Gegend des Fleckens mag der Brand sein, Benjamin?“ fragte Philipp den jugendlichen Diener. „Du kennst den Flecken besser als ich.“

Der Diener blickte ein paar Sekunden nach der Glut hin. Dann wandte er sein Pferd und trabte an Philipp's Seite fort.

„Es ist kein Schade um das Haus, Herr,“ sagte der Diener achselzuckend. „Es ist „die fröhliche Eule!“

Dreizehntes Kapitel.

Erler und Hopprich.

Während Philipp dem nahen Kampfe entgegen reitet, führen wir den Leser auf einen andern nicht minder wichtigen Schauplatz unserer Erzählung.

Die Szene, die wir ihm eröffnen, ist ihm schon bekannt. Er folgte Philipp's Schritten durch die Forste des Westreich und lernte jenes Plätzchen kennen, wo der vertriebene Fürst an der Seite Veronika's ein gefahrvolles aber süßes Leben der Liebe hin-

führte. Unter jene alte Buche, die mit ihrer ungeheuren Krone das stille Plätzchen überschattet, versetze sich der Leser von Neuem, um die schönen, keuschen Empfindungen des Mädchens vom einsamen Hause zu belauschen.

In den Forsten hatte der Winter sein Reich begonnen. Weit und breit streckten die Bäume ihre entlaubten Aeste gegeneinander aus und knirrschend rüttelte der Sturm an den markigen Stämmen. Zwar deckte nur wenig Schnee das kahle Gehölz, und die Sonne strahlte aus einem reinen blauen Himmel hernieder, aber die öden, braunen Gründe und der Sturm, der darüber hinstrich, zeugten von dem Walten des Winters.

Die Sonne näherte sich der Mittagshöhe und ihre Strahlen goßen einen warmen Glanz auf die Stelle, wo die alte Buche stand. Es war etwas freundliches in diesem Glanze, was die rauhe Wildniß minder abschreckend machte.

An dem Stamme der Buche lehnte ein einsamer Mann, der den Kriegermantel eng um seine Schultern gezogen hatte, und unverwandten Blickes zur Höhe des Berges emporschaute. Unter dem Mantel ragte der Säbel hervor, und dies so wie die kräftige Gestalt des Mannes gaben ihm ein imponirendes Ansehen, obwohl sein Mantel und sein Kalpag ziemlich unansehnlich waren. Sein Gesicht strafte diese äußerliche Unbedeutenheit Lügen, denn es war von

einem kühnen, stolzen Ausdruck beseelt, den das glänzende, bewegliche Auge noch erhöhte.

Während der Sturm in den Falten des Mantels wühlte, stand diese ansprechende, edle Gestalt bewegungslos da, und nur der wechselnde Ausdruck des Gesichtes gab von ihrem inneren Leben Zeugniß. Dieser Ausdruck war vornehmlich erwartende Ungeduld, aber zuweilen strich ein tiefer Schatten darüber hin, das Auge senkte sich, und der hoch hinaufgezogene Mantel schien einen tiefen Seufzer verbergen zu wollen.

Diese einsame, stille Gestalt belebte die öde Gegend nicht im Mindesten; sie vermehrte den monotonen Ausdruck derselben.

Nach langer Pause hob der einsame Mann plötzlich horchend das Haupt. Indem ließ sich das freudige Aufbellen eines Hundes in der Nähe vernehmen. Der Mann schob seinen Mantel auseinander, und ging rasch von der Buche einige Schritte die Höhe hinan. Ein Hund ward sichtbar, der mit lebhaften Sprüngen sich näherte. Gleich darauf erschien ein Mädchen, welches aber bei dem Anblicke des Mannes, wie es schien, nicht überrascht, aber einer tiefen Bewegung unterworfen, stehen blieb.

Mit ausgestreckten Armen näherte sich Dieser der zitternden, schlanken Gestalt des Mädchens. Diese liebevolle Bewegung schien dem zarten Wesen Muth

zu geben, denn nun schritt es rasch vorwärts, bis es von den Armen des Mannes erreicht und leidenschaftlich umschlungen wurde. Bei der heftigen Bewegung desselben glitt der Mantel von der rechten Schulter herab, und die schlanke, aber dennoch gedrungene Gestalt des Mannes trat ins Licht. Ein einfaches, ungarisches Kriegerkleid umschloß gefällig die kraftvollen, wohlgebildeten Formen des jugendlichen Leibes. Während aber der Mantel hier zurücksank sammelten sich seine Falten links über der Brust des Mannes und in diese verbarg das Mädchen sein Haupt. Der Krieger senkte das seinige mit einer zärtlichen Beugung über die anmuthige Gestalt, und seine Züge, wenn gleich freudig, sprachen tiefe, innige Rührung. Der Hund aber hatte sich ruhig zur Seite gestellt, betrachtete unverwandt das stumme Paar, und bellte nur bisweilen kurz und freudig auf, als sei es ihm, für seine Person, unmöglich, das Glück des Wiedersehens schweigend zu feiern.

Noch immer stumm leitete der Krieger das Mädchen zu der wohlbekannten Buche. Dort faßte er es von Neuem in die Arme und obgleich der Hund des langen Zwanges müde, ungeduldig zu bellen begann, schienen doch weder das Mädchen noch der Krieger geneigt auf ähnliche laute Weise ihre Empfindungen kund zu geben.

— — — —

„Wir sehen uns wieder," sagte der Fürst von Siebenbürgen zu der Tochter des einsamen Hauses, „wir sehen uns wieder jetzt, wo ich den Pfad eines entscheidenden Geschickes betreten habe. Ich hätte warten sollen dich wiederzusehen, bis ein glänzender Sieg mir den Thron gesichert und das Geschick zwischen mir und meinen Feinden gewählt hätte. Aber mit allen Hoffnungen, mit aller Liebe und mit allen Schmerzen muß ich mich abfinden, ehe ich Alles auf den ungewissen Wurf einer Schlacht setze. Jetzt stehe ich noch vor dir als der Fürst Siebenbürgens, wenn gleich vertrieben und ohne Reich, in wenigen Tagen wird der Ungewißheit ein Ende, ob ich ein Fürst bleiben soll oder ein Bettler — ob ich im Glanz des Thrones gebieten oder im Gewimmel der Schlacht sterben soll. Ich habe dich noch einmal sehen, hören, umschlingen wollen, ehe ich den letzten, schrecklichen, entscheidenden Schritt thue."

„Wie mein Geliebter," sagte schüchtern das Mädchen, „welche finstere Ahnung bei dir, dem heitern, muthigen Krieger?"

Der Fürst faßte die Hand des Mädchens und heftete den umwölkten Blick zur Erde.

„Als ich hereinkam," sprach er dann, „mit dem fremden Heere, mit den fremden räuberischen Söldnern, da sah ich stille Dörfer und ruhig - friedliche Städte. Die Bewohner des Landes standen staunend

still und betrachteten die fremden Eisenreiter. Da sahen sie die Dörfer aufflammen und hörten das Wehgeschrei ihrer Weiber und Kinder — die fremden Räuber waren in ihre Hütten gefallen um zu rauben. Die Armen fluchten dem Heere ihres Fürsten, und als ich etliche von den Kürassieren niederschießen ließ, schwangen sich die Andern aufs Pferd und drohten alsogleich abzuziehen, wenn ihnen der Kriegsbrauch nicht gestattet würde. Da wandte ich mich trübsinnig nach Graf Petki um, und sagte ihm — das Fürstenthum sei verloren!"

„O nicht doch, mein Fürst!" bat Veronika und drückte sich schüchtern in seinen Arm.

„Als ich den Türken weichen mußte," fuhr der Fürst fort, „und so mancher tapfere Arm mir folgte, da war mein Herz leicht und voll vertrauender Hoffnungen. Aber der freie Kriegersinn ist gebrochen, ich freue mich des nahen Kampfes nicht, mir war, als ich hereinritt, als empfängen mich die kalten Arme meiner Väter und zögen mich in ihre Grüfte. Da faßte mich dein Bildniß und mahnte mich gleichsam nicht ohne Abschied von dir in die Schlacht zu stürzen. Es ist ein Abschied — der heiße Drang, der mich trieb mein Heer zu verlassen, die schwere Last auf meinem Herzen, alles deutet mir den Abschied, den letzten Augenblick an."

„O mein Fürst!" rief das Mädchen mit über-

strömenden Augen, „wie kann eine ungewisse Ahnung einen Helden niederschlagen?“

„Du mahnst mich recht,“ sprach der Fürst, „soll ich diese letzte Stunde des Glückes dem Grame opfern? Nein, ich sehe in dein liebes Auge, und ich sehe, daß ein Glück dieser Erde, das Süßeste, mir treu blieb! Wohlan, ein letztes Wagniß um dies süßeste Glück! Wenn der Abend herniedersteigt, so bin ich bei dir im einsamen Hause!“

„Mein Fürst!“ rief Veronika bestürzt zurücktretend.

„Harre meiner an jenem Fenster, das ich kenne, und das in die dunkeln Wälder herausgeht. Unbemerkt schleich' ich an dies Fenster und klimme hinauf. Niemand wird mich entdecken. Auf jener Seite streifen nur die Thiere des Waldes. Dort darf der vertriebene Fürst von Siebenbürgen furchtlos zu dem zarten Wesen schleichen, das seines irren, rauhen Lebens letztes und süßestes Glück ist.“

Tiefbewegt barg Veronika ihr Angesicht an der Brust des Fürsten.

Johann Keménz küßte ihre reine Stirne und sprach mit leuchtendem Auge:

„O laß uns opfern dem Leben und seinen glücklichen Augenblicken! Sieh, so jagt uns das Geschick durch die kahlen Wüsten des Daseins, wie ich verbannt durch Siebenbürgens Auen wandre. Da gilt

kein Säumen und Harren, denn das Glück, das deine Lippen kaum berührte, weicht treulos der nächsten finstern Minute!“

Mit wehem Herzen hing das Mädchen in den Armen des Fürsten.

„Ich leite dich nach Hause,“ fuhr dieser fort. „Man würde dich vermissen.“

Und auf den Arm des Geliebten gestützt, stieg Veronika langsam zu dem einsamen Hause empor.

— — — — — —

Dies Gespräch zwischen dem Fürsten und Veronika fiel einen Tag später vor, als Philipp die schöne Türkin aus der Gewalt Hopprich's befreit hatte.

An diesem Tage langte der dicke Hopprich in dem einsamen Hause an, nachdem er die letzten Wochen im Temescher Banate in den Winterquartieren Kutsuk Mehmets zugebracht hatte, welcher an der Stelle des Pascha von Silistria den Befehl über die nach Siebenbürgen ziehenden Hülfsvölker erhalten.

Es war kurz nach Mittag, als Hopprich sein Pferd einem Knechte übergab und die Treppe hinauf nach Peter Erler's Gemach stieg. Er fand ihn allein und düster, wie immer.

„Euch schönen Gruß, Herr Erler!“ rief der dicke Hopprich, indem er sich händereibend dem Ofen näherte. „Und wie lebt ihr noch im einsamen Hause?“

„Was für Nachrichten von den Türken?" fragte Erler, ohne jene Frage zu beantworten.

„Vortreffliche, Herr Erler! Kutschuk Mehemet zieht ins Thal von Hatzeg herein, und mahnt euch das bewußte Versprechen zu erfüllen."

Erler's Stirne umzog sich düster.

Hepprich ließ sich gemächlich an dem Ofen auf einen Sitz nieder, warf dann seine Blicke in dem Gemach umher, und sagte leichthin: „Wo habt ihr euer niedliches Märchen, die Veronika? der Pascha ist neugierig sie zu sehen. Dicker Hepprich, sagte er, nach eurer Beschreibung ist das Märchen tausend siebenbürgische Dukaten werth, und ich will das Geld nun gleich von den Sachsen eintreiben.— Das waren seine Worte."

Der Hausherr vom einsamen Hause schritt schweigend auf und ab.

Der dicke Hepprich warf Holz in's Feuer. Nach einer Pause begann er wieder: „Beiläufig, Herr Erler, ein verdammter Streich, daß uns Reibitz und euer Knecht zugleich entfloh. Habt ihr keine Nachricht von dem bartlosen Schelm?"

„Er wird Kriegsdienste genommen haben," murmelte Erler.

„Verdammt!" versetzte Hepprich. „Er war mein Liebling. Er hatte euch das schärfste Auge von allen

euren Leuten, und versprach seiner Zeit ein tüchtiger Mann zu werden. Habe mich schmählich geirrt."

Erler verharrte noch immer in seinem dumpfen Schweigen. Hopprich fuhr etwas gereizt fort:

„Nun, Peter Erler, gefällts euch wohl von dem Geschäfte zu reden, dessentwillen mich der Pascha heraufschickte?"

„Geht zurück und seid verdammt!" brummte Erler, indem er sich dem Dicken gegenüber niederließ.

„Das ist nicht die Losung, Herr Erler!" versetzte Hopprich. „Der Pascha befragt euch, ob ihr ihm für tausend blanke Dukaten das Mädchen überliefern wollt, das euch ohnedies auf dem Halse?"

„Der Türke ist ein Schelm!" murmelte Erler.

„Ihr mißtraut ihm?" rief Hopprich, indem er eine Börse hervorzog. „In dem Augenblicke, wo ihr mir das Mädchen überliefert, empfangt ihr die Hälfte des bedungenen Preises. Und wenn der Pascha das Mädchen in Händen hat, sendet er euch die die andere Hälfte ebenfalls durch mich. Darauf schwur er bei seinem Allah!"

„Ihr sollt das Mädchen haben, Hopprich!" sagte Erler entschlossen. „Dieser Tage noch."

„Ich muß morgen früh fort, um des Pascha Heer auf den besten Pfaden nach Schäßburg zu leiten."

„Ich will heute mit Johanna reden."

„So ist's recht," sagte der dicke Hopprich behag-

lich. „Und nun — übernehmt ihr den Auftrag diesen verwegenen Johann Kemény inmitten seiner Soldaten todzustechen?“

Erler's Augen strahlten von einer gräulichen Freude.

„Das will ich thun, Hopprich,“ rief er, „und zwar auf eigene Faust. Als Husar verkleidet will ich mich unter sein Heer schleichen, und die Gelegenheit erspähen, ihm einen Stoß mit meinem Dolche zu versetzen. Sagt dem Pascha, hiefür habe er keine Dukaten zu zahlen, sagt ihm, Peter Erler mag von seiner Rache keinen andern Gewinn, als die Rache selbst!“

„Wacker gesprochen!“ sagte der dicke Hopprich. „Und ich hoffe der Pascha wird, von eurem Edelmuthe gerührt, den Preis des Mädchens verdoppeln. Und nun macht fort und sprecht mit eurem Weibe, Herr Erler. Laßt sie aber nicht wissen, zu welchem Zwecke das Mädchen mit mir abreisen soll. Weiber haben oft seltsame Grillen. Und nun will ich mich in den Wald hinaus machen, etlichen herzhaften Burschen entgegen, die von Hatzeg herauf kommen und von dem Pascha zu meines Leibes Bedeckung mir überlassen wurden. Vortreffliche Freunde, Herr Erler, und Keiner unter ihnen, der nicht ehedem das Kreuz angebetet. Aber nun sind sie regelrecht beschnitten worden und kümmern sich den Teufel um Kreuze und Kirchen. Ihr sollt sie kennen lernen.“

Damit ging der dicke Hopprich hinaus und verließ bald darauf auch den Hof des einsamen Hauses.

Nach einem düstern Bedenken schritt Erler ebenfalls aus dem Gemache und trat in das Nebenzimmer, wo Frau Erler und Veronika schweigend bei weiblicher Arbeit saßen. Die arme kleine Anna jedoch war nicht anwesend, denn das Kind hatte sichs angewöhnt, in dem großen, öden Baue träumend herumzustreifen, bis es irgend in einem Winkel vom Schlafe überrascht wurde, oder der Hunger es an die Seite der Mutter trieb.

Erler trat ohne Gruß und finster in das Gemach der Frauen. Sie ahnten einen Ausbruch des bösen Geistes und beobachteten ein tiefes, ängstliches Stillschweigen.

„Frau,“ begann endlich der finstere Mann, „wir wollen Veronika von uns lassen. Ich habe einen guten Freund gefunden, der verspricht sich ihrer annehmen zu wollen.“

„Veronika?“ sagte Frau Erler erstaunt.

„Fort?“ rief das Mädchen, indem es entsetzt aufsprang.

„So sagte ich,“ murmelte Erler.

„Warum soll Veronika von uns fort?“ fragte Frau Erler sich erhebend.

„Große Kinder müssen aus dem Hause,“ ver-

setzte der finstre Mann. „Unser Freund Hepprich wird für das Mädchen sorgen.“

„Hepprich?“ schrie Veronika die Hände faltend.

„Veronika geht nicht von meiner Seite,“ sagte Frau Erler kalt und setzte sich wieder an ihre Arbeit.

„Ich will es,“ gebot ihr Gatte.

„Sie bleibt bei uns.“

„Weib,“ murmelte jener mit drohender Stimme; „hier gilt mein Wille allein. Und das Mädchen erhält eine gute Versorgung.“

„Im Hause des dicken Hepprich?“

„Er ist unser Freund.“

„Nie erhält er mein Kind.“

„Er erhält es. Schweig! Ich will es.“

„Erler,“ sagte seine Gattin mit eigendem Affekte, „thue dies Letzte, Schrecklichste nicht; reize meine Geduld nicht bis auf das Aeußerste. Die Gattin ertrug Alles — die Mutter aber wird ihr Kind zuschützen wissen.“

„Schweig. Das Mädchen muß fort.“

„Unnatürlicher Vater,“ rief die Mutter mit zitternder Stimme; „willst du dein eigen Kind den Heiden verkaufen und ewigem Verderben liefern?“

„Thörin! den Heiden? Hepprich sorgt für das Kind. Basta. Ich mag kein Wort weiter hören.“

„Dann höre es Gott im Himmel, und höre auch

du es, Abscheulicher, daß ich von diesem Augenblicke an mich von allen Pflichten gegen dich lossage. Ich will meinen Mund öffnen, ehe dieser Frevel geschieht, und schreckliche Dinge werden an das Tageslicht treten!"

„Was willst du damit sagen?" murmelte der finstere Mann.

„Ich kann den Gerichten erzählen, welche Thaten der gebrandmarkte Rathsherr seit fünfzehn Jahren verübte."

„Das könntest du?" schrie der finstre Mann, indem er mit entsetzten Zügen vor dem entschlossenen Auge der bleichen Frau zurückfuhr.

„Ich kanns. Reize meinen Grimm nicht länger."

„Weib, dein Schicksal wäre das Meine!"

„O daß ich sterben dürfte!" rief die unglückliche Mutter mit gerungenen Händen. „Daß ich sühnen dürfte mit meinem Blute die zahllosen Frevel, die ich sah und noch sehen werde! Daß ich sterben dürfte unter unsäglichen Qualen, daß all mein vergossenes Blut auch nur einen Mord aufwöge, der an deiner schrecklichen Hand klebt! — O ein gräßlicher Fluch drückt auf deiner Seele! Dein ist der Fluch, den deine Opfer auf dich wälzen, dein ist die Hälfte des Fluches, der mein schuldloses Haupt getroffen. Dies Kind — und jenes arme blödsinnige Wesen — ihr

Verderben brenne auf deiner Seele, wenn das Grab sich längst über deinem Haupte schloß!“

Mit aschenbleichen Wangen stand Erler da, und sein scheuer Blick wagte es nicht zu dem Auge der erzürnten Mutter aufzusehen. Sie aber stand mit dem gehobenen Arme gleich einer finstern Norne da, und ihr Mund schien das Schicksal vorauszusagen, das einst über dies Haus herein brechen werde.

Und Veronika, niedergeschmettert von den neuen fürchterlichen Aufklärungen dieser Stunde, wich von dem Elternpaare zurück und stürzte schaudernd aus dem Zimmer hinaus.

Sie eilte ihrem Gemache zu. Dämmerung war längst niedergesunken. Eine überwältigende Empfindung zog sie in das einsame Zimmer.

Hier harrte sie. —

Gedrückt von der Last der Sorge, des Schmerzes und des Glückes zitterte dies zarte Herz der Liebe und dem Vertrauen entgegen, um die Ueberschwänglichkeit der Empfindung vertrauend und liebevoll zu ergießen. Das Gesicht der bleichen, leidenden Mutter schwebte dem Mädchen vor — und weinend hätte es in ihre Arme stürzen mögen, um alle Qual und alles Glück seiner Liebe zu gestehen. Aber ein entsetzlicher Schatte stellte sich zwischen ihr Vertrauen und die Mutter. War sie nicht die Mitwisserin geheimer, entsetzlicher Frevel? — Sie konnte es nicht niederkämpfen: —

es war die Gattin des Räubers, welcher sie ihre heiligen, schüchternen Empfindungen gestehen sollte!

O arme Mutter! so zart, so engelrein hattest du dein Kind erhalten, so unschuldsvoll es erzogen, daß jetzt, wo schreckliche Geschicke ihm die Augen zu öffnen beginnen, dein zartes, engelreines Kind sich bebend von dir wenden muß!

Könntest du dies Kind jetzt sehen, wie es der Liebe entgegenglüht — und wie es wieder ob der Trostlosigkeit seines Geschickes in Thränen zerfließt — wie sein Herz deiner Liebe immer fremder wird! —

Aber das weißt du ja! das hat dein Herz schon zerrissen! diesen Fluch deines Schicksals kennst du bereits, du unglückliche Mutter!

Wie sie seiner harrt voll bräutlicher Glut! wie ihre Thränen versiegen! und wie ihre Empfindung ganz Glück zu werden beginnt!

Und klirrend öffnet sich das angelehnte Fenster — er schwingt sich herein!

Da überwältigt sie die Fülle des Glückes und willenlos sinkt sie in seine Arme!

Glückliches Kind! ja sauge ihn auf den süßen Tropfen des kargen Glückes! sauge ihn auf, ehe Kummerthränen ihn verschlingen! Gib dich der Minute des Glückes hin, — die nächste vielleicht ist keine freundliche mehr!

Ich sehe dein Auge sich schließen, ich höre seine schmeichelnden Worte — ja du bist glücklich!

Aber ich höre den Donner der Schlacht — ich sehe die ringenden Schaaren, die Menge der Erschlagenen — ich sehe brechende Augen und höre flehende Stimmen!

Und unter stampfenden Rossen seh ich ein edles Antlitz, bleich und gräßlich verzogen im Kampf der Todesminute!

Und darüber hin tönen wilde, schmetternde Siegeshörner und barbarisches Geschrei siegtrunkener Heiden. — — —

Und doch, doch! — sei glücklich, zartes, liebendes Wesen! — —

Vierzehntes Kapitel.

— Mord ist jetzt die Losung.
Der Menschheit Bande sind entzwei.

Don Carlos.

Erler entfernte sich aus dem Gemach seines Weibes und schritt in den Hof hinab. Es war bereits tiefe Dämmerung eingetreten, und die Gegenstände im Hofe wurden immer dunkler und formloser. Doch

war der Himmel rein und in Kurzem mußte der Mond über den Gebirgen heraufgehen.

Gleich nach Erler trat auch seine Gattin auf den hölzernen Gang heraus und rief nach Anna. Allein das Kind kam nicht zum Vorschein. Wahrscheinlich schlummerte es bereits in irgend einer Ecke.

Da rief Hopprich's rauhe Stimme in der Tiefe des Hofes:

„Guten Abend, Peter Erler. Da kommen meine Bursche, und sie haben euch einen Fund erlauert, für den ihr sie mit Gold bezahlen werdet!"

Frau Erler hörte nichts mehr, denn sie zog sich sogleich in ihr Zimmer zurück.

„Hört!" sagte Hopprich, indem er sich sammt Erler dem Gebäude näherte. „Ihr habt einst Rache geschworen einem naseweisen Knaben, ohne dessen Zuthun ihr zur Zeit einen warmen und achtbaren Rathsherrsitz einnehmen würdet." —

„Was sagt ihr?" rief Erler stillstehend.

„Still, Mann. Nehmt euch zusammen. Meine Bursche sagen mir, es sei ein Mann in eines der Fenster des einsamen Hauses gestiegen — — hört mich zu Ende. Der Mann, sagen sie, sei oftmals an der Spitze der ungarischen Husaren gegen die Türken gerückt, und er sei ein fürstlicher Herr!"

„Johann Kemény?" schrie Erler.

„Ihr habt ihn genannt. Alter Fuchs, wo habt

ihr eure Augen gehabt? Der Schelm stieg eurer Tochter ins Schlafgemach!“

„Meiner Tochter?“ sagte Erler erstaunt.

„Wie ich vermuthe,“ erwiederte der dicke Hopprich. „Ich wüßte sonst wahrlich nicht, was Teufels der Mann, der jetzt um ein Fürstenthum spielt, in eurem schelmischen Hause zu suchen hätte!“

Einen Moment stand Erler einer Bildsäule gleich, dann schlich über seine Züge eine teuflische Heiterkeit und sein Auge leuchtete drohend empor.

„Eilt in den Wald, Hopprich,“ rief er fast erstickt von innerer Bewegung, „und stellt Wachen vor das Fenster wo Jener einstieg. Ich will ihn unterdessen von vorne anfassen.“

Und rasch stürmte er die Treppe hinauf.

„Ich muß dabei sein!“ murmelte der dicke Hopprich. „Ich will ein paar Knechte hinausschicken und dann dem Abenteuer zuschauen.“

Er gab demnach einigen bewaffneten Knechten den Befehl den Wachtposten einzunehmen, und folgte dann Erlern hinauf.

Dieser eilt mit langen, polternden Schritten über den Gang. Eine glühende Erwartung sprüht aus seinen erbleichten Zügen.

Da springt Veronika ihm erschreckt entgegen.

„Dirne!“ ruft er und schleudert sie bei Seite. Sein Schritt ist nicht mehr zu hemmen. Veronika eilt an Frau Erler, die aus ihrem Zimmer getreten ist

und an Hopprich vorüber, und verschwindet in der Dunkelheit.

„Packt euch hinein!“ ruft der dicke Hopprich Frau Erlern zu, indem er drohend auf sie zutritt. „In diese Stunde gehören nur Männer!“

Frau Erler schlägt die Hände bebend zusammen und läßt sich willenlos in ihr Gemach drängen.

„Und nun laßt uns horchen!“ spricht Hopprich vor sich hin, und nähert sich vorsichtig einer andern Thüre.

Rasch hat Erler diese aufgerissen. Ein Blick überzeugt ihn, daß er den Gegenstand seiner lange genährten Rache vor sich habe. Er drückt die Thüre zu und steht vor dem erstaunten Fürsten mit dem lauten Ruf:

„Erkenne mich Johann Kemény!“

„Wer bist du?“ fragt der Fürst, indem er zurück tritt.

„Erkenne den gebrandmarkten Erler!“

Und rasch ist das Schwert des Wüthenden entblößt und theilt die zischende Luft. Aber eben so schnell hat der Fürst seinen guten Säbel gezogen und den Hieb aufgefangen. Doch dem ersten Hiebe folgen unzählige andere, immer schneller und wüthender, rasch niederfallend, wie grimmiger Hagelschlag. Da erwacht der Zorn des Herrschers und wohlgeübten Kriegers. In blitzschnellen funkelnden Kreisen bedrängt er den Mörder, der endlich keuchend weicht,

und gewandt zur Thüre hinausschlüpfend, dieselbe fest verriegelt.

„Meine Pistolen,“ ruft Erler dem horchenden Hepprich zu. Dieser eilt in ein anderes Gemach, und holt zwei mächtige Feuerwaffen von plumper Arbeit herbei.

Indem trifft ein Stoß von innen die Thüre. Ueberrascht horchen die beiden Männer. Bald wird ihnen die Ursache des fortdauernden Getöses klar. Der Fürst wälzt mit Riesenkraft die schweren eichenen Geräthschaften des Gemaches an der Thür.

Einen Augenblick steht Erler zweifelhaft. Dann fährt ein Gedanke durch seinen Kopf. Er winkt Hepprich, die Thür zu bewachen, und eilt in das Nebenzimmer.

Auf die Bauart des einsamen Hauses hat er einen hinterlistigen, aber sichern Plan gegründet. Die einzelnen Gemächer laufen nämlich in einer Reihe nebeneinander hin, sind aber meist durch Zwischenthüren mit einander in Verbindung gesetzt. Diese Thüren sind unverschlossen. Gelingt es nun Erlern die Thür, die aus dem Nebenzimmer in das Gemach führt, wo sich der Fürst befindet, unbemerkt zu öffnen, so ist es um diesen geschehen, denn Erler hat Feuerwaffen.

Mit leisen Schritten tappt dieser durch die Dunkelheit des Gemaches an die bezeichnete Thür.

Unterdessen ist die Nacht weit vorgeschritten, aber der aufgegangene Mond wirft ein bleiches, unsicheres Licht auf die Wände und in die Fenster des einsamen Hauses.

Erler, dessen Leidenschaft durch das Bedürfniß nach Rache und durch die Aussicht auf Befriedigung eines marternden Triebes entsetzlich erregt ist, schleicht leise auf die verhängnißvolle Thür zu. Sein Auge gewöhnt sich schnell an das Halblicht, das in dem Gemache herrscht, und erkennt deutlich alle Gegenstände.

Da gewahrt er aber die Umrisse eines menschlichen Wesens, das sich zaghaft in die Ecke der Thürschwelle drückt. Mit genau prüfendem Blicke betrachtet Erler dasselbe, dann tritt er leise näher.

„Pst Anna!" flüstert er voll unterdrückten Zornes. „Wirst du gleich hinausgehen, heilloses Kind?"

Das Kind aber drückt sich stöhnend tiefer in die Ecke, denn die Nähe des finstern Mannes, den es nie als seinen Vater kennen gelernt hat, verursacht ihm tödtlichen Schrecken.

„Fort Anna!" flüstert von neuem Erler, dessen Wuth sich durch das unvorhergesehene Hinderniß schrecklich steigert. „Geh gleich fort, Unglückskind!"

Und er streckt seinen Arm aus, das Kind zu ergreifen.

„Rühre mich nicht an!" schreit das Kind bei dieser Bewegung in den schrillsten Tönen des Entsetzens.

Die Wuth Erler's wird durch die Angst, sein Plan könnte mißlingen, grenzenlos.

„Schweig!" murmelt er, „oder es ist dein Tod!"

„Mutter!" schreit das Kind noch gellender, und strebt schreckhaft sich aus den Händen Erler's loszureißen.

Da verliert er die Fassung — er hebt die geballte Faust empor — und das Kind liegt stumm zu seinen Füßen.

Der Gräßliche steht entsetzt — er fühlt nach dem Kinde, ob es athme — vergebens! Schauer schütteln ihn — sein Mund flüstert lallend: Anna! — Dann beugt er sich nieder, um im Mondlicht nach dem unglücklichen Wesen zu schauen — aber mit einem gellenden Schrei fahrt er empor.

Da wälzt sich von innen ein schwerer Gegenstand an die Thüre und die Stimme des Fürsten ruft hindurch: „Ein andermal tretet leiser auf, wenn ihr morden wollt!"

Dieser Zuruf gibt dem Elenden seine Fassung wieder. Er laßt die Pistolen fallen und eilt nach der Thüre.

Frau Erler tritt eben mit der Lampe und ängstlich herein. Vergebens sucht Hopprich sie zurückzuhalten. Der Mörder rennt an ihr vorüber — er hört einen schneidenden Schrei, gleich darauf einen schweren Fall — aber er rennt hinaus.'

Stracks haben er und Hopprich sich mit schweren Aexten bewaffnet. Mit donnernden Schlägen beginnen sie die eichene Thür zu spalten. Vergebens, daß der Fürst die schweren Geräthschaften des Zimmers vor der Thür aufpflanzt, schon erweitern sich die Spalten, und die eichenen Tische und Komoden wanken, in Splitter zerschlagen.

Und jetzt war es um den Fürsten geschehen. Aus ihren Angeln löste sich die Eichenthür und sank schwer auf die aufgethürmten Geräthschaften, welche rasselnd durcheinander stürzten.

Da öffnete sich knarrend das Hofthor und mit lautem Geschrei sprengten vierzig bis fünfzig bewaffnete Reiter herein, an ihrer Spitze ein hoher Ungar, in dessen Armen ein bewegungsloses Mädchen hing.

„Die Thür!“ ruft Erler mit einem schrecklichen Fluche dem wie erstarrten Hopprich zu, schwingt sich von der Gallerie und verschwindet. Rasch folgt ihm Hopprich, und ehe die Reiter herbeigekommen, sind beide wie von der Erde verschlungen worden. Die Reiter jauchzen und glauben ihrer Beute gewiß zu sein, aber auf unerklärbare Weise sind die beiden Mörder entwichen.

Die Ungarn sitzen ab und ihr Anführer, unter dessen Kalpag graue Haare herabfließen, übergibt seine ohnmächtige Bürde einigen Untergebenen, während die Meisten der Andern sich mit den Knechten des

einsamen Hauses in ein bald beendetes Handgemenge einlassen. Er selbst aber eilt die Treppe hinauf, räumt die aufgethürmten Geräthschaften von der Thür fort und steht vor dem Fürsten, der ihm entzückt die Hand reicht.

„Szentpály!“ ruft er, „alter Kampfgenoß! du kamst zu rechter Zeit. Eine Stunde später und Johann Kemény war auf die schmählichste Weise ermordet!“

„Möge das Glück nie aufhören, euch günstig zu sein, mein tapferer Fürst!“ spricht der graue Ungar. „Aber nun tretet zu euren Getreuen heraus, damit sie sich von eurer Rettung überzeugen.“

Der Fürst folgte und wie er unter die Husaren trat, begrüßte ihn jubelnder Zuruf. Der Kampf mit den Knechten war beendet und das einsame Haus förmlich erobert.

„Dank euch, meine Waffengenossen!“ sprach der Fürst. „Und nun Szentpály, mein Retter, welcher glückliche Zufall brachte euch in dieser gefährlichen Stunde herauf?“

„Mein Fürst,“ nahm der Ungar das Wort, „nach eurem Befehle harrten wir in Hatzeg eurer Zurückkunft aus diesem verwünschten Hause. Als es aber Abend zu werden begann, befahl ich meinen Burschen aufzusitzen, und heraufzureiten, weil wir hörten, das einsame Haus sei eben nichts weiter als eine

Räuberherberge. Wie wir scharf diese Höhe heraufritten und der Wald immer dunkler wurde, begegnete uns ein verirrtes Mädchen, das schrie uns zu: „Fürst Kemény wird ermordet" und gleich darauf sank es wie todt meinem Pferde zu Füßen. Wir hoben das arme Geschöpf auf und haben es ebenfalls herbeigebracht. Gott sei Dank, daß wir zur rechten Zeit gekommen!"

„Veronika!" rief der Fürst tief erschüttert, als das Mädchen, das sich unterdessen erholt hatte, auf einen schnurrbärtigen Husaren gestützt, herbeiwankte. Er ergriff die Hand des Mädchens, das weinend an seine Brust sank, und in seinem eigenen Auge glänzte eine Thräne, die dem Geschicke des unglücklichen Wesens fiel.

Die ganze Schaar, den Fürsten und Veronika als Führerin an der Spitze, machte sich nun auf, das Haus nach den verschwundenen Mördern zu durchsuchen. Aber sie waren spurlos verschwunden. Niemand war mit den geheimen Ein- und Ausgängen des einsamen Hauses bekannt, und schwerlich kannte selbst das zitternde Mädchen, das die Krieger führte, die Art und Weise, wie Hopprich und Erler entkommen.

Welch' ein Anblick aber selbst für die rauhen Krieger, als sie mit Fackeln und Lampen das Gemach betraten, wo die Unglückseligste der Mütter an der Leiche ihres Kindes kniete!

Wie eine todte Bildsäule war sie anzuschauen, diese bleiche Mutter, über deren Wange keine einzige Thräne floß. Keine Sylbe verließ die Lippe der Erstarrten. Voll Angst und Mitleid näherte sich ihr der Fürst, während Veronika an ihrer Seite auf die Knie sank.

In diesem Momente, wo das Licht der Fackeln die Züge der Unglücklichen bestrahlte, wurde dem Fürsten eine dunkle Erinnerung klar, und er erkannte die Frau, die er ehmals in den ersten Monaten einer glücklichen Ehe gesehen, und deren Geschick nun dem Fluche verfallen.

„Johanna Erler!“ rief der Fürst tief bewegt. „Ja jetzt erkenn' ich dich wieder, du unglückliche Gattin und Mutter! Einst sah ich dich jung, schön, geliebt und geehrt — und so find' ich dich wieder im Hause der Verbrechen! O du arme, arme Johanna!“

Bei diesem Ausruf erhob die Unglückliche ihr Haupt, und ihre Augen, die sich allmählich belebten, fielen auf den Fürsten. Da wars, als löse sich die Erstarrung ihrer Züge, ein Krampf erschütterte sie, und dann floßen Thränen über die bleichen Wangen und in lautes Schluchzen brach der lange verhaltene Schmerz aus.

„Ja arme, arme Johanna!“ rief die Unglückliche und sank auf den Leichnam der kleinen Anna. Und mit jeder neuen Thräne löste sich ein Stück ihres

starren Schmerzes, und in ihr Herz zogen von Neuem heftige Empfindungen ein.

Endlich erhob sie ihre Gestalt, richtete sich hoch empor, und ihre Züge rangen nach Ruhe. Nur ihr Auge strömte eine düstre Glut aus.

„Du Arme," begann sie mit zitternder aber stufenweise stärker werdender Stimme, „du Arme, die uns nicht mehr hört und diesen Schmerz nicht mitfühlt, neige dich noch einmal zu mir herab, und höre den Schwur deiner Mutter, den sie aus zertretenem und zerrissenem Herzen hervorwimmert! Dein Tod soll nicht ungerächt bleiben! Das Herz, das dich liebte, kennt jetzt kein anderes Gefühl, als Rache! Ja, der Schrecklichste der Väter, dieser unnatürliche Bösewicht, soll diesen letzten Frevel büßen. Höre du es, du kleine, gemordete Unschuld, hört es Alle, höre du es, du starre Wildniß, höre es, strafender Himmel! Hört mich, wie ich Rache schwöre dem Verbrecher, dem Gatten, dem Vater!"

Veronika schauderte bis in die tiefste Seele hinein. Es war nicht mehr die Gattin, die Mutter, die also sprach; es war ein schrecklicher, unter den Freveln des einsamen Hauses gezeugter Geist, der die entschlossene Frau beherrschte.

„Noch eine kurze Zeit," fuhr die Mutter fort, „sei dem Andenken an mein Kind geweiht, noch eine kurze Zeit will ich die Stellen mit meinen Thränen benetzen,

wo das arme Kind wandelte. Dann will ich nach Broos, und über den Mörder soll schweres Gericht ergeh'n."

Jetzt sank sie wieder auf den Leichnam ihres Kindes nieder und war empfindungslos für ihre ganze Umgebung.

Mit leisen Schritten entfernten sich die Krieger. Der Fürst zog Veronika von der Seite ihrer Mutter fort und verließ ebenfalls das verhängnißvolle Gemach.

„O mein Fürst!" rief Veronika, indem sie all' diesem Elend erliegend, zu den Füßen Kemény's sank; „was, was soll nun aus uns werden?"

„Fasse dich, Veronika," sagte der Fürst ernst und hob sie auf. „Fasse dich, armes Kind! Johann Kemény wird dich und deine Mutter schützen. Ich lasse euch eine kleine Besatzung zurück. Sie wird euch gegen jede Gefahr schützen. Deine Mutter wird nach Broos eilen und alle diese Frevel entdecken. Aber wenn Johann Kemény den Fürstenstuhl besteigt, so wird sein Gnadenwort deine Mutter vor einem schmachvollen Tode schützen. Deine Unschuld wird sich ja ohnedies rein und glänzend erweisen. Ich gehe mein Recht auf dem Schlachtfelde zu behaupten, aber ich werde dich nie vergessen!"

„O ihr werdet mich nie wieder sehen!" rief das Mädchen mit heißen Thränen.

„Ich werde dich sehen," sprach der Fürst. „Gebiete deinem Schmerze. Harre unter dem Schutze meiner Treuen in dem einsamen Hause. Aus dieser schrecklichen Umgebung rettet Johann Kemény sein letztes und schönstes Glück."

„Ausharren!" murmelte Veronika und sank sprachlos an die Brust des Fürsten, welcher sie zärtlich stützte. Dann richtete er sie sanft auf, drückte einen letzten Kuß auf ihre bleiche Stirne und ließ sie los. Rasch schwang er sich auf sein Pferd und sprengte mit Szentpály und der Hälfte der Reiter davon.

„Ausharren!" wiederholte Veronika, indem sie das Haupt tief sinken ließ. Lange horchte sie den verhallenden Hufschlägen der Pferde, die Johann Kemény aus den Armen seines letzten Glückes rissen. Endlich hörte man nichts mehr, lautlos bedeckte die Nacht das rauhe Gebirge.

So war der Abschied des Fürsten von Siebenbürgen, den er von der zarten Tochter Peter Erlers nahm. Er eilte der Schlacht entgegen, die über sein Glück entscheiden sollte. Aber er hatte einen ewigen Abschied genommen. —

Fünfzehntes Kapitel.

Veronika.

> Wol gibt der Wängd, wol steivt der Schnie.
> Wol diet et den aermen Wieskern wieh!
> Wie geht der Wind, wie stäubt der Schnee!
> Wie thuts den armen Waislein weh!
>
> Siebenbürgisch-sächsisches Volkslied.

Wir führen den Leser auf das Schlachtfeld von Groß-Alisch, wo Johann Kemény den letzten Kampf um sein Fürstenthum mit den Türken und Michael Apafi schlug.

Es war am drei und zwanzigsten Jänner des Jahres 1662 als in der Nähe des Dorfes Groß-Alisch das Heer Johann Kemény's Halt machte, sich lagerte und sein Mittagessen zu bereiten begann. Seit dem vorigen Abend zog sich das Heer unausgesetzt vor der überlegenen Macht Kutsuk Mehemets zurück.

Johann Kemény hatte seinen Gegner Michael Apafi, der mit einer kleinen Hülfsschaar von zwei tausend Türken in Schäßburg lag, daselbst eingeschlossen und am zwei und zwanzigsten Jänner hatte die Furcht denselben bereits so sehr überwältigt, daß er Unterhandlungen mit seinem Gegner begann. Aber plötzlich verkündeten herbeieilende Boten, Kutsuk Mehemet ziehe mit einer weit überlegenen Macht heran.

und versuche bereits ein Hülfskorps zur Verstärkung der Besatzung in die belagerte Stadt zu werfen. Die Generale des Fürsten riethen ihm, bis sein Heer durch zu erwartende Anhänger verstärkt wäre, sich zurückzuziehen und eine Schlacht zu vermeiden. Der Fürst gab also den Truppen Befehl, sich auf Groß-Alisch zurückzuziehen, östlich von Schäßburg, wo die Hülfstruppen, hauptsächlich aus dem Szeklerlande strömend, zu erwarten seien. Am drei und zwanzigsten Jänner um Mittag gestattete er dem weichenden Heere eine Raststunde, welches alsbald die Waffen niederlegte und die Kochgeschirre hervorsuchte. In Kurzem war aus dem öden Gefilde eine lebendige Lagerscene geworden, wo die leichtsinnigen Krieger an tausend Feuern ihre Speisen brieten und kochten, ohne des nahen Feindes zu denken.

Inmitten der Lagerabtheilung, wo die dreitausend Kürassiere abgesessen waren, die der Kaiser dem Fürsten geliehen hatte, stand eine kleine Gruppe in Kleidung und Waffen ausgezeichneter Männer.

Es waren Johann Kemény und um ihn die verbannten und entflohenen Magnaten Siebenbürgens, die es mit ihm hielten, Graf Petki, Rhedei, Szentpály, Stephan Ebény und viele andere. Johann Kemény's Stirne war finster, obwohl Graf Petki seine ganze Beredsamkeit aufbot, sie zu erheitern. Der gezwungene Rückzug lähmte die Heiterkeit der meisten Generale.

Johann Kemény selbst erlag einigermaßen dem Mißmuth. Daher war das Gespräch zwischen den Heerführern spärlich und verdrießlich. Johann Kemény trat bald darauf auf die Seite und näherte sich einem jungen Husarenoffizier, der an sein Pferd gelehnt dastand, und mit umwölktem Blick die Gruppe der Magnaten betrachtete.

„Philipp," begann der Fürst, als er ganz nahe an dem Offizier war, „glaubst du, daß uns die Türken zur Schlacht zwingen werden?"

„Mein Fürst," erwiederte unser alter Bekannter, „die Rathschläge der adligen Herren in Ehren, aber das wäre mein heißester Wunsch!"

„Du bist immer verwegen," lächelte der Fürst trüb. „Wir würden die Uebermacht nicht aushalten."

Philipp schüttelte das Haupt.

„Der Rückzug wird den Muth unserer Soldaten niederschlagen."

Der Fürst schwieg, dann sagte er plötzlich mit ernster, tiefer Stimme:

„Philipp — wenn mein Geschick sich entscheiden sollte, wenn ich fiele — so überlaß ich dir eine heilige Pflicht zu erfüllen. Versprich mir diesen meinen letzten Willen zu achten."

„Mein Fürst!" rief Philipp mit Schmerz und Erstaunen.

Der Fürst fuhr leise fort:

„Wenn du mich fallen siehst und die Schlacht verloren ist, dann rette dich, eile zu ihr — rette sie!"

Voll tiefer Bewegung neigte Philipp sein Haupt zum Zeichen, daß er den Fürsten verstanden habe.

„Hörst du, Philipp? Rette dich aus der Schlacht und dann rette — sie! Sie ist im einsamen Hause und harrt meiner. Dann sei du ihr Beschützer!"

„Mein Fürst!"

„Stille! du thust es. Ich sage dies auf den Fall, daß ich — Halt, was hat Stephan Ebény so Eiliges zu melden?"

„Mein Fürst," rief Ebény, der General der Reiterei herbeikommend, „so eben stürzen unsere Posten ins Lager zurück und melden, der Feind sei keine Viertelstunde mehr entfernt. O gebt Befehl zur Schlacht!"

Hohe Erregung überflog das Antlitz des Fürsten. Indem eilten die übrigen Generale mit bestürzten Mienen herbei.

„Die ganze Armee ist über den Töpfen!" rief Graf Petki verzweiflungsvoll, „und in einer Viertelstunde haben wir die Türken auf dem Halse!"

Der Fürst warf einen Blick über das Gefilde, wo die Krieger sorglos an den Lagerfeuern saßen und ihren Vorräthen zusprachen. Die deutschen Kürassiere blos, zu welchen die Nachricht vom Anrücken der Tür-

ken zuerst gedrungen, waren aufgesprungen und standen meist schon bei den Pferden.

„Laßt die Kürassiere aufsitzen!" rief der Fürst. „Ich will mit ihnen den Türken entgegen. Unterdessen sammelt das Fußvolk und rückt eilig nach."

Die Generale eilten wie beflügelt auseinander.

Ein Moment — und das Lagergefilde hatte sein Aussehen vollkommen geändert. Schreiend und polternd rannte das Fußvolk durcheinander, um sich unter seine Fahnen zu stellen, und die Feuer wurden zertreten oder auseinander geworfen. Rasch aber hatten sich die deutschen Kürassiere und die ungrischen Husaren zu Pferde geworfen, und eben so rasch war der Fürst an ihrer Spitze. Philipp flog, seinen Posten einzunehmen. Das Geschwader setzte sich in Bewegung, um den ersten Angriff der Türken so lange abzuwehren, bis das Fußvolk, aus deutschen Gewaffneten und ungrischen Haiducken bestehend, nachrücke und die volle Wucht des Kampfes über sich nehme.

Türkische Lanzen und Roßschweife erschienen bereits am Horizonte. Die Reiter trabten frisch darauf zu. Jetzt stand Graf Petki an der Spitze des gesammelten Fußvolkes und gebot vorzurücken. In geschlossenen Kolonnen bewegte sich dasselbe auf den Punkt des bereits begonnenen Kampfes zu. Leichte Geschwader von Partheigängern eilten dem Kern des Heeres voraus.

Das war der Anfang der Schlacht bei Groß-Alisch. Während das Unglück und die Tapferkeit hier über das Schicksal zweier Fürsten entscheidet, eile der Leser mit uns dem einsamen Hause zu, in dessen Räumen diese Erzählung sich ihrem Ende nähert. — —

Hier begrub Frau Erler ihr todtes Kind mit Hülfe der Bewaffneten, die der Fürst in dem einsamen Hause zurückgelassen hatte. Niemand folgte dem einfachen Leichenzug als Veronika und die beraubte Mutter.

Mitten im Walde war der Schnee weggeschaufelt und ein Grab geöffnet worden. Dort hinein legten sie die kleine Anna. An dem einfachen Hügel knieend, wiederholte die Mutter ihr schreckliches Rachegelübde und dann war das Begräbniß geendet.

Dies arme, blödsinnige Wesen, das von der Natur und der Umgebung hülflos gelassen war, das, auf die Mutter allein beschränkt, mit heißer Zuneigung allein an dieser gehangen, dies Wesen hatte Frau Erlers ganzes Herz besessen, und kein Ereigniß konnte das Mutterherz blutiger verwunden, als der Tod dieses armen Geschöpfes. Veronika war von der Mutter nicht also geliebt. Die unglückliche Frau sah in ihrem himmlisch reinen Kinde, welches inmitten der Verworfenheit und der Frevel verderben sollte, einen lebendigen Vorwurf, einen ewig nagenden Gewissensbiß. Wie konnte sie dies Wesen mit aller Aufopferung lieben, das sich täglich mehr und mehr von

der Gattin des Räubers abgestoßen fühlte, und dessen heilige Gefühle vor jeder frevelnden Berührung zurückbebten? — Aber die instinktmäßige, unbewußtheiße Anhänglichkeit der hülflosen Anna tröstete und hielt das Mutterherz empor, und die Opfer, die sie dem unseligen Kinde brachte, schienen ihr ebenso viele Frevel der Vergangenheit aufzuwiegen. Dies war der Strohhalm, an welchem ihr entsetzliches Schicksal einen tröstenden Halt fand — und dieser Trost war ihr entrissen, war ihr gemordet worden!

Bei dieser blutigen Beleidigung ihres Muttergefühls erwachte in ihr wieder die Energie, die ihr einst Kraft und Ausdauer gab, einem geliebten Gatten in den Abgrund des Verderbens und der Frevel zu folgen. Alle Beleidigungen, durch fünfzehn Jahre auf ihr schuldloses Herz gehäuft, alle Martern des Gewissens, und endlich die Qual dieses letzten schrecklichsten Verlustes erwachten in ihrer starken Seele und drängten sich zusammen zu einem wilden Entschlusse. Dieser Entschluß war Rache — und zugleich Sühnung aller verschuldeten Frevel. Daher ging sie dem Schicksal, das sie über sich und ihren Gatten herabzuschwören im Begriffe war, — ruhig entgegen. An der Last ihres Daseins schleppte sie sich schon lange zu Tode.

Was hätte sie noch länger an das einsame Haus binden können? Veronika sprach ihre Liebe offen aus und

die Hoffnungen derselben. Die Mutter konnte sie nicht bewegen, ihr nach Broos zu folgen.

„Geh du hin!“ sagte das Mädchen mit Entsetzen, „du gehst, einen schrecklichen Fluch auf dein Haupt und das Haupt deines Gatten zu laden. Ich kann deinen Weg nicht wandeln. Zieh ruhig von deinem Kinde fort. Du siehst, welches Geschick unsre Seelen von einander gerissen hat. Ich baue auf die Rettung der Liebe — du gehst, sie mit Füßen zu treten und alle Frevel dieses Hauses zu entdecken. Geh hin, sühne deine Schuld. Dein Pfad ist gerecht. Erbarme sich der Himmel deiner Seele!“

Frau Erler zog sich zurück. Noch zwei Tage weilte sie betend in dem einsamen Hause. Dann gab sie deu Bewaffneten den Auftrag, sie nach Broos zu geleiten.

Unter der Zeit nun brach der Winter mit aller Macht herein. Von dem Gipfel des Retyesát ließ sich eine schwere Wolkendecke nieder, die in unermeßliches Schneegestöber sich auflöste und Berg und Thal mit fußhohem Schnee bedeckte. Darnach aber heiterte der Himmel sich aus, und grimmiger Frost überzog die Schneedecken allnächtlich mit glänzendem Eise.

Nicht leicht erblickte man einen Wandrer auf den Pfaden des Thales, denn ein feiner, weißer Duft füllte die Atmosphäre, legte sich erstickend auf die Brust des Wanderers und machte jeden Athemzug schmerzhaft. Eisige Stürme braus'ten von den Zá-

ränder Bergen herüber, daß die Stämme der Forste knatterten und die gefrornen Zweige gebrochen zur Erde fielen. Zugleich wirbelte der Sturm den Schnee auf und schüttete ihn weit aus über Berg und Thal; zuweilen verfing er sich im Forste, wo er heulend die Stämme umstürzte und dann, ob der Entfesselung freudig, mit verdoppelter Kraft dahintobte. Gewaltig trieb er auch sein Unwesen um den alten, alleinstehenden Bau des einsamen Hauses. Schoppen und Ställe ächzten unter seinem schweren Andrang und wie jammernd strich er um die Giebel und Essen des Hauses zum heimlichen Grauen der Bewohner desselben.

Es war am Abend vor der Abreise Frau Erlers als Veronika einsam im Wohngemache saß und den wilden Tönen des Sturmes horchte. Bange Gedanken erfüllten ihren Sinn. Jetzt war vielleicht Johann Kempnys Glück entschieden, jetzt eilte er vielleicht bereits dem einsamen Hause zu, ihre eigene Rettung war vielleicht so nahe.

Oder war er auf dem Schlachtfelde gefallen und sie und all' ihr Glück war dem Verderben näher, als sie träumte! —

Mit einer raschen Bewegung sprang sie plötzlich empor, als sie unter dem Heulen des Sturmes deutlich Menschenstimmen unterschied, die sich dem Hause näherten. Gleich darauf wurde im Hofe des einsamen Hauses Waffengeklirr und unverständliches Geschrei

laut, das jedoch bald endete. Dann kamen schwere Tritte die Treppe herauf, die Thür wurde aufgerissen und hereintraten — Peter Erler und der dicke Hopprich.

„Schwere Noth!“ rief Erler beim Eintritt. „Die Schelme hatten sich unterstanden, mein Eigenthum in Besitz zu nehmen! — Wo ist deine Mutter?“

„Sie betet,“ erwiederte das zitternde Mädchen, das mit Entsetzen seine Lage ermaß.

Jetzt trat Hopprich näher und heftete sein lüsternes Auge auf das Mädchen.

„Gut,“ sagte er, indem er schmeichelnd die Wange desselben berühren wollte, wovor aber Veronika schreckvoll zurückwich. „Gut, das Täubchen ist nicht entflogen. Unsre Beute ist gesichert. — Was sagt ihr, Peter Erler?“

„Deine Mutter mag beten,“ sagte dieser finster, „du aber eile und schaff' Wein und Essen herbei.“

Während das Mädchen das Verlangte auf den Tisch stellte und dann hinausschlich, schleuderte Hopprich mehrere Holzblöcke in den Ofen und ließ sich dann behaglich neben demselben nieder.

„Frisch, Herr Erler!“ rief er, „bringt einen heitern Sinn zu unserm Gelage mit. Ist euch nicht Alles gelungen? Stoßt an! — Ihr seid glücklich gewesen, aber verflucht sei der Schelm, der meine Grete gestohlen!“

Erler setzte sich ebenfalls an den Tisch.

„Wie die Schelme brüllten!" fuhr der dicke Hop-
prich fort, indem er Wein einschenkte. „Sie hatten
sich in euer Besitzthum getheilt, wie hungrige Maden
in einer Käse. Aber wir klopften sie heraus! Wir!"

Erler begann stumm zu essen.

Hopprich war jedoch gewöhnt, ein Gespräch mit
dem finstern Manne so leicht nicht einfädeln zu kön-
nen, begnügte sich also unterdessen seinen eigenen
Worte zu lauschen.

„Beiläufig, Herr Erler," sagte er, „eine feine
Erfindung, eure Kellerthür! Die Schelme haben sie
nicht aufgefunden. Und wie gemächlich entschlüpften
wir bei der Hinterthür des Gewölbes! Könnte euch
die Thür nicht zum zweiten Mal öffnen. Ein seltsa-
mes Schloß, und dabei pechdunkle Finsterniß!"

Peter Erler versetzte:

„Ich wollte euch nicht rathen, in dem Gewölbe
zu weilen, wenn die obere Thür zugefallen. Es gibt
keinen dritten Ausgang. Und laßt ihr die obere Thür
zufallen, so kann sie von außen nicht geöffnet werden,
und inwendig kann Manneskraft den Riegel nicht zu-
rückdrücken, wenn der Schlüssel fehlt."

„Wie öffnet ihr sie denn von außen?"

„'S ist eine heimliche Feder, die gedrückt wird.
Darauf öffnet sich die Thür, und wird sie vorsichtig
niedergelassen, so rückte die Feder in die alte Stelle

und kann wieder angewandt werden. Fällt die Thüre aber auf die Grundlage von schwerem Eichenholz, so dringt der Riegel noch einmal so weit vor, und kann nur von innen mittelst des Schlüssels zurückgeschoben werden."

„Eine gefährliche Thüre, Herr Erler. Und die hintere Thüre ist nicht zu öffnen?"

„Ich allein kenne die Art und Weise das Schloß zu öffnen."

„Verdammt! aber laßt uns essen."

Die beiden Männer aßen lange schweigend.

Unterdessen eilte Veronika ihrem Gemache zu. Eine Fluth heftiger Empfindungen, unter denen die Angst die vorwiegende war, bedrückte sie. Im verwirrenden Bewußtsein einer nahen Gefahr faßte und verwarf sie Entschlüsse, wie sie dieser Gefahr sich entziehen solle.

„Sie wollen mich fortreißen," murmelte sie vor dem Zimmer ihrer Mutter stehend und zitternd unter dem Einflusse ihrer Nachtkälte; — „sie wollen mich den Heiden verkaufen — wer wird mich retten? Unsere Beschützer sind gefallen — noch zögert der Fürst — keine Hülfe, keine Rettung von dem schrecklichsten Schicksal!"

Verzweiflungsvoll rang Veronika die Hände. Dann drückte sie sie an die heiße Stirne, die mit den kalten Händen im Widerspiel fieberhaft brannte.

„Aber er hat mich nicht vergessen," sprach sie wieder vor sich hin. „Er wird unterwegs sein, mich zu retten! Was zögre ich länger in diesem schrecklichen Hause! Ich will ihm entgegen! Das ist mein Entschluß! — Ihm entgegen! — Er rettet mich — er allein! — O rasch, rasch! schon eilt er den Berg herauf, sehnsüchtig die unglückliche Braut zu retten!"

Hastig und mit zitternden Händen hüllte die Unglückliche einen wärmern Mantel um ihre Schultern, den sie aus einem der Zimmer holte. Dann schlüpfte sie in den Hof hinab. Rasch und winselnd näherte sich ihr der Hund Waldmann, ihr treuer Begleiter einst auf so vielen einsamen, glücklichen Spaziergängen in den Ferien des Netresat. Veronika's Vertrauen wuchs bei dem Anblick des treuen Gefährten. Leise schritt sie über den Hof. Sie öffnete das Thor, und jetzt lag vor ihr eine entsetzliche dunkle Wildniß, worin der nächtliche Sturm brauste, und der Frost jeden Athemzug schmerzhaft machte. Der Hund wimmerte leise, als er das Vorhaben der Herrin merkte. Aber Veronika von innerer Angst und fieberhafter Hoffnung entzündet, fühlte die Kälte nicht, sondern schritt unbekümmert in die Nacht hinaus. Der Hund wimmerte von Neuem und blieb am Thore sitzen, wie um der Herrin anzuzeigen, sie solle zurückkehren. Als er aber dieselbe immer weiter gehen sah, begann er ihr zu folgen. Mit niederhängendem Schweife und zuweilen traurige Töne aus-

stoßend, schlich er ihr nach. Sie aber vertiefte sich furchtlos in den ungeheuern Wald, voll Hoffnung auf Wiedersehen und Glück, und hatte wenig Acht des Hundes, der voll angeborner Treue der Herrin auf dem entsetzlichen Pfade folgte.

— — — — —

Unterdessen saßen Hopprich und Erler im behaglichen Wohngemach, und als sie den Speisen sattsam zugesprochen, holten sie die mächtigen Weinkrüge herbei und überließen sich vergnüglichem Zechen.

„Wann wurde die Schlacht geschlagen?“ begann der dicke Hopprich, dem ein Zechen noch einmal so viel Freude machte, wenn es von einem lebendigen Zwiesprach gewürzt wurde.

„Ihr wart nicht dabei?“ fragte Erler.

Hopprich betrachtete bei dieser Frage eifrig sein gefülltes Glas.

„Mußte beim Gepäcke bleiben,“ sagte er ruhig, „hörte nur leere Gerüchte von den wilden Spahis.“

Erler warf ihm einen Blick der Verachtung zu und schwieg.

„Nun, erzählt!“ begann Hopprich von Neuem. „Johann Kemény hat also die Schlacht verloren?“

„Krone und Leben!“ murmelte Erler.

„Erzählt!“ sprach Hopprich die Hände reibend.

Mit tiefer Stimme und mehr vor sich hinsprechend als erzählend begann Erler:

„Als die Schlacht anfing, stürzten die Türken in heftigem Angriff auf die deutschen Reiter. Die aber standen unbewegt, indessen das schlechtgeordnete Fußvolk herbeikam. Der rechte Flügel wankte, nur die deutschen Fußknechte und in der Mitte die ungrischen Haiducken hielten Stand. Da sprengt ein Husar auf den Fürsten los und meldet ihm, daß er eine Unterredung der Großen unter sich behorcht habe, und daß diese entschlossen seien den Fürsten im Gewühl der Schlacht zu tödten. Der Fürst, wohlbekannt mit dem Wankelmuth der Magnaten, sendet sie auf die beiden Flügel und bleibt im Centrum, entblößt von seinen treuesten Beschützern. Da löst sich plötzlich der rechte Flügel in Flüchtlinge auf. Johann Kemény gebietet den deutschen Küraßirern einzuhauen. Stracks setzen diese sich in Bewegung. Der Fürst sprengt voraus. Die Türken umgeben ihn. Ein Lanzenstich wirft sein Pferd nieder. Er springt auf, und ruft nach einem frischem Pferde. Jener Husar sprengt auf ihn los. Erkenne mich! ruft er dem Fürsten zu und schon setzt sein Gaul, schnaubend und nothgedrungen, die Hufe auf den zusammengesunkenen Fürsten. — Der Fürst ist gefangen! ruft der Husar hierauf den deutschen Reitern zu; auf, ihn zu retten! — Und über den ohnmächtigen Fürsten brausen dreitausend schwergewaffnete Reiter. — Kein menschlich Auge sah ihn lebendig wieder!"

„Der Pascha wird fürstlich lohnen!“ rief Hopprich. „Und der Husar?“

„Das war ich!“ sprach der finstere Mann.

Hopprich gab ihm die Hand.

„Ihr seid ein wackrer Zahler!“ sprach er. „Ich sag's noch einmal. — Und wie ist's mit der Veronika?“

„Nehmt sie hin!“

Der dicke Hopprich rieb sich die Hände. Dann faßte er einen gefüllten Becher und rief, ihn hinhaltend:

„Stoßt an! Glückliche Zukunft!“

„Und in Nacht die Vergangenheit!“ murmelte Erler schaudernd und setzte den Becher mit einem schweren Schlage nieder.

Da ertönte wie aus der Tiefe der nachbarlichen Wälder ein fernes, schmerzvolles Geheul.

Erler, der sein Haupt in die aufgelegten Hände gestützt hatte, fuhr empor.

„Hört ihr etwas?“ rief er.

„Windesächzen!“ sprach der dicke Hopprich und warf frisches Holz in die Flamme.

Erler ließ von Neuem sein Haupt sinken.

Da zerriß ein fernes, aber deutliches Geheul das Rauschen des Sturmes.

„Horch!“ rief Erler.

Und der Ton wiederholte sich — kam näher — und jetzt wars deutlich zu unterscheiden. Ein langes Hundegeheul tönte aus den Wäldern herüber.

„Seltsam!“ rief Hepprich.

„Schauerlich!“ äußerte Erler.

Jetzt waren die Töne ganz nahe — am Thore — dann entfernten sie sich wieder und klagten noch lange aus den Wäldern herüber.

„Ein verlaufener Hund!“ sagte Hepprich trinkend.

„Das ist ein unglückliches Geheul!“ murmelte Erler und bückte sich ebenfalls nach dem Kruge.

„Jetzt ist's verhallt!“ sprach Hepprich lauschend.

„Der Leichenhund!“ rief Erler und schauderte bis in die tiefste Seele zusammen.

Bald darauf sank der Schlaf auf die verbrecherischen Bewohner des einsamen Hauses und ungehört rüttelte der Sturm an dem festverschlossenen, knatternden Thore.

Aber weit vor Sonnenaufgang, da Berg und Wald noch mit tiefer Stille bedeckt war, näherte sich ein langer Zug von Bewaffneten dem einsamen Hause und erbrach das Thor, dessen Fall schreckensvoll durch die Nacht tönte und die Schläfer im Hause rasch erweckte.

„Was ist das?“ schrie Erler aus dem Schlafe auffahrend und flog ans Fenster.

Der Mondschein warf ein bleiches Licht auf die herbeisprengenden Reiter.

„Auf!“ schrie Erler durch die Gemächer des einsamen Hauses. „Auf! wir sind verrathen!“

„Die Thür!“ schrie Hopprich nach einem kurzen Ueberblick der Szene und schon war er aus dem Gemach gesprungen und schwang sich von der Gallerie hinab.

„Wartet!“ rief Erler, seine Waffen ergreifend.

Aber bestürzt und sinnlos verschwand Hopprich hinter der Fallthür und donnernd sank diese ins Schloß.

„Teufel!“ brüllte Erler, an derselben rüttelnd. Dann sprang er verzweiflungsvoll zur Seite und suchte über die Mauern des Hofes zu entkommen.

Da packten ihn kräftige Hände, und mit erlöschenden Sinnen hörte er in sein Ohr rufen:

„Im Namen des Gesetzes! — Einen schönen Gruß von Broos, Herr Rathsherr! Ihr seid am Ziele, Peter Erler. Das heißt: am Galgen!“ —

Sechzehntes Kapitel.

Die Retter.

Um die Mitternachtsstunde des nämlichen Tages wurden die Bewohner von Hatzeg durch einen Trupp Reiter erweckt, der in gestrecktem, stürmischen Galopp durch die Gassen eilte, und ebenso schnell, als er gekommen, wieder verschwand, indem er die Straße nach den westlichen Bergen verfolgte.

„Gott steh' uns bei!“ flüsterte die Magd jener dicken Wirthin von Hatzeg, die der Leser bereits kennt, von ihrem Bette neben dem Ofen zu. „Das sind die Türken, die aus der Schlacht zurückkommen, welche, wie man sagte, der Fürst Keměny verloren hat. Sie werden alle diejenigen aufsuchen und ermorden, die es mit Johann Keměny gehalten haben!“

„Gott sei Dank, wir haben es treu mit seiner Gnaden dem Herrn Apaffi gehalten!“ murmelte die dicke Wirthin und mahnte die Magd wieder einzuschlafen.

Aber eine Stunde später tönte der Hufschlag mehrerer Pferde von Neuem auf dem einsamen Marktplatze des Fleckens, und die Thiere blieben endlich schnaubend und stampfend vor dem Wirthshause [illegible] andauerndes Pochen [illegible] die Wirths-
[illegible]

„Schau nach, Susi, was es gibt!“ befahl die Wirthin mit zitternder Stimme.

„O Frau, sie werden uns ermorden!“ jammerte die Magd.

Das Pochen an dem Thore wurde aber immer ungestümer.

Eile dich!“ befahl die Wirthin. „Man erzürnt sie nur durch langes Warten.“

Zitternd stieg die Magd aus dem Bette, warf ihre Gewänder über und schlurfte an das Hausthor.

„Auf, macht auf!“ donnerte eine kräftige Stimme in ungrischer Sprache. „Um Gottes Willen, macht schnell auf.“

„Nun, was gibt es denn?“ brummte die Magd, indem sie die knarrenden Thorflügel öffnete.

„Zum Teufel mit eurem Schlafe!“ rief hastig die nämliche energische Stimme. „Wacht auf, helft, gebt Alles her, was ihr habt, Feuer, Speise, warme Betten — schnell, hurtig, es gilt ein Menschenleben!“

Damit sprengte ein Reiter herein, der in seinen Armen eine bewußtlose weibliche Gestalt hielt. Ihm folgten zwei oder drei andere bewaffnete Reiter und am Schlusse ein großer zottiger Hund.

„Nun, St. Stephan und alle Heiligen mögen uns beistehen!“ rief die Magd durch solchen Lärm vollkommen ermuntert. „Das sind sicher Flüchtlinge aus

des getödteten Fürsten Herr! Was für eine Wirthschaft um ein Nachtquartier!"

Damit schloß sie das Thor wieder und eilte zu der Wirthin hinauf, die sich unterdessen ebenfalls angekleidet hatte.

Die Reiter saßen rasch ab, und der Erste, der ihr Anführer zu sein schien, trug die ohnmächtige Gestalt, die in seinen Armen hing, in das Gemach hinauf, wo eine mäßige Wärme allmählig dem großen Kachelofen entströmte. Einige Lampen wurden sogleich angezündet.

„Schafft Hilfe!" rief der Krieger. „Schafft Hilfe um jeden Preis! Seht ihr nicht, sie ist erstarrt! Sie stirbt! Helft doch!"

Die Wirthin sammt der Magd eilten dienstfertig herbei, legten das erstarrte Mädchen auf ein Bett und begannen dasselbe mit erwärmten Tüchern zu reiben.

„Ein ganz junges Mädchen!" äußerte die Magd indem sie die schönen Züge der Erstarrten betrachtete.

„Es ist noch Leben in ihr," rief die Wirthin. „Eine Viertelstunde später und sie wäre erfroren und gestorben."

„Und so jung und schön!" sagte die Magd mitleidig.

Während dessen hatte der Krieger seinen Federhut abgelegt, und stand nun, das bleiche aber jugendliche Gesicht auf die Erstarrte geheftet, regungslos da.

Endlich schlug das Mädchen die Augen auf, und von seinen Lippen gingen einige matte Töne, die aber unverständlich waren.

„Gebt ihr ein wenig warmen Wein, Frau!“ sagte die Magd, indem sie fortfuhr, den kalten Körper des Mädchens durch Reiben zu erwärmen.

„Du hast Recht, Susi,“ versetzte die Wirthin und bereitete augenblicklich den stärkenden Trank.

Nach dem Genusse desselben wurden die Bewegungen des Mädchens gelenker und seine Worte verständlicher. Aber nur die Laute waren zu unterscheiden, der Sinn der abgebrochenen Sätze war wenigstens der Wirthin und der Magd dunkel.

„Frau,“ flüsterte die Letztere, „ich meine, sie ist in Liebe zu irgend einem fernen Herrn.“

„Halt dein thörichtes Maul,“ gebot die Wirthin, „Hast du nichts Besseres zu thun, als die Worte des armen Mädchens so einfältig zu deuten?“

„Frau,“ fuhr die Magd fort, „seht euch nur den Kriegsmann an. Ich meine, ich sah ihn bereits in eurem Hause.“

„All' ihr Heiligen!“ flüsterte die Wirthin, „du hast Recht, es ist der verwegene Jüngling, der durchaus nach dem einsamen Hause wollte. Aber wie bleich sieht er aus!“

Die Magd verdoppelte nun ihren Eifer, die schöne

Fremde zu beleben, und bald sah sie sich durch den besten Erfolg belohnt.

„Sie lebt!“ rief der junge Krieger mit Thränen in den Augen. „Sie lebt! O Dank dem Himmel, und Dank auch diesem treuen, wackern Hunde, dessen Geheul mich zur rechten Zeit an die Stelle rief, wo seine Herrin niedergesunken war.“

Und er liebkoste den großen zottigen Hund, der mit hereingekommen war und freudig an dem Jüngling emporsprang.

„Aber nun gönnt dem armen Geschöpf Ruhe,“ sagte die Wirthin. „Ich will euch ein Bett anweisen, edler Herr; geht und überlaßt das Mädchen dem Schlafe. Seht, schon schlummert es!“

Der junge Krieger trat an die Schlummernde heran.

„Veronika!“ äußerte er, „möchtest du mit andern Empfindungen erwachen! möchtest du des Todten vergessen und den Lebenden beglücken! Schlaf' wohl! schlaf wohl! du armes Kind!“

Der Krieger erhob sich still und ging schweigend sammt dem Hunde hinaus. —

Der Leser hat in dem jungen Krieger Philipp Reibitz bereits erkannt. Treu dem Worte, das er dem Fürsten gegeben, war er nach der unglücklichen Schlacht bei Groß-Alrich, aus welcher nur ein kleiner Theil der Keménny'schen Truppen entkam, sogleich

nach dem einsamen Hause aufgebrochen, um Veronika den Händen Erlers und Hopprichs zu entreißen. In Broos hatte er dem Rathe die Anzeige von Erlers Schurkenthaten und seinem Aufenthalte gemacht. Das Ansehen und die Bürgschaft seines Oheims retteten ihn, als Anhänger Kemény's, vor der Ungeneigtheit des Magistrates. Eine zahlreiche Schaar Bewaffneter wurde ihm beigegeben, an deren Spitze er dem einsamen Hause zuflog.

Als sie in die Wälder des Retyesát eingedrungen waren, erregte das traurige Heulen eines Hundes ihre Aufmerksamkeit. Sie folgten den Tönen und fanden die arme Veronika ohnmächtig in dem Schnee niedergesunken und fast getödtet von der schrecklichen Kälte. Philipp lud das unglückliche Wesen auf seine Arme, befahl dem größten Theile der Bewaffneten in das einsame Haus hinaufzureiten, während er selbst mit seiner zarten Bürde und von wenigen Reitern begleitet nach Hatzeg zurücksprengte, um wo möglich Veronika's Leben zu retten. Es war ihm gelungen. Er hatte das Mädchen gerettet — aber den bittersten Gefühlen des Schmerzes erhalten. Schwer drückte es auf seiner Seele, dem Mädchen das Geschick des Fürsten zu melden. Und qualvoll begann eine mühsam unterdrückte Leidenschaft einen neuen Kampf in seiner Seele. Denn das Wesen, das die erste und mächtigste Leidenschaft in ihm aufgeregt, war nun frei, und er

hatte das Leben desselben gerettet! Durfte er auf ein innigeres Gefühl als das der Dankbarkeit rechnen?

Mit dem frühen Tageslichte trat er aus seinem Gemach und fand in der Küche die Wirthin am Heerde beschäftigt, Frühstück für die über Nacht gekommenen Gäste zu bereiten. Als er zu Veronika eintreten wollte, bedeutete ihm die Wirthin, daß das Mädchen so eben einer heilsamen Ruhe genieße, die nicht gestört werden dürfe. Philipp zögerte also und trat an eines der Fenster, die auf den Markt führten.

Nach einiger Zeit bemerkte er, daß die Bewohner des Marktfleckens zahlreich aus ihren Häusern hervorströmten und mit neugierigen Mienen und lebhaften Geberden auf dem Markte sich versammelten.

„Sagt mir doch, gute Mutter,“ begann Philipp zu der Wirthin gewandt, „warum die Leute des Ortes so erwartungsvoll bei einander stehen? Ist irgend eine Feierlichkeit auf diesen Tag angesetzt?“

„Nein, edler Herr,“ versetzte die dicke Wirthin, „aber ein schöner Spektakel und Aufzug eines berühmten Mörders. Denn die Reitersmänner, müßt ihr wissen, die diese Nacht so lärmend durch unsere Gassen zogen, sind in das einsame Haus hinauf gegangen, wie die Nachbarn sagen, und sollen den Wirth von daselbst herabholen, der euch ein paar Dutzend Menschen ermordet hat und zuletzt sein eigen Kind. Und das soll ein ehemaliger Rathsherr von Brees

sein, und heißt Peter Erler, wie man sagt. Nun sie bringen ihn heut mit seinem Weibe herunter, und führen sie Beide gleich nach Broos.

„Was ihr sagt!" sprach Philipp trübe, der dies Alles vorausgesehen hatte.

„Wie ich euch sage, edler Herr," fuhr die Wirthin geschwätzig fort. „Das ist ein heimlicher Bösewicht gewesen, dieser Mann, durch viele Jahre, und nicht ohne Ursache erzählten die Leute im Thale so schreckliche Mordgeschichten aus dem einsamen Hause. Er wurde vor vielen Jahren schon in Broos auf öffentlichem Markte gebrandmarkt, aber nun haben sie ihn fest, und werden ihn, Gott sei Dank, sammt seinem Weibe aufhängen."

„Aufhängen?" schrie Philipp entsetzt.

„Nicht anders, Lelkem! Mitgegangen, mitgehangen. Dem Hehler gehts so schlecht als dem Stehler. Hab' ich nicht Recht, edler Herr?"

Philipp verstummte vor diesen grausamen jedoch richtigen Worten, aber er mußte sich eingestehn, daß die unglückliche Gattin Erlers vor dem Gesetze so schuldig war als ihr Gatte, und daß nur jenseits des Schaffottes Gnade für sie zu erwarten sei.

Mittlerweile erwachte Veronika. Sie ließ sich ankleiden und dann trat Philipp in das Gemach.

Das Mädchen saß noch immer bleich und erschöpft auf einem Armsessel. Sein Auge haftete mit

Neugierde und tiefer Beklemmung auf der Thür, wo der unbekannte Retter eintreten sollte.

„Ihr!“ rief das Mädchen, sobald Philipp erschien; „ihr habt mich vom Tode gerettet!“

„Aber Herr des Himmels,“ fuhr die Unglückliche fort, indem sie in die ernsten Züge des jungen Mannes starrte — „sagt mir, was ist aus dem Fürsten geworden — woher kommt ihr?“

„Veronika,“ sagte Philipp gepreßt, „faßt euch. Der Fürst hat eine entscheidende Schlacht verloren.“

„Alles!“ rief das Mädchen athemlos, „sagt mir Alles!“

„Unglückliches Mädchen!“ sprach der junge Mann, selbst zerrissen von dem bittersten Schmerze. „Er fiel in der Schlacht!“

Mit einem schneidenden Schrei sank Veronika zurück. Ihre schwachgerötheten Wangen wurden marmorbleich. Der angegriffene Körper unterlag der Wucht des Schmerzes. Sie verlor die Besinnung.

Philipp rief nach Hülfe. Wirthin und Magd eilten herbei und brachten die Ohnmächtige mit Mühe wieder zum Bewußtsein. Dann löste sich der Schmerz in heiße Thränen auf, und schluchzend hing das zarte Wesen über der Stuhllehne. Gramvoll stand Philipp daneben. Traf doch der Verlust, den Veronika erlitten, auch sein innerstes Gefühl. Endlich winkte er leise der Wirthin und der Magd, sich zu entfernen.

Jetzt stand er allein vor dem Mädchen, dessen Thränen milder und weniger zahlreich flossen.

„Veronika," begann er und seine Seele war von Liebe und Schmerz tief ergriffen; — „ein trauriges Schicksal machte deine jungen Tage schon zu Leidenstagen. Und noch ist ihre Reihe nicht geschlossen, noch hast du einen schweren Schmerz zu ertragen, doch es ist der Letzte. Deine Eltern sind durch das Gericht von Broos gefänglich eingezogen worden." —

Veronika schauderte tief zusammen, aber diese Nachricht, die sie so lange schon vorausgesehen, preßte ihr keinen Schmerzensschrei aus.

Philipp fuhr langsam fort:

„Von allen Gefährten, an die ein früheres Schicksal dich wies, ist dir keiner geblieben. Deine Schwester, dein Geliebter ist todt — deine Eltern sind dir ewig verloren!" —

„O Alles, Alles verließ mich!" rief das Mädchen voll Schmerz.

Auf Philipps Lippen schwebte in diesem Augenblicke ein stürmisches Geständniß seiner Leidenschaft — aber als er das zarte, schutzlose Wesen anblickte, das er dem Tode entrissen, da schien es ihm unedel sein Glück von dem Herzen zu fordern, das auf so entsetzliche Weise selbst alles Glück verloren.

„Du bist nicht verlassen, armes Mädchen," sagte er ernst. „Meinen Arm und alles, was ich vermag,

werde ich zu deinem Schutze und deinem Glücke aufwenden."

Tiefbewegt stockte er, aber das Mädchen erhob sich, streckte ihm die Rechte entgegen und rief voll unaussprechlicher Erkenntlichkeit:

„Ihr wollt mich beschützen? O ihr seid edelmüthig! Aber ihr wart sein Freund, sein Vertrauter! Er lehrte euch edel sein! Und ihr seid es! Ich fühle ein inniges Vertrauen auf euch! Ihr werdet mich nicht verlassen!"

Mit der Empfindung tiefer Qual faßte Philipp die Hand Veronika's und drückte sie an seine Lippen. Das Mädchen aber sank in den Armstuhl zurück, und während unter den geschlossenen Augenlidern von neuem reiche Thränen hervorquollen, flüsterte es mit zitternden Lippen:

„Thut es ihm zu Liebe!"

„Veronika!" rief Philipp mit unbezwingbarer Leidenschaft. „Nein, dir zu Liebe, deinem Schmerz zu Liebe, deinem gebrochenen Herzen zu Liebe will ich dich nicht verlassen. Ach, wolltest du nur stets an meiner Seite bleiben!"

Veronika erbleichte, wo möglich, noch tiefer und verstummte. Philipp trat von ihr weg. Nach einer Pause vernahm er abgewandten Gesichtes die leisen Worte:

„Nur ihm hat dies Herz geschlagen und nur ihm

wird es schlagen. Gott wird mich an dieser Liebe und diesem Schmerze sterben lassen."

Philipp rang heftig mit sich selbst. In diesem Augenblicke fragte er sich mit bitterm Gefühle, warum er nicht in Mitten der Schlacht und in einem frühen Tode Linderung seiner Qual gesucht. Der Schmerz des Augenblickes verdrängte ein zartes Bild aus seinem Herzen, an dessen Beglückung er sonst mit inniger Empfindung gedacht hatte.

Veronika hob die Augen endlich fragend empor. Sie begegneten denen Philipps nicht. Langsam schüttelte sie das schöne Haupt. Dann fragte sie mit weicher lieblicher Stimme:

„Und wie entkamt ihr, mein Retter, aus der mörderischen Schlacht? Und ist es nicht gefahrvoll für euch, länger in diesem Lande zu verweilen?"

„Wäre es doch!" dachte Philipp. „Aber Oheim Spiker wird mich eifrig genug allen bösen Folgen meiner frühern Thaten entreißen!"

Und laut erwiderte er, indem er sich von Neuem zu dem Mädchen wandte:

„Der Fürst hatte mir eure Rettung aufgetragen. Wenn er falle" sagte er, „so solle ich euch aus dem einsamen Hause führen und euch schützen. Da entfloh ich, als die Schlacht verloren war und kam nach Hatzeg. In den Wäldern des Retyesát fanden wir euch, Dank Waldmanns Treue, auf. Ihr meintet

einem schrecklichen Schicksal zu entgehen, und eiltet in die Arme des Todes!"

„Mein Retter!" sprach Veronika mit wehmüthigem Lächeln. „Und eure eigene Gefahr?"

„Mir droht keine Gefahr. Meine Verwandten gelten etwas bei Apaffi, und der Fürst erklärte Amnestie für Alle, die die Waffen niederlegen wollten. Fürst Kemény's Tod macht meinem Rang und meinem Amt ein Ende. Ich will ein Bauer werden."

Mit zitternder Stimme sagte Veronika:

„Er machte uns alle glücklich — und sein Tod beraubt uns alle. Treuer, hochherziger Krieger!"

Sie reichte ihm die Hand freundlich hin. Er bückte sich, um sie an seine Lippen zu drücken. Aber sie zog sie sogleich zurück und sagte: „Eure Hand!"

Ergriffen hielt Philipp seine Hand hin, und Veronika drückte sie herzlich. Er aber fühlte sein Herz in Wehmuth brechen. Dieser Handschlag war wie ein feierliches Gelöbniß, daß er nie mehr von seiner Liebe sprechen, daß er ihre Empfindung für den Todten ewig achten wolle.

In diesem Augenblicke wurde ein lebhafter Lärm auf den Gassen laut.

„Horch!" sagte das Mädchen. „Was für ein Lärm! Führt mich doch an das Fenster."

„Bleibt," sagte der junge Mann ahnend, „es wird irgend ein Auflauf sein, der euch angreifen könnte."

„Wir wollen sehen," sagte das Mädchen, „stützt mich ein wenig."

Zagend führte er dasselbe an das Fenster.

Eine große Anzahl von Menschen hielt den Markt besetzt, und aus einer auf den Markt mündenden Gasse vernahm man wildes tobendes Geschrei. Jetzt theilten sich die Massen und einige Reiter wurden sichtbar, welche mit gezogenen Säbeln einherritten. Ihnen folgte ein Wagen, auf welchem Peter Erler mit Ketten beschwert und zwischen zwei bewaffneten Dienern saß. Um diesen Wagen drängte sich das Volk mit hellem Geschrei, welches immer deutlicher wurde, je näher der Wagen und der Haufe derjenigen Seite des Marktes kam, wo die Herberge stand. Hinter dem ersten Wagen fuhr ein zweiter, auf welchem sich Frau Erler und ein Hauptmann befand. Sie war verhüllt und lehnte sich bebend an den Hauptmann. Den Beschluß des Zuges machte wieder ein Trupp Reiter, welcher gleich dem ersten Haufen mit entblößten Waffen einherritt.

Philipp bemerkte, wie Etliche der Reiter den Zug verließen und auf das Wirthshaus zukamen, eben um ihn, wie er ihnen aufgetragen, aufzusuchen. Dann schlug plötzlich das Geschrei des Volkes voll grauser Verständlichkeit an sein Ohr.

Ho! Peter Erler! — Ho Kindermörder! Rathsherr! — Ho! du Rabenvater!" — so lief es durch

die Volkshaufen, und wären nicht die bewaffneten Reiter gewesen, es hätte Steine auf den gefangenen Räuber gehagelt.

„Herr im Himmel!“ schrie Veronika und wich entsetzt vom Fenster zurück. Philipp führte sie, ihr Fassung zusprechend, auf ihren Sitz und übergab sie dann der Sorge der Wirthin, während er selbst hinauseilte, um mit den herbeigekommenen Reitern zu sprechen.

„Wo habt ihr den dicken Hopprich?“ rief er der wichtigsten Person unter denselben, einem bewaffneten Rathsdiener von Broos, zu.

„Herr,“ sagte dieser mit Spuren großer Verlegenheit in den ernsthaften Zügen, „er ist uns entwicht.“

„Fahrlässige Tröpfe!“ schrie Philipp, „ihr habt den Größeren der beiden Schurken entkommen lassen.“

„Nicht unsere Schuld, Herr. Das ist ein Teufelsbau, das einsame Haus. Ein wahres Fuchsloch voll Spalten und heimlicher Oeffnungen. Durch eine derselben entging der alte Fuchs aus der fröhlichen Eule.“

„Die Gerechtigkeit erhält nur ein halbes Opfer!“ sagte der junge Mann mit Verdruß und verabschiedete dann die Bewaffneten.

Er selbst mit seiner unglücklichen Schutzbefohlenen eilte noch den nämlichen Tag nach Broos, wo er

Veronika den Händen des Königsrichters und dessen Gattin übergab und dann auf das Haus Georg Spikers zuschritt.

Der Anblick desselben weckte in ihm alles Mitleid und alle Liebe, mit der er sonst an die arme Fatima gedacht. Jetzt aber hing sein Herz inniger als je an dieser Erinnerung, denn der Schmerz einer abgewiesenen und gewaltsam unterdrückten Leidenschaft hatte sein Herz gänzlich erweicht und empfänglich gemacht für die demüthige, treue Liebe Fatima's, und die hingebungsvollen Reize der Orientalin.

Leise trat er in das Wohngemach Frau Katharina's und fand sie daselbst allein. Mit freundlichem Blicke hieß ihn die Matrone willkommen. Seine erste Frage betraf Fatimen.

„Welch ein Mädchen, Philipp!" sagte die gutmüthige Matrone und wischte sich mit dem Schürzenzipfel die Augen. „So fromm, so demüthig, und so respektvoll! Sie ist mein liebes Kind geworden, und seit sie im Hause ist, bete ich für sie so innig als für meine leiblichen Kinder."

Philipp küßte ihr mit eben soviel Ehrfurcht als Liebe die freundlich dargereichte Hand.

„Aber mit der Religion, Base Katharina?" fragte der junge Mann, der hierüber einige Skrupel empfand.

„Still, still!" sagte die [illegible]

„Sie hat mir, seit du sie herübergebracht, täglich mit Andacht zugehört, was ich ihr von den Lehren und Gebräuchen unserer heiligen Kirche erzählte. Sie sagt, ihr Allah gebiete das Nämliche fast, was unsere Kirche lehrt — das Kind ist bisweilen noch recht einfältig! — aber die Leiden des Heilandes haben ihr Herz gerührt, und sie hat gelobt nach seinen frommen Lehren zu leben. Und da ich ihr sagte, sie müsse früher einen christlichen Namen erhalten, da sagte das liebe Kind —"

„Nun, Base Katharina?"

„Da sagte sie, denke dir nur Philipp, sie wollte hinfort so heißen, wie ihre liebe Mutter, denn so nennt sie mich."

„Katharina?"

„So will sie heißen!" rief die würdige Matrone vergnügt, und nahm noch einmal ihren Schürzenzipfel zu Hülfe.

„Laßt mich doch mit ihr sprechen, gute Base!" bat Philipp.

„Gleich, gleich," versetzte diese und verfügte sich in ein Nebenzimmer, woraus sie alsbald mit Fatimen an der Hand zurückkam.

Die Orientalin war freilich in das ehrbare Kostüme eines Bürgermädchens von Frau Katharina gesteckt worden, und nahm sich etwas seltsam darin aus, aber doch waren es die nämlichen vollendeten Formen,

die nämlichen Züge, die Philipp' schon ehemals entzückt hatten.

Nicht leidenschaftlich, sondern wie Frau Katharina sie gelehrt hatte, etwas zimpferlich trat das Mädchen Philipp' entgegen. Es sank nicht zu seinen Füssen und sprang ihm nicht in die Arme, aber der seelenvolle Blick und das leise Erröthen der Wangen sprach noch mächtiger vielleicht seine Empfindungen aus als die stürmischen Geberden.

Jetzt war an Philipp die Reihe gekommen, leidenschaftlich zu sein. Er eilte auf das Mädchen zu und umschlang es innig, trotz der abwehrenden Geberden Frau Katharina's. Diese Bewegung Philipp's brach die schwer behauptete Ruhe Fatima's. Mit einem lauten Jauchzen schlang sie ihre zarten Arme um seinen Hals — und Frau Katharina stand vergebens neben dem Paare und suchte ihm seine Thorheiten auszureden.

Da klapperte der Huf eines Pferdes vor dem Thore, und gleich darauf trat Georg Spiker herein, etwas erschöpft durch die Länge und Schärfe eines Rittes aus dem fürstlichen Lager Apafi's in Schäßburg bis Broos.

„Ha guter Junge," rief der würdige Rathsherr bei dem Anblicke Philipp's erfreut aus. „Recht, daß ich dich treffe! — Wie gehts, Mutter? Da — deinen Kuß! — Also Junge, ich war deinetwegen in großen

Sorgen und eilte stracks nach der Schlacht zu dem Fürsten Michael Apafi, den Gott erhalten möge. — Sieh doch, das liebe Kind auch da? — Da — laß mich deine sammetnen Wangen küssen! — Nun Philipp, ich hatte einen harten Stand wegen dir. Aber da ist eine Schrift von des Fürsten höchst eigenen Händen, worin er dir vollkommene Amnestie zusagt, und da Johann Keménÿ's Tod deinen Fahneneid aufgelöst, so stellt er dir frei, eine Hauptmannsstelle unter seinen Husaren anzunehmen."

„Mein guter Oheim!" rief Philipp mit Wärme. „Ich dank euch Alles, Sicherheit, Rang — und dieses süße Geschöpf!"

„Ja," rief er und faßte Fatima bei der Hand, „was ich dir einst versprochen, will ich nun erfüllen. Ich will dein Freund und dein Gatte sein. Segnet uns, Oheim Spiker, segnet uns, Base Katharina, und laßt uns fortan beide eure Kinder sein."

„Das seid ihr ja schon!" rief Frau Katharina freudig und wieder bediente sie sich sehr eifrig ihres Schürzenzipfels.

Georg Spiker aber legte seine Rechte sanft auf Fatima's Haupt und küßte gerührt die reine weiße Stirne derselben. Dann zog er Philipp bei Seite und flüsterte ihm zu:

„Was du wegen dem Aga fürchtetest, ist richtig

eingetroffen. Er ist in Groß=Alisch an seinen Wunden gestorben.

Philipp's Blick verdüsterte sich auf einen Augenblick.

„Wir dürfen es ihr noch nicht sagen!“ flüsterte er dem Rathsherrn zu, und er wandte sich, um die glücktrunkene Fatima von neuem an seine Brust zu drücken.

Siebzehntes und letztes Kapitel.

Natur —
In deiner Gondel, Sarg und Wiege,
Schläft jeder Seelensturm uns ein,
Und düster mischt zum Wellenkriege
Der Gondolier sein Klaglied ein.
Sidonia v. Seefried.

In dem Sitzungssaale des Magistrates von Broos gingen zwei Männer in eifrigem Gespräch mit einander auf und ab.

Es war früh um die neunte Stunde, wo die Sitzung eben beginnen sollte. Trat man an die Fenster des Saales, so vernahm man ein verwirrtes dumpfes Getöse, dessen Ursache ersichtlich wurde, wenn man einen Blick auf die Menschenmenge heftete, welche in Erwartung des richterlichen Todesurtheils, das über

Peter und sein Weib ausgesprochen werden sollte, den Platz vor dem Rathhause bedeckte. Jeden Augenblick wurden die Rathsherren erwartet, und damit der Beginn des Verhöres.

Die beiden Männer, welche im Sitzungssaale auf und abwandelten, waren stattliche, ehrenwerthe Gestalten, welche in langsamen, gewichtigen Sätzen den Gegenstand ihres Gespräches verhandelten.

„Herr Königsrichter," sagte der Eine derselben, der ehrenfeste Rathsherr Georg Spiker, „laßt Gnade für Recht ergehen, und laßt uns einer Tochter unseres Volkes schonen, deren ganzes Verbrechen das Ausharren an der Seite ihres Gatten ist."

„Laßt ab, Herr Senator," erwiderte der Königsrichter; „es steht euch nicht an, ein Weib zu vertheidigen, welches fünfzehn Jahre hindurch die Hehlerin der schrecklichsten Frevel war. Auch der Umstand, daß sie selbst sich und ihren Gatten anklagt, kann sie nicht entschuldigen. Warum sah sie den Verbrechen ihres Mannes so lange schweigend zu? Die Hälfte der Schuld fällt nach dem Recht auf ihr eigenes Haupt."

„Beurtheilt sie milder," sagte der Rathsherr weich. „Ihr kanntet sie ja, als sie, ein junges Mädchen noch die Kraft und Ausdauer einer männlichen Seele zeigte. Noch steht sie in ihren Jugendreizen vor meinem Geiste, das schönste und muthigste Weib, das ich je sah. Eben deswegen wählte sie diesen Erler,

weil seine verwegene Seele ihrer eigenen Beherztheit zusagte. Wer hätte damals geahnt, wir würden Peter Erlern einst zum Tode verurtheilen müssen! Und seht, diesem Manne, den sie liebte, schwor sie einst Treue, und sie hat diese Treue nie verletzt, selbst als sie den Bösewicht in ihm erkannt hatte. Ihr stolzes Herz kannte keinen Rücktritt. Sie theilte die Flüche, die auf das Haupt ihres Gatten fielen, und nur der Mord ihres Kindes konnte sie endlich reizen, den unnatürlichen Vater anzugeben. Darum Gnade für die Tochter eines unserer besten Bürger, des nun todten Laurenz."

„Ihr Verbrechen blieb darum doch ungesühnt," versetzte der Königsrichter. „Es geschehe nach Recht und Gesetz."

„Ihr tödtet dem überlebenden Kinde seine Mutter und Pflegerin!"

„Veronika," sagte der Königsrichter, „deren Unschuld erwiesen ist, erhält nach dem Willen des Magistrates das Vermögen ihres Großvaters, des gestorbenen Laurenz, welches er beim Gerichte niederlegte, damit es seine unglückliche Tochter einst empfange. Johann Erler kann dieses Vermögens nicht theilhaft werden, wohl aber ihr unglückliches Kind, das ich unterdessen in mein eigenes Haus aufgenommen habe."

Hier traten mehrere Rathsherren ein, und in Kurzem war der Magistrat versammelt. Die Herren nahmen ihre Sitze an dem langen Tische ein, und der

Königsrichter befahl Erlern und sein Weib hereinzubringen.

Johanna Erler erschien zuerst, von einem einzigen Diener begleitet. Sie war ungefesselt. Ihr Angesicht war marmorbleich, aber ihr Schritt fest und ihr Auge entschlossen. Sie verschmähte einen Sitz, sie wollte aufrecht stehen.

Dann wurde Erler herbeigebracht. Man nahm ihm seine Fesseln ab und stellte ihn seiner Gattin gegenüber. Er zuckte bei ihrem Anblick zusammen, und ein scheuer Blick fiel auf ihre unbeweglichen Züge.

„Peter Erler," begann der Königsrichter nach einer langen Pause; „ihr seid auf den Tod angeklagt. Die Punkte, die eure Verbrechen nachweisen." —

„Wer klagt mich an?" warf Erler trotzig dazwischen.

„Euer eigenes Weib!"

„Du?" rief Jener mit kaltem Entsetzen.

„Ich!" sagte sein Weib ruhig.

„Du?" rief er noch einmal und jeder Blutstropfen verließ seine Wangen.

Da brach seine Kraft, und von dem Augenblicke an war er nicht mehr Erler. Dies Unerwartete, Niegeachte schmetterte ihn nieder, das machte den verstockten Mörder zum feigen Kinde. Die Gewohnheit in Johanna das treuste Wesen zu sehen, das ihm von allen Menschen geblieben, das Zusammenleben während

einer langen Reihe entsetzlicher Jahre, die Liebe, die noch immer in seinem Herzen glühte, der häufige Anblick Johanna's, der allein in ihm eine schönere, unschuldige Zeit hervorrief — das Alles hatte Erler's Herz mit dem Glauben an Johanna's ewige Treue fest verwachsen gemacht. Wie der Riß einer einzigen Saite ein ganzes Instrument in wilde Disharmonie auflöset, so riß die Anklage Johanna's, also das Zerbrechen ihrer Treue, Erler's ganzes Wesen in wüste Trümmer, und es blieb nichts mehr da, als die kalte, feige, geängstigte Räuberseele.

Erler sank von seinem Sitze und stammelte schwer und dumpf:

„Gnade! Gnade!"

Die Rathsherren blickten sich untereinander schweigend an.

Johanna schauderte, doch ermannte sie sich wieder und sprach kalt und ruhig: „Ich bestehe auf meiner Anklage und dringe auf strenge Gerechtigkeit!"

Die Herren rückten demnach zusammen und das Verhör begann. — —

„Ich flehe nicht um mein Leben," sprach Johanna am Ende desselben; „denn ich wünsche mit dem Tod meine Sünde abzubüßen. Aber eine Sterbende fleht euch, strenge Herren, an, daß ihr ein unglückliches Kind schützen möget, dem besser wäre gewesen, wenn es vor diesem gestorben. Erbarmet euch Veronika's!

laßt das schuldlose Kind nicht verderben! Sagt das einer Sterbenden zu!"

Eurem Wunsche wird willfahrt!" sagte Georg Spiker mit zitternder Stimme. „Veronika erhält das Vermögen ihres Großvaters und steht fortan unter dem Schutze des Magistrates."

Und er winkte die Verurtheilten abzuführen.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Als im nächsten Frühling die Bewohner des Hatzeathales erzürnt das einsame Haus zerstörten, fanden sie in dem halb verschütteten Keller desselben einen Leichnam in Bauernkleider gehüllt, der noch nicht in gänzliche Verwesung übergangen, und dessen Züge schrecklich verzerrt waren. Er lag vor einer fest verschlossenen Thüre, die ins Freie führte, die aber nicht geöffnet werden konnte, sondern mit Aexten mußte gespalten werden. In der Leiche wollten Etliche den berüchtigten dicken Hopprich erkennen. Er war einen gräßlichen Hungertod gestorben.

Die Bewohner des Thales verschütteten den Bau und ihre Enkel schon erkannten die Stelle nicht mehr, wo das einsame Haus gestanden. —

Fatima wurde zum Troste und zur innigen Freude des Spiker'schen Elternpaares getauft und erhielt den Namen Katharina. Einige Wochen später feierte Philipp seine Vermählung mit der schönen Bekehrten.

Aber eh' er das holde Wesen dem Brautgemache zuführte, legte er ein treues Geständniß von der Leidenschaft ab, die ihn an das einsame Haus gefesselt, und an das schreckliche Schicksal Veronika's.

„Allah!" rief die glückliche Bekehrte, als er endete; „welch' ein unglückliches Haus! und wie nahe war mir die Gefahr, meinen Gatten zu verlieren!"

Es war dies aber, soviel wir aus authentischen Quellen erfahren haben, das letzte Mal, daß sie den heidnischen Namen genannt hatte. Sie ward zum Herzenstroste Frau Katharina's eine eifrige Christin und Kirchengängerin, und die dunkeläugigen Abkömmlinge der holden Bekehrten haben, nach dem glaubwürdigen Zeugnisse der Brooser Kirchenbücher, sich der reinen evangelischen Lehre allezeit treu und ergeben bewiesen.

— — — — —

Noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, zu der Zeit, da Siebenbürgen sich an Oesterreich schloß, sah man in Broos jeden Sonntag eine hohe bleiche Frau nach der Kirche schreiten. Nie war sie an andern Tagen unter den Menschen.

— Das war Peter Erlers Tochter, die schöne unglückliche Veronika, das unschuldigste Opfer des „einsamen Hauses."

II.

Paba Noak, der Walache.

Aus den Tagen der Bátori.
1599.

> Von der Marosch bis zum Meere
> Brennet eine helle Leuchte.
> Regentage, Schnee der Nächte
> Können nimmer sie verlöschen
> Nur die Thränen meiner Seele.
>
> Walachisches Volkslied.



I.

Die Berge von Szaßcsor.

Es war zu Anfang October 1599, und zwar in einer lauen, prächtig heitern Herbstnacht.

Der reine Himmel überbreitete unermeßliche Wälder, zerklüftete Hügel und eine wüste Ruine — eine Szenerie voll Einsamkeit und Majestät. Hart an den Ruinen brannte ein großes helles Feuer und war umgeben von den undurchdringlichen Schatten eines noch nie ausgerodeten Waldes, dessen Bewohner Eber und hungrige Wölfe. An dem Feuer lagerten fünf bis sechs bewaffnete Krieger vom Stamme der Walachen.

Die Szenerie, welche ich dem Leser vorführe und welche bis auf den heutigen Tag nur wenig von ihrer Rauhheit und einsamen Majestät verloren hat, befindet sich in den Bergen von Szaßcsor, in jenen wilden Umgebungen eines ärmlichen walachischen Dorfes, Szaßcsor genannt, welches ein enges Thal am Fuße der südlichen Karpathen Siebenbürgens einnimmt.

Durch dies Thal fluthet ein wilder Bach über die

Felsen abwärts gegen Norden, verläßt nach einigen Stunden die wilde Felsenumgebung, tritt in ein freundliches, flaches Thal und rauscht an der sächsischen Stadt Mühlenbach vorüber, der breiten, trägen Marosch zu. Die wilde Fluth aber entspringt hoch droben auf den Grenzgebirgen, und eh' sie Szäßcsor erreicht, eilt sie, ewig hastig, an mehreren andern walachischen Gebirgsdörfern vorüber.

Tritt man nun dem Laufe des Baches folgend in das Thal von Szäßcsor, so sind rechts auf sanfte Abhänge die Hütten des Dorfes unordentlich hingestreut, und links erhebt sich das Felsgebirg in steiler Höhe, anfangs nur mit Gerölle, eckigen Klippen und sparsamen Büschen besetzt, dann immer dichter mit kolossalen Bäumen bewachsen, bis auf dem Kamm der Höhe nach allen Weltgegenden unermeßlicher, dunkler Urwald dahinstreicht.

Auf einem erhabenen Kegel inmitten des Waldes starren die Trümmer einer Burg, wüste durcheinander geworfen, aus dem Grün empor. Krumme, seltsam gewundene Pfade führen aus dem Thale zu diesem Kegel hinauf, dessen Seiten von breiten Buchen und zähem Unterholze bewachsen sind, die nördliche ausgenommen, welche nackt, von Felsbruchstücken bedeckt und kaum für Ziegen zu erklettern, in eine bedeutende Kluft hinabreicht. Der Grund dieser Tiefe wird von einem wilden hüpfenden Gießbach gewaschen,

welcher schäumend die allenthalben emporgethürmten Sandsteinblöcke zu höhlen strebt.

Von der Spitze dieses eigenthümlichen Bergkegels blickt man über das flache liebliche Thal von Mühlenbach bis hinüber an die Ufer der Marosch, wo ehemals die fürstliche Residenzstadt Weißenburg, jetzt eine österreichische Festung, Karlsburg genannt, emporragt.

Im Jahre 1599 und zwar während des ganzen Spätsommers wimmelten diese lieblichen Gefilde von allerlei Kriegsvolk, welches um Mühlenbach herum lagerte, zusammenberufen auf Befehl des Fürsten und Kardinals Andreas Batori, bei dem friedlichen Zustande des Landes aber müßig und faul herumlungernd, eine schwere Plage für die fleißigen Landleute der Sachsen.

Der Fürst Andreas Batori gab damals die sonderbarsten Befehle, und bald schien es Krieg bald schien es Frieden zu sein, was der ängstliche Fürst beabsichtigte.

Kardinal Andreas Batori, früher Bischof von Ermeland in Polen, war von dem wankelmüthigen Fürsten Sigmund Batori bewogen worden, die Krone Siebenbürgens anzunehmen, während Sigmund, nachdem er den römischen Kaiser Rudolf II. zweimal mit Abtretung des Fürstenthums

getäuscht, sich mit Beibehaltung einiger Güter in Siebenbürgen nach Polen zurückgezogen hatte.

Andreas saß seit etwa einem Jahre auf dem Throne, und hatte alsbald voll ängstlichen Eifers die Versöhnung mit dem Sultan und dem römischen Kaiser nachgesucht, welche Beide durch Sigmunds unbesonnenes, bald freundliches, bald feindliches Verfahren schwer beleidigt worden waren. Die Versöhnungsversuche des sanften Priesters schienen einen erwünschten Erfolg zu haben, denn weder zu Istambul noch zu Prag rüstete man zum Kriege gegen den neuen Fürsten, ja es war von Seiten des Pabstes Kardinal Malaspina ins Land hereingekommen, eine vollständige Aussöhnung und Koalition des siebenbürgischen Fürsten mit den christlichen Mächten Mitteleuropa's zu bewirken, und den Einfluß der Ungläubigen in Siebenbürgen zu Nichte zu machen.

Dessenungeachtet fand es der Fürst nothwendig, alles bewaffnete Kriegsvolk Siebenbürgens in der Nähe der Residenzstadt und um Mühlenbach herumzusammeln und die Insurrektion oder den Landsturm des Adels aufzubieten, damit kein plötzlicher Ueberfall dem Reiche Gefahr bringe. Denn draußen in Ungarn streifte der kaiserliche Generalissimus Basta mit Hajdonen und deutschen Dragonern, und die Pascha's von Temesvar und Ofen hielten jederzeit die grimmigen und leichtberittenen Tataren zu raub- und

mordsüchtigen Einfällen bereit, sobald sie Weisung von Istambul erhalten.

So lagerten denn mehrere Tausend den ganzen Sommer des Jahres 1599 um Mühlenbach, stahlen den Bauern die Hühner und die Frauen, führten die Kälber von den Wiesen, und prügelten die fleißigen Arbeiter, und hatten nimmer genug, ihren unersättlichen Lüsten zu fröhnen. Wenn aber die Heerführer so freches Beginnen zu strafen unternahmen, da rissen die Schelme zu Hunderten aus, liefen zu den frechen Schaaren Basta's hinüber oder warfen sich in die Gebirge, bildeten kühne Raubbanden und plünderten Freund und Feind, wer immer ihnen unter die Diebsklauen gerieth.

Im Lande aber war Friede, und das Volk schrie ob dem Drucke des raubsüchtigen Kriegsgesindels. Dennoch löste der Fürst das Lager nicht auf, denn ihm war bange um den kaum gewonnenen Fürstenthron.

Unterdessen schickte der wilde Woiwode der Walachei, Michael, fleißig Gesandte herüber, gab vor, er rüste mit Macht wider die Türken, bat um Offiziere und Kriegsvölker zur Unterstützung, erinnerte an die Freundschaft, die er von jeher für die erlauchte Familie der Bathori's im Herzen getragen, schwor auch fürder bei seiner Maika Maria, der heiligen Jungfrau, dem Fürsten Andreas mit treuer Freund-

schaft in Krieg und Frieden beizustehen, und durch solch honigsüßes, verrätherisches Betheuern preßte er dem leichtgläubigen Fürsten die besten Offiziere und manchen wackern Kämpfer ab, der statt des frühern Herumlungerns im Lager Beute und Ruhm im Kriege wider die Türken zu gewinnen hoffte.

Zu Anfang des Herbstes verbreitete sich die Kunde, der tapfere Woiwode habe zwanzigtausend Mann beisammen, und gedenke alsbald gegen die Türken zu ziehen und sie auf's Haupt zu schlagen, eh' der Winter hereingebrochen. Drob fühlte der Fürst Andreas große Freude, massen er durch den Kampf des tapfern Walachen von der Furcht vor türkischen Einfällen erlöst wurde, der sanfte, von astrologischen Studien ganz eingenommene Kaiser Rudolf aber ihm wenig bange machte.

Der leichtgläubige Fürst, welcher die bischöfliche Tiara mit Ehren getragen, aber unter der weltlichen Krone feige zusammen sank, rechnete weniger fein, als der schlaue Michael. Aber im Lande zog eine dumpfe Ahnung schweren Unheils umher.

So war der Oktober herbeigekommen, und mit jedem Tage verließen unzufriedene Krieger das Lager, vermeinend, es sei kein Feldzug in solcher Jahreszeit mehr möglich, und sehnsüchtig nach Weib, Kind und der bequemen Heimat. Die kühnen Magnaten aber, Kaspar Kornis, Peter Hussar, Emrich Miko und

andere, dann der Königsrichter von Hermanstadt, Herr Albrecht Huett, der von jeher mit den Batori's es treu gemeint, hielten standhaft neben dem Fürsten aus, und suchten mit reiflichem Bedenken die Gefahren der Zukunft zu erspähen.

Solche Unruhe und bange Erwartung lag über dem ganzen Reiche, als die folgenden Begebenheiten in den Bergen von Szásčior und in der Umgebung der Stadt Mühlenbach vorfielen.

Die Nacht, welche im Beginne dieses Abschnittes geschildert wurde, war eben eingebrochen, und die walachischen Krieger hatten mit der wachsenden Dunkelheit ihr Feuer kräftig auflodern lassen, worauf Einer derselben fette Fleischstücke von jungen Ebern auf die glühenden Kohlen legte, und bräunlich braten ließ, wobei er von Zeit zu Zeit mit dem großen Messer, dessen Scheide von seinem Gürtel niederhing, die duftenden Stücke umwandte.

Die walachischen Krieger waren kraftvolle, hohe Gestalten mit braunen, schönen Gesichtern, langem, von Oel glänzendem Haare und krausen, pechschwarzen Bärten. Sie trugen grobwollene, enge Hosen und leinene Hemden, welche bis zum Knie reichten, über den Hüften aber durch breite, lederne Gürtel festgehalten wurden. Diese Gürtel waren mit blendenden Messingstückchen und blechernen Ringen besetzt, und ein Messer in plumper Scheide war zwischen dem Schmucke befe-

stigt. Außerdem führten die Meisten krumme, türkische Säbel, Zwei derselben sogar schwere Feuerbüchsen.

Diese Zwei, welche die Ausgezeichnetern des Haufens sein mochten, trugen in ihren muthigen, gebräunten Zügen eine merkwürdige Aehnlichkeit zur Schau. Sie waren Beide höchstens zweiundzwanzig Jahre alt und offenbar Zwillinge. Ihre Tracht war reicher als die der Uebrigen, ihr Ansehen mochte ebenfalls vorwiegend sein, was besonders die Feuerbüchsen andeuteten, damals noch immer eine seltene und kostbare Waffe. Die Zwillinge wurden von den Uebrigen Irinye und Athanasie benannt.

Beide stammten aus dem Dorfe Szászesor, hatten ihre Eltern verloren, und sich dem heitern, gefährlichen Abenteurerleben hingegeben, welches die Lanzknechte, das diebische unbesoldete Kriegsgesindel jener Tage, in starke Aufnahme gebracht hatten.

Die Gruppen dieser kräftigen, schönen Gestalten am Feuer, die wüste Ruine daneben und ringsherum der schweigende, dunkle Urwald, überhangen von den bleichen Lichtern des Himmels, bildeten ein großartiges, zum Theil finsteres und erschreckendes Gemälde.

— „Mein Bruder," wandte sich Athanasie, der Aeltere der Zwillinge, nach langem Stillschweigen an den Walachen, welcher die zischenden Fleischstücke umwandte; „wann wird Baba Noak zur Versammlung der Freunde kommen?"

Bei dem Namen Baba Noak erhoben die Uebrigen ihre ernsten Gesichter, und ihre Augen funkelten.

Der angeredete Walache blickte zum Himmel empor und betrachtete die Gestirne. Dann zeigte er auf das glänzende Stirnbild des Orion und zugleich auf eine einsame hochaufragende Eiche über dem Kamme eines nahen Hügels.

„Wenn die Zwei sich berühren!" antwortete lakonisch der Natursohn, dessen Uhr Sonne, Mond und Gestirne waren.

„Seit wann überschritt er la Tusch?" (einen Grenzpaß Siebenbürgens nach Süden) fuhr Athanasie fort, indem er den Walachen fortwährend anblickte.

„Da die Sonne am Höchsten stand," versetzte der Gefragte. So sagte mir Thodor, welchen er vorausgeschickt. Bei dem Untergehen der Sonne aßen sie wohl die Mamaliga unter den Hütten von Sugag. Aber um Mitternacht werden sie von dem Fleische der Eber essen auf den Höhen von Szaßcsor.

„Baba Noak kömmt also nicht allein?"

„Nein," versetzte der Walache; „wohl hundert schlaue Bursche schleichen ihm durch die Berge nach, denn ihr wißt, es gilt einen Streich dort unten im Thale von Mühlenbach auszuführen. Aber die Hauptmacht Baba Noak's, sechstausend gutbewaffnete Ol-

tény*), von den Ufern der Aluta, kommen heimlich über die Berge von Fogarasch und Rothenthurm geschlichen, wo sie den großen Woiwoden erwarten.

Der Walache warf einen scharfen triumphirenden Blick auf seine Genossen.

„Michael!" murmelten diese in tiefverhaltenen Tönen des Triumphes, und ihre dunkeln Augen funkelten von innerer Erregung.

„Baba Noak ist unser Bruder!" wandte sich Athanasie an seinen Zwillingsbruder mit frohem Ausdruck.

„Baba Noak ist unser Bruder!" wiederholte Dieser mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Stolzes in den muthigen, schönen Zügen.

„Liebt er nicht unsere Schwester Joanna und will er sie nicht heirathen?" fuhr Athanasie mit unverholenem Triumphe fort.

„Joanna wird den tapfern Baba Noak lieben und heirathen!" bekräftigte Irinye, und beide Brüder sahen stolz und glücklich aus.

Dann folgte eine tiefe und lange Pause, während welcher die Fleischstücke ausgetheilt wurden, und die walachischen Krieger mit Behagen das saftige Fleisch verzehrten.

---

*) Anwohner der Aluta im Herzen der Walachei seit uralten Zeiten die beste Kriegsmacht der Hospodaren.

Die dunkeln Wälder waren noch immer einsam und lautlos, und die Gestirne zogen funkelnd am blauen Himmel durcheinander.

Walachische Männer führen selten heftige rasche Gespräche. Wenn sie Abends am Feuer oder auf den rohen Bänken ihrer Hütten lagern, dann verlieren sie sich gern in düsteres, trübsinniges Brüten, und nur seltene Ausrufungen oder kurze Fragen unterbrachen die Stille einer Zusammenkunft.

Die walachischen Krieger schwiegen ebenfalls und da die Nacht windstill war, so konnte man das Fallen eines Blattes in den Wäldern vernehmen.

Plötzlich näherte sich ein lautes Rauschen im Walde den Ruinen, als strebe etwas mit Macht durch das zähe, verwachsene Unterholz.

Die ruhigen, ernsten Walachen blickten sich untereinander fragend, doch ohne Ueberraschung an.

— Es kann nicht Baba Noak sein, sagte der bereits erwähnte Walache, indem er zu den Gestirnen emporsah.

— Es ist vielleicht ein Eber oder ein Bär, sagte Irinye, indem er die Rechte auf das Schloß der Feuerbüchse legte.

Das Geräusch war jetzt ganz nahe gekommen.

— So schreitet kein Eber oder Bär — das ist der leichte Tritt eines Weibes, versetzte Albanasie nachlässig

Die ruhigen, ernsten Walachen beschäftigten sich wieder mit ihren Fleischstücken und keine einzige Miene in ihren gebräunten Gesichtern bezeugte Neugier oder Erwartung.

Nach einer Pause trat ein Mädchen in walachischer Tracht hinter den Ruinen hervor, betrachtete die Versammlung mit einem prüfenden Blicke, ging dann mit leichtem, geräuschlosen Tritte an den Walachen vorüber und setzte sich auf einen umgestürzten Baumstamm neben Irinye.

II.

Baba Noak und seine Liebe.

Das Mädchen saß eine geraume Weile stumm neben Irinye und Niemand sprach etwas. Endlich wandte der Walache sich mit sanftem, liebevollem Ausdrucke zu dem Mädchen.

„Du gehst durch die Wälder, Joanna, und fürchtest dich nicht vor den wilden Thieren?"

„Mein Bett ist unter jenen Trümmern," sagte das Mädchen kurz, ohne seine glänzenden Augen von der Betrachtung des Feuers abzuziehen.

„Unter jenen Trümmern?" wiederholte Irinye

etwas erstaunt, und auch Athanasie blickte seine Schwester forschend an.

„Ja," erwiederte das Mädchen ruhig. „Unter einem Gewölbe habe ich dürre Blätter gehäuft und den Pelz meiner Mutter heraufgetragen. Und dort bin ich geschützt vor den Wölfen."

„Aber in die Hütte meines Vaters drunten im Thale dringen keine Wölfe hinein."

„Nein," sagte das Mädchen mit einem Ausdruck des Zornes; „aber die Krieger des Pfaffenfürsten sind heraufgekommen und haben aus dem Dorfe Mädchen gestohlen, und darum kam ich herauf, unter den Trümmern zu schlafen."

Die Zwillingsbrüder stießen einen dumpfen Ruf der Wuth aus, griffen an ihre Büchsen, und blickten ihre gemeinschaftliche Schwester, auf deren Besitz sie stolz waren, mit blitzenden Augen an.

„Sie sollen wagen, Joanna zu rauben!" riefen die Beiden drohend. „Wehe den Räubern!"

Die Zwillingsbrüder hätten um die Rettung Joanna's, auf deren Besitz sie stolz waren, ihr Leben tausendmal hingegeben. Ihre Schwester beteten sie beinahe an, denn sie hatten keine Eltern mehr, und ihre einzige Liebe, ihr einziger Stolz war Joanna.

Das Mädchen fand die Wuth und die Liebe ihrer Brüder sehr natürlich, und blieb ruhig sitzen, ohne seine Augen von der Flamme abzuwenden.

Es war natürlich, daß die Zwillingsbrüder auf ihre Schwester stolz waren und sie in Folge einer wilden Liebe ihrer kräftigen Naturen fast anbeteten, denn dies Mädchen war das schönste und lieblichste, welches über die rauhen Berge von Szäßcsor je hingeschritten.

Sie war in ein weißes langes Kleid von Linnen gehüllt, welches mittelst einer Schürze von schwarzem glänzenden Zeuge über den üppigen Hüften zusammengehalten wurde. Ueber die Hüften fiel rückwärts eine zweite Schürze von vielfarbigem Wollengewebe hinab. Der zartaufgeblühte, frischprangende Busen war von der leichten Hülle der Leinwand allein bedeckt, welche aber bis über die kräftigen vollen Achseln reichte, und um den Hals züchtig zusammengehalten war. Weite flatternde Aermel verhüllten die festen Arme Joanna's und waren um die Handwurzel ebenfalls befestigt. Die Hände des Mädchens, zwar etwas gebräunt, waren klein und ungewöhnlich zart, denn die Liebe der Brüder schüttete reiche Beute ihrer Kriegszüge immer in Joanna's Schooß, welche daher den schweren Arbeiten ihres Volkes und ihres Geschlechtes unter diesem Volke nicht unterworfen war.

Das Gesicht des Mädchens prangte zwar in üppiger Gesundheit, war aber dennoch zart und besaß eine bewunderungswürdige feine und rosige Haut. Große, braune Augen gaben den regelmäßigen Zügen

den Ausdruck ungewöhnlichen Ernstes, und die hohe reine Stirn fügte diesem Ausdruck eine düstere Entschlossenheit bei. Daher war das Gesicht des Mädchens zwar schön, aber nicht bezaubernd durch die sanfte Macht sanfter weiblicher Reize.

Ein eigenthümlicher Schmuck des Hauptes erhöhte die wahrhafte Schönheit dieser Züge. Die reichen braunen Haare waren in eine breite Flechte vereinigt, welche einem Diadem ähnlich um die Stirne herumlag. Auf den also geordneten Haaren war ein großes Tuch von feinem glänzend weißen Gewebe turbanartig befestigt, was der Gestalt und dem Gesichte des Mädchens eine gewisse Majestät verlieh.

Uebrigens war Joanna eine üppige aber zugleich hohe und schlanke Gestalt. Ihren Anzug vervollständigten dünne Sandalen, welche mittelst zahlreicher lederner Bänder um den kleinen Fuß befestigt waren.

So war Joanna, die Schwester Irinye's und Athanasie's.

Es lag eine reizende Kühnheit in den Worten des Mädchens, als sie erklärte, daß sie hinfort in der einsamen Ruine schlafen werde, um dem verwegenen Kriegsgesindel zu entgehen, welches bis herauf in die einsamen Thäler gedrungen. Diese Kühnheit regte die Bewunderung und die Liebe der Zwillingsbrüder

wie der übrigen Walachen auf, und alle schauten das kühne Mädchen ihres Stammes mit Stolz an.

Es verstrich eine lange Pause nach jenen Worten Joanna's bis Irinye mit sanfter Stimme sagte:

„Baba Noak kömmt heute, Joanna."

Das Mädchen bebte bei diesen Worten und wandte sein Gesicht plötzlich nach dem jungen Walachen um. Aber augenblicklich ihre Lage begreifend, zwang die junge kräftige Walachin ihre Züge zur vollkommenen Ruhe, und wie mechanisch wiederholte sie die Worte Irinye's:

„Baba Noak kömmt?"

Aber Athanasie hatte das Erbeben des Mädchens bemerkt, und ein Strahl unterdrückter Leidenschaft fuhr aus seinem dunkeln Auge. Er erhob sich mit halbem Leibe aus dem Grase, in welches er seine mächtigen Glieder gestreckt hatte, blickte das Mädchen fest an und sagte:

„Zittert meine Schwester vor der Ankunft Baba Noaks?"

Das Mädchen blickte wieder in die Flamme des Feuers. Die vollkommenste Ruhe war über sein Gesicht gegossen, denn die Kinder des walachischen Volksstammes lernen früh sich beherrschen und sich verstellen. Das Mädchen erwiederte mit eintöniger, nicht im Mindesten erregter Stimme:

„Noak wird kommen und Joana wird ihn begrüßen."

Der junge Walache schien beruhigt, doch ließ er sich nicht wieder in das Gras nieder, sondern er fuhr mit strengem Wesen fort:

„Du gehst oft in das Thal hinab, zwischen die Krieger, Joana. Warum thust du das?"

Das Gesicht des Mädchens erbleichte, aber der flackernde Schein des Feuers machte die Betrachtung dessen unmöglich. Joana erwiederte mit sicherer melodischer Stimme:

„Ich gehe hinab die Forellen zu verkaufen, welche ich unter den Sandsteinen erhasche. Joana will nicht müßiges Brod essen, sondern auch arbeiten gleich ihren tapfern Brüdern und deren Genossen."

Die Walachen nahmen diese Worte mit beifälligem Murmeln auf, und Athanasie sank zurück in das Gras. Aber der schöne Mund des Mädchens zuckte unmerklich voll heimlichen Hohnes.

Die Walachen verfielen von Neuem in ihr gewöhnliches stilles Hinbrüten, und lautlose Einsamkeit lagerte über der nächtlichen Szene.

Und die Strahlen des Orion, am Horizonte emporsteigend, begannen die Zweige der erwähnten hochragenden Eiche zu berühren.

Da tönte ein vielstimmiges Bellen aus der Tiefe der Wälder und bald darauf sprangen ein Halbdutzend

ungeheure Wolfshunde bellend auf den Feuerplatz. Ihnen folgte die herkulische, aber dennoch schlanke und gelenke Gestalt eines Walachen, dann drei oder vier bewaffnete Krieger von dem nämlichen Stamme.

„Baba Noak!" schrieen die am Feuer liegenden jubelnd, sprangen empor und stürzten auf den berühmten Partheigänger los, während die riesigen Hunde um die ebenfalls aufgestandene Joana herumsprangen und eine alte Bekanntschaft mit freudigem Heulen erneuten.

„Slava Domnului (Ruhm sei Gott!) rief der historisch denkwürdige Partheigänger aus, unter dessen Befehlen an sechstausend der verwegensten Schnapphähne der Karpathen standen; Ehre sei Gott, daß ich euch gefunden, meine Freunde und Brüder. Ich hoffe, ihr habt unsrer Verabredungen nicht vergessen, und seit bereit den großen Woiwoden zu begrüßen."

Der Partheigänger hatte die Hände der Zwillingsbrüder ergriffen und blickte dieselben wie alle Uebrigen mit den kühnen blitzenden Augen an. Jubelnder Zuruf, woraus die Namen „Michael und Noak" hervortönten, erwiederte der Rede des Helden.

Baba Noak, dieser berühmte Partheigänger, dessen Arm und dessen Anhänger für den Woiwoden zu kämpfen bereit standen, war eine kühne, hohe Gestalt

von gewaltigen Verhältnissen, und dennoch von einer schlangenartigen Biegsamkeit und Gewandtheit. Er trug unverändert die Nationalkleidung der Walachen, daher der herkulische Bau seiner Glieder unter dem losen einfachen Hemde kräftig hervortrat. Sein Gürtel von rothem schmiegsamem Leder war mit Goldknöpfen und zahllosen kostbaren Ringen behangen, die er auf seinen verwegenen Zügen erbeutet. Ein Yattagan von prächtiger Arbeit, einst das Eigenthum eines türkischen Pascha's, war mittelst einer farbigen Schärpe an dem Gürtel befestigt. Auf Noak's hochgetragenem, von langen, pechschwarzen, glänzend eingeölten Haaren umwalltem Haupte saß eine hohe Pelzmütze, geschmückt mit schwarzen Adlerfedern. Unter dieser etwas schwerfälligen Mütze ragte die hohe und breite Stirn des Partheigängers empor, und daran schloß sich die kühne, römische Nase. Die Augen besaßen ein tiefes, unerschöpfliches Feuer, ein dunkler, kurzer Schnurrbart und krauser Bart zierten die untern Theile des Gesichtes. In der Rechten führte der Partheigänger eine mächtige Lanze, die er jedoch bei seinem Kommen in das lange Gras geschleudert hatte.

Baba Noak zählte wohl fünf und dreißig Jahre, aber seine Gestalt und seine Züge waren frisch und elastisch, gleich der jugendlichen Kraft und Anmuth der Zwillingsbrüder.

Als die Begrüßungen zu Ende waren, fiel Noaks dunkles, forschendes Auge auf Joana, welche hoch aufgerichtet dastand und mit ruhigem Auge den Partheigänger betrachtete.

Das Gesicht der Walachen strahlte von einem offenen Ausdruck der Freude, als er des Mädchens ansichtig wurde.

„Joana!“ rief er, und die Freude machte die Laute seiner starken Stimme weich und harmonisch.

Die Zwillingsbrüder traten mit stolzer Bewegung näher, während Noak die Hand des Mädchens ergriff, welche ihm folgsam überlassen wurde, aber den Druck des Partheigängers nicht erwiederte.

„Wie du schön bist!“ rief der Partheigänger mit offener, naiver Bewunderung. „Deine Schönheit ist glänzender als jene der goldenen Sterne! Du bist wie eine Blume im Schatten dieser Wälder. Baba Noak mag gerne vor dir stehen, und dich bewundern, und dir sagen, daß er dich liebt, und daß du seine Frau sollst werden!“

Die raschen Geständnisse des Partheigängers waren seines Volksstammes wie seines kühnen Wesens würdig. Der verwegene Räuber, dessen Blick sechstausend wilde Kämpfer leitete, konnte nur in dieser offen-bewundernden, stolzen und befehlenden Weise mit einem unbedeutenden Mädchen sprechen. Denn ungeachtet dessen war es doch eine bewunderungs-

würdige Herablassung, eine Gnade, daß der fürstlich geehrte Partheigänger Joana zu seiner Frau machen wollte.

Das ernsthafte Mädchen zuckte unmerklich die Lippen und wieder mit jenem heimlichen Ausdruck des Hohnes. Dann beugte es demüthig grüßend das Haupt und legte die rechte Hand auf die Brust.

Der Partheigänger fuhr fort mit blitzenden Augen:

„Ich will dich über die grünen Berge führen, und die flinken Pferde meiner Gesellen sollen dich tragen bis in die lieblichen Ebenen an der Donau, wo die einsamen Kaluger (Einsiedler) wohnen, und die Schiffe der Türken bange vor Michaels großen Thaten, an das Gestade zu kommen nicht wagen. Ich will in die Hütte unseres Glückes die Schätze schütten, welche ich auf meinen Zügen gewonnen. Und Baba Noak's Frau wird geehrt sein, gleich den Frauen der reichen Bojaren zu Bukurest!“

Der Abenteurer zog aus seinem Gürtel ein prachtvolles, schweres Armband heraus und legte es um Joana's Arm.

„Bis Noak dich abholt, du schöne Blume, trage dies Band und daran erkenne Jedermann Baba Noak's Braut!“

Die Zwillingsbrüder brachen in einen Ruf des Entzückens und des Triumphes aus. Aber Joana

war sehr blaß geworden und blickte das Armband mit wenig freudigen Augen an.

Dann küßte Noak die Stirne seiner Braut und um den Werth seiner Gabe fühlbar zu machen, sagte er:

„Dies Kleinod zogen wir einer ungarischen Gräfin ab, welche gegen Ofen fliehen wollte. Wir stürzten ihre Begleiter in die Abgründe der Karpaten, und meine Gesellen behielten die schöne Gräfin bei sich für die Freuden der Nächte auf den Karpaten.“

Der Abenteurer schlug ein rohes Gelächter auf, welches von seinen Genossen erwidert wurde. Joana blieb ruhig und gefaßt, ließ das Kleinod auf ihrem Arme und setzte sich dann demüthig einige Schritte weit von dem Feuer nieder, da Noak sich zu den Walachen wandte und mit gebieterisch freundlichem Wesen die Fortsetzung des frugalen Mahles forderte.

Sogleich zischten die besten Fleischstücke auf glühenden Kohlen, und dann ließ sich Noak sammt seinen Genossen an dem Feuer nieder. Spione und Mitkämpfer Noak's beschäftigten sich mit durchaus nicht fleischlosen Knochen des geschlachteten Ebers, welche die Walachen vorsorglich für die Lieblinge des Freibeuters aufgehoben hatten.

Die kräftige Mahlzeit war bald zu Ende, und nun wurden gefüllte Schläuche von Ziegenleder aus den kühlen Gebüschen hervorgeholt und in der Stunde

an die Krieger ausgetheilt. Die Schläuche aber waren mit den süßen, kräftigen Weinen der niedrigen Walachei angefüllt.

Baba Noak hob einen halbgeleerten Schlauch empor und rief mit triumphirendem Wesen:

„Auf Michaels Ruhm und das Gedeihen unserer Absichten! Die nächste Nacht wird den großen Woiwoden von dem Pfaffenfürsten befreien!"

Der Freibeuter setzte den Schlauch an die Lippen und leerte ihn mit einem einzigen Zuge.

Joana hatte bei den letzten Worten Noak's etwas ungestüm mit halbem Leibe sich erhoben, doch rasch sich fassend, sank sie wieder zurück, eh' die jubelnden Krieger diese Bewegung bemerkt hatten. Doch zitterte das Mädchen am ganzen Körper und betrachtete mit ängstlicher, heimlicher Forschung die Züge der Walachen.

Athanasie zeigte verstohlen hinter sich auf seine Schwester, indem er dem Abenteurer mit unterdrückter Stimme zuflüsterte:

„Sie weiß von nichts"

Noak warf einen wilden Blick auf das Mädchen.

„Meine Frau muß um mein Beginnen wissen," sagte der Schnapphahn leise. „Ich will nicht den Mantel des Geheimnisses vor den Augen meiner Frau tragen."

Das Mädchen erhob sich und verschwand unter

den Ruinen, was von den Männern mit billigendem Kopfnicken bemerkt wurde.

Es war Mitternacht geworden. Baba Noak blickte zu den Sternen empor und sagte:

„Bis die Helfer kommen, singe deine Lieder, Irinye."

Die Walachen murmelten beifällig und streckten sich gemächlicher in dem weichen Grase aus. Irinye rückte auf den Wink des Partheigängers näher und erhob dann die sanfte Stimme mit weichem, fast melancholischem Ausdruck, wie er den Sängern der Walachen durchaus eigen ist.

Der junge Walache sang ein eigenthümliches verliebtes Volkslied.

Sah vom Berg hinab ins Thal,
Stieg zu Pferde in den Sattel,
Auf den Gaul mit langer Mähne
Vorwärts, vorwärts, starkes Pferdchen,
Daß wir mit der Sonne kommen
In das Dorf der Allerliebsten.
Fräße Erde doch der Gaul,
Daß wir schnell nur hingelangen!
Sättigte er sich an Steinen —
Daß ich sie nur einmal küsse!

Noak neigte das kühne Gesicht und seine dunkeln Augen glänzten voll der Empfindung, welche das naive Lied athmete. Dann änderte Irinye den Ton

seines Gesanges; voll wehmüthigen Ausdrucks tönten die Worte:

— Mutter, zu den Kriegern geh ich,
Bleib' zurück, mein Kleid zu waschen!
Wasche es in deinen Thränen,
Trockne es mit heißem Schein,
Und dann send' es, Mütterchen,
Wo die Kriegerfahne wandelt.
Bin erschossen von der Büchse,
Bin gehauen von den Säbeln,
Bin vom Reitersmann zerstampft.

Der Walache unterbrach sich mit einem Ausruf, da im Gebüsche plötzlich ein Geräusch laut wurde, und gleich darauf ein Mann in ungarischer Tracht auf den Platz trat.

Dieser Mann hatte ein finsteres, bleiches Gesicht, kleine funkelnde Augen, seine nicht hohe Figur war überdieß demüthig gebückt. Er war bloß mit einem krummen Säbel bewaffnet, und blieb, sobald er die Walachen bemerkt hatte, mit forschenden Blicken stehen.

Die Walachen waren aufgesprungen, aber Noak winkte mit der Hand, sie möchten sich beruhigen und näherte sich dem Ankömmling mit den Worten:

„Es ist Bátori's Diener — Blasius Derdögh."

Der Mann, welcher den schauerlichen Namen

Derdögh (der Teufel) führte, verbeugte sich tief, als der riesige Freibeuter auf ihn zutrat, und verharrte einige Sekunden in der demüthigsten Stellung von der Welt. — —

III.

Joana und ihre Liebe.

Ein Tag nach jener Zusammenkunft der Walachen war vergangen und ein nebeliger Herbstabend schauerte auf Mühlenbachs flache Gefilde nieder.

In diesen Gefilden befanden sich die zerstreuten Lager-Wohnungen des Bátorischen Heeres, meist strohgedeckte, hölzerne Hütten. Die Offiziere der Armee lagen in Mühlenbach, in Weißenburg und zum Theil in den umliegenden Ortschaften.

Südwärts von dem Städtchen hart an zerstreute weitläufige Meiereien und Gärten stoßend, befand sich damals und befindet sich heute noch, aber gewaltig verkleinert — ein Erlenwald, zwischen dessen Stämmen der wilde Bach, welcher das Thal von Szaßcsor bewässert, durchrauschte.

Dies Erlenwäldchen, welches heutzutage von Mühlenkanälen durchschnitten wird, war damals eine

Art Halbinsel, da an der westlichen Seite der wilde, breite Bach hinrauschte, östlich und nördlich aber gefährliche Sümpfe mit wankendem Geröhricht bewachsen und von scheuem Wassergeflügel bewohnt sich ausbreiteten. Blos südlich hing diese Halbinsel mit den Meiereien der Stadt zusammen.

Diese Halbinsel, deren Form durch die Gewalt des Baches jezt mannigfach verändert ist, und längs der Ufer desselben weithin sich hinzieht, wird noch heut zu Tage von den Walachen Zevog genannt.

Inmitten dieser Halbinsel war ein ziemlich hohes, hölzernes Wohngebäude errichtet worden, und um dasselbe herum lagen kleine, ärmliche Hütten von gemeinem Kriegsvolk bewohnt. Vor dem größern Gebäude aber schritten martialische, über und über bewaffnete, wachehaltende Gestalten auf und ab, alle, Truppenarten jener Zeit repräsentirend, grimmige gewandte Hajdonen, plumpe Dragoner, schnurrbärtige, flinke Husaren und Schnapphähne jeder Gattung, ein gefährliches, marodirendes Gesindel, welches bei blutiger Gefahr auszureißen pflegte, aber des Landmanns Haus und Weib desto eifriger bestahl.

In dem größern Gebäude wohnte Kaspar Kornis, der Oberfeldherr der bunten Armee. In diesem Gebäude pflegte auch Fürst Andreas Bátori mit seinem unzertrennlichen Begleiter Kardinal Ma-

laßina oft lange Nächte in heimlichen Berathungen hinzubringen.

Südwärts von diesem Gebäude, nachdem man eine kleine Viertelstunde sich zwischen dichtem Erlenwald durchgedrängt hatte, erreichte man den äußersten Posten dieser wichtigen Lagerabtheilung, wo eine Anzahl treuer Hajduken, zum Theil aus Sigmund Bátori's aufgelöster „blauer Leibwache" bestehend, Wache hielt.

Der Posten befand sich an jenen von keiner Seite den Zugang gestattenden Sümpfen. An diesem Punkte aber waren Steinhaufen und halbverfaulte Balken in die Sümpfe eingerammelt und so ein gefährlicher Uebergang durch die grundlosen Sümpfe möglich gemacht worden.

An dem erwähnten Abend saßen ein Halbdutzend Hajduken an einem mannshohen Feuer, und schützten sich durch die wärmenden Flammen und die gefüllten Lederschläuche vor den dickeln Nebeln des Herbstabends.

Die Sonne war eben gesunken, als ein hoher, junger Ungar, vom Hauptgebäude kommend, durch die Erlengebüsche drang, an den ehrerbietig sich erhebenden Kriegern vorüberging, und den durch die Nacht doppelt unsicher gemachten Pfad durch die Sümpfe einschlug. Anfangs leuchtete die Flamme auf den Pfad des jungen Ungars, und man konnte eine

jugendliche, schlanke, in charakteristische Nationaltracht gehüllte Gestalt, einen krummen, prächtigen Säbel und einen hohen Kalpak entdecken. Aber bald darauf verschwand die ansprechende Kriegergestalt.

Wir aber finden uns bewogen, dem jungen Ungar, trotz der Unsicherheit des Pfades, zu folgen.

Die Sümpfe waren an der Stelle, wo man die rohe Brücke gebaut hatte, minder breit, daher der sichere Schritt des Ungars bald wieder trockenen Boden erreicht hatte. Doch setzte sich das Erlenwäldchen noch immer fort, daher der Ungar mit mächtiger aber wie es schien, äußerst vorsichtiger und jedes Geräusch vermeidender Anstrengung immer fort durch das Gebüsch drang, und dabei die Richtung nach Westen einhielt.

In dieser Richtung mußte der junge Ungar nothwendig in kurzer Zeit die Ufer des Baches erreichen.

Nach einer Anstrengung von mehreren Minuten sah er die schäumenden von zahlreichen Steinen gehemmten Wellen des Baches vor sich. Die Flut des Wassers spiegelte einen matten Glanz zurück, daher die Stelle, wo der Ungar jetzt stand, in hellerer Beleuchtung sich befand, als die inneren Räume des Erlenwäldchens.

Der Ungar athmete tief auf und blickte um sich. Dann rief er mit leiser Stimme das walachische Wort: Joana!"

Ein leichtes Geräusch im Gebüsche wurde vernommen, dann hob sich eine Gestalt aus den Nebeln der Nacht und kam im raschen Schritt auf den Ungar.

„Joana! lieblicher einziger Stern dieser Nacht!" rief der Ungar mit zärtlich beklommener Stimme und in den melodischen Tönen der Romunensprache.

Das Mädchen stieß einen leisen Ruf aus, und warf sich mit glühender Leidenschaftlichkeit in die Arme des Ungars.

„Imre! Imre!" stammelte die junge Walachin, und schlang ängstlich wie es schien, aber von mächtiger Glut durchzückt die Arme um den Nacken des Ungars.

Der junge Mann bebte fast ob der siegenden, rasch auch ihm sich mittheilenden Gewalt der Leidenschaft. Er drückte das Mädchen fest an sich und bedeckte sie mit Küssen, Liebkosungen und feurigen Schmeicheleien.

Plötzlich bemerkte er mit Erstaunen, daß die junge Walachin bitterlich weinte. Er hörte sie an seiner Brust schluchzen, und während er ihre Lippen küßte, fühlte er die warme Spur von Thränen auf ihrer Wange.

„Joana!" flüsterte er bestürzt, „was ist das?"

Das Mädchen rief mit erstickter Stimme in hastigen Tönen:

„Imre — Baba Noak befiehlt, ich soll seine Frau werden.“

„Teremtette!“ rief der Ungar in blitzschnell auflodernder Leidenschaft; „wer wagte es Joana den Armen Emrich Mike's zu entreißen? In die Hölle mit dem höllischen Räuber, welchen du nanntest!“

Und nur die enge Umarmung des Mädchens hinderte den jungen Mann den Säbel zu entblößen.

„Das ist noch nicht Alles,“ schluchzte die junge Walachin; „in dieser Nacht — wird Noak —“

„Nun — in dieser Nacht?“ — wiederholte der Ungar mit bebender Erwartung.

„Ach, ein großes Unglück wird geschehen! Sie haben mich in den Trümmern der alten Burg während des ganzen Tages bewacht, — ich konnte dir's nicht früher melden — — Baba Noak mit vielen Andern als Hajduken und Husaren verkleidet sind in das Lager geschlichen, und wollen heute Nacht durch plötzlichen Ueberfall den Fürsten Andreas rauben und über la Tuich forttragen.“

Der Ungar riß sich mit einem Schrei der Ueberraschung und Wuth los.

„Ist das Alles wahr?“ murmelte er mit erstickter Wuth und der rasselnd herausgerissene Stahl funkelte in seiner Hand.

„So wahr, als daß Noak mich zu seiner Frau

machen will!" schluchzte das Mädchen, dessen Arme trostlos niederbingen.

„Die Hölle soll ihn verschlingen für den einen wie für d n andern Entschluß! Aber ich eile fort, die Unthat zu verhindern."

„Imre!" rief das Mädchen klagend, als der Ungar fortstürzen wollte.

Der junge Mann blieb stehen und kehrte dann langsam zu dem Mädchen zurück.

„Joana!" sagte er leise und zärtlich, denn er war dem Zauber dieser frischen und leidenschaftlichen Natur unterthan, obwohl ihn die Angst, einen geliebten Fürsten zu verlieren wegdrängte.

Dann küßte er die Stirn des Mädchens und sagte:

„Kehre zurück, damit deine Brüder keinen Verdacht schöpfen ob deinem Ausbleiben. Sei muthig und hoffe auf Erlösung durch Miko's Arm. Nie wird Joana die Frau des wilden Räubers."

Der Ungar that einen Schritt zur Seite, dann schlug er plötzlich mit der Hand an die Stirne und flüsterte:

„Wer bezahlt Baba Noak für diesen Streich? Haben wir nicht Frieden mit dem wilden Woiwoden?"

„Ach, Imre, es ist alles Trug. Baba Noak will den Fürsten rauben für den großen Michael, und dann wollen alle sammt in Siebenbürgen einfallen!"

Der Ungar murmelte einen schweren Fluch und dann war er im Gebüsche verschwunden. Joana aber eilte den Bach aufwärts und hielt sich fort und fort am Gestade desselben, denn so erreichte sie das Thal von Szászcsor auf dem kürzesten und natürlichsten Pfade.

Der junge Ungar war kaum einige Schritte durch das dunkle Gebüsch gedrungen als er stehen blieb und in tiefes Sinnen versank. Doch fuhr er bald wieder empor und suchte nun durch verdoppelte Anstrengung die verlorene Zeit wieder einzubringen. Bald erreichte er die Sümpfe, und nun schlich er vorsichtig und geräuschlos auf der unsichern Brücke vorwärts, bis er, selbst ungesehen, das einsame Wachfeuer sammt den wachehaltenden Hajduken im Auge hatte.

Bei diesem Anblicke unterdrückte der Ungar nur mühsam eine neue Verwünschung. Was er vermuthet hatte, sah er bereits geschehen.

Die Armee des Fürsten bestand großentheils aus gezwungenen, oft unbesoldeten Landstreifern, und die buntscheckige Zusammensetzung der Haufen, so wie die geringe militärische Zucht jener Zeiten waren Ursache, daß des müssigen Kriegsgesindels neu geworbene Husaren frei und zuchtlos im Lager herumstrichen, und daß demnach den Unteroffizieren ihre Untergebenen in den meisten Fällen unbekannt waren. Solche Unordnung begünstigte den Verrath, und in Haj-

duken= oder Husarenuniform konnten sich die schlimmsten Feinde in das fürstliche Lager und Heer einschleichen. Eine geringe Anzahl Verräther, welche sich auf diese Weise hereingestohlen, konnten dann Hunderte und Hunderte zur Abtrünnigkeit und schändlichem Verrathe verleiten.

Als Miko die am Feuer sitzenden Hajduken betrachtete, wurde ihm klar, daß der verwegene Schnapphahn der Karpathen sich bereits in das Lager eingeschlichen habe.

Er erblickte die riesige und aller Orten wohlbekannte Gestalt Baba Noak's, welche scheinbar müssig, aber dennoch mit forschenden Augen die Umgebung betrachtend, am Feuer hockte. Der Freibeuter hatte die malerische Nationaltracht abgelegt, und prangte dafür im funkelnden Husarenwamms.

Um Baba Noak herum gewahrte der Ungar durchaus unbekannte Gesichter, höchstens zwei oder drei bekannte Hajduken, welche aber mit den schlauen Eindringlingen im besten Einvernehmen zu stehen schienen.

Einige Schritte aufwärts gegen das Wohngebäude des Oberfeldherrn zu war ein zweites Feuer angefacht worden, und Miko gewahrte mit Grimm, daß um dasselbe wohl zwei Dutzend fremde Krieger lagerten, welche übermüthig genug nicht einmal eine sorgfältige Verkleidung gewählt hatten, sondern in

sonderbaren und lächerlichen Contrasten das ungarische Husarenwams und die grobe walachische Hose, oder den kurzen braunen Mantel der Walachen, Zundra genannt, und den bespornten Stiefel des Hajduken vereinigten.

Sobald Miko den Ueberblick alles dessen gewonnen, sah er die Unmöglichkeit ein, von dieser Seite die Wohnung Kaspar Kornis zu erreichen, um den sorglosen Feldherrn und den verrathenen Fürsten zu warnen. Denn ohne Zweifel ließen ihn die Verräther nicht vorüber, sondern setzten ihn gefangen oder ermordeten ihn, damit der nächtliche Streich nicht im Beginnen verrathen werde.

Da die Sümpfe von keiner andern Seite zugänglich, so schien der ungewarnte Fürst rettungslos verloren.

Einige Augenblicke stand Miko gemartert von Angst und Wuth da.

Dann schien ihn ein glücklicher Gedanke zu erleuchten. Er faßte seinen Säbel, bückte seine Gestalt tief nieder, und zog sich geräuschlos und unbemerkt als früher zurück. Bald betrat er wieder trockenen Boden und drang sodann durch die Gebüsche mit heftiger Anstrengung vor. Als er die Stelle erreichte, wo Joana ihn auf Baba Noak's Streich aufmerksam gemacht hatte, trat er vorsichtig in das Gewässer, welches ihm zwar hie und da bis zur Brust reichte,

meistentheils aber breiter als tiefer über eckige, zahlreiche Kiesel hinströmte.

Der Ungar folgte dem Zuge der Wellen abwärts, wobei er sich vorsichtig und um unbemerkt zu bleiben an die Uferbüsche drückte. Das Getöse der Wellen über alle die Kiesel machte den Schritt des Ungars unhörbar. Die Nacht und die Gebüsche verbargen seine Gestalt gänzlich.

Wenn Miko auf diese Weise fortschritt und endlich rechts das Gestade betrat, so mußte er die Wohnung des Oberfeldherrn, welche inmitten der Halbinsel lag, sicher und unbemerkt erreichen.

Der Ungar mochte eine halbe Viertelstunde abwärts gegangen sein, als ihm ein heftiges, anhaltendes Rauschen des Baches unterhalb der Stelle, wo er stand, auffiel. Er horchte, und glaubte zu vernehmen, wie sich schwere Körper langsam durch die Wellen drängten.

Der Ungar stieg an das Gestade, legte sich platt nieder und kroch unter dem Gebüsche vorwärts. Plötzlich hielt er inne, erstickte einen Ausruf, indem er das Angesicht in die langen Gräser drückte.

Er überschaute eine beträchtliche Strecke des Baches, welche von einer großen Anzahl Walachen, die einer nach dem andern gingen, durchschritten wurde, daher der Bach sich geräuschvoll an den Gestalten der Durchgehenden brach.

Der Ungar sah seine List gescheitert. Die schlauen Walachen, deren wohl zweihundert waren, unternahmen von dieser Seite aus den nächtlichen Ueberfall, wohl wissend, daß die Wohnung des Oberfeldherrn eine Viertelstunde vom Ufer des Baches enfernt lag.

Die Walachen gingen vollkommen stumm durch den Bach, und, einer früheren Verabredung zu Folge verloren sie sich einer nach dem andern und absichtlich zerstreut in dem Gebüsche, bis die Ufer des Baches so einsam und lautlos als früher waren.

Mile lag schwerathmend noch immer unter dem Gebüsche, und überdachte die Vergeblichkeit seiner List. Er gestand sich schaudernd, Andreas Bátori sei verloren, denn bis man die zerstreuten Heeresabtheilungen aus den Gefilden von Mühlenbach zusammenholte, konnte Baba mit seiner Beute längst die Berge von Szászsebes erreicht haben, und dann war alle Verfolgung durch die unwegsamen, unbekannten Wälder nutzlos.

Das dumpfe, traurige Sinnen des jungen Ungars wurde unterbrochen durch ein neues Geräusch, welches sich den Bach herauf wälzte. Bald darauf kam eine hohe Gestalt heftig arbeitend gegen die Gewalt des Baches herauf, und hielt einen blanken Säbel in der Rechten.

Mile erkannte den Ankömmling, aber besorgend, derselbe möchte bei weiterem Vorrücken von den im

Gebüsch vielleicht versteckten Walachen gesehen werden, kroch er rasch unter den Gebüschen abwärts, trat dann an das Ufer und rief, eben als der Andere hinter den Gebüschen hervor die offene Stelle betreten wollte, wo die Walachen durchgegangen waren, mit gedämpfter Stimme:

„Peter Hussár!"

Der andere hielt überrascht inne und faßte seinen Säbel fester an. Aber als Miko in ungarischer Sprache fortfuhr: „Ich bin Emrich Miko!" — steuerte der Andere dem Ufer zu, wo er heftig und unerschöpft athmend ausstieg, dann mit wenig gezügelter, von Natur starker Stimme ausrief:

„Teremtette! Imre — du hier?"

„Still!" gebot der junge Ungar, „im Gebüsche liegen Feinde."

„Ha — also, wie ich vermuthete!" murmelte der Andere ergrimmt.

„Was? du vermuthest? — Warum schiebst du deinen ungeheuern Leib in so unfreundlicher Nacht durch das Gewässer?"

„Warum?" brummte der alte, wachsame Edelmann. „Du sollst es hören! Ich ging eben von Kaspar Kornis fort, wo uns der schwachmüthige Andreas eine Predigt über Fluchen und Trinken gehalten hatte, und weil ich das Letztere eben zu viel gethan, wollte ich am Bache ein Stündchen umher-

wandeln, die lästige Hitze im Nebel abzukühlen. Verdammt sei, wer's gethan — aber unsere Schildwache da drunten fand ich durch den sichersten und kräftigsten Lanzenstich getödtet, der je von kundiger Hand beigebracht wurde."

Miko ließ den alten Edelmann nicht weiter reden, sondern erzählte ihm rasch von dem beabsichtigten Streich Noak's, und wie er Vermuthung habe, daß die Walachen vor ihrem Uebergange die Schildwache niedergestoßen hätten.

„Warum nicht gar!" murmelte der alte Krieger grämlich. „Die Schildwache hätte Keinen an sich kommen lassen, der den Weg über den Bach suchte, denn der graue Pál hatte Augen, wie ein Geier. Er ist von hinten durch einen schändlichen Verräther ermordet worden, und der Verräther muß in unserm eigenen Lager herumschleichen."

„Das ist eine böse Nachricht!" versetzte Miko von dieser Vermuthung Huszár's niedergedrückt. „Wir haben aber nicht länger Zeit davon zu schwatzen, wenn wir den Fürsten retten wollen. Suche du die Wohnung des Oberfeldherrn zu erreichen, sammle die Wenigen, die uns treu geblieben, und mit diesen Tapfern müßt ihr, Du und Kornis den Rückzug des Fürsten nach der Stadt decken. Ich aber renne ins Thal hinab, bringe unsere Truppen in Allarm und

jage herbei euch zu unterstützen und den wilden Walachen abzutreiben."

Der alte Edelmann fand den Plan gut und machte sich sogleich auf die wohlbekannten Pfade durch das Gebüsch nach der Wohnung des Oberfeldherrn zu eilen und wo möglich vor der Ankunft der Walachen den Fürsten zu warnen.

Miko kroch noch eine Weile unter dem Gebüsche fort, dann raffte er sich auf und flog in voller Hast zwischen den Meiereien der Stadt zu, damit er die einzelnen Heeresabtheilungen zur Rettung des Fürsten allarmire.

IV.

Kardinal und Fürst.

In dem hölzernen Gebäude, welches Kaspar Kornis bewohnte, waren in dieser Nacht drei Männer versammelt, deren zwei wenigstens die Krone Siebenbürgens trugen und stützten. Der Eine war der sanfte Bischof, Kardinal und Fürst Andreas Bátori, der Andere Kaspar Kornis, ein edler, wohlmeinender, wenn auch nicht hochbegabter Ungar, der Oberfeldherr der Armee. Als Dritter befand sich in dem Gemache der Kardinal Malaßina, der fromme, aber

nichts destoweniger verschlagene Italiener und päbstliche Nuntius.

Andreas Bátori war durch Ehrgeiz und Ueberredung zur Uebernahme einer wankenden, von tausend Gefahren umlagerten Krone bewogen worden, aber deutlich prägte sich in des neuen Fürsten ganzem Wesen und Handeln eine ängstliche, für die Tiara wohl, aber nicht für die Stürme einer barbarischen Zeit geschaffene Natur aus.

Der Fürst hatte ein Alter von achtundzwanzig Jahren. Er legte selten die geistliche Kleidung ab. Seine Mienen sprühten nicht den Troß, die Kraft und die verwegene Herrschsucht, welche die meisten Fürsten des Bátori'schen Hauses auszeichnete. Und dennoch brachte dieser sanfte Priester so schweres und schwereres Unglück über Siebenbürgen als der unbeständige Sigmund, und der blutige Tyrann Gabriel — der letzte Bátori.

Kaspar Kornis war ein ältlicher, besonnener Edelmann, ein treuer Diener des Bátorischen Hauses; doch das militärische Heil Siebenbürgens war zwar einem kräftigen, aber durchaus nicht hochbegabten Geiste anvertraut.

Diese drei Personen, welche einige mit schönen Teppichen bedeckte Sitze einnahmen, besprachen sich im Gebäude des Oberfeldherrn, während ein kühner

Abenteurer schleichend und heimlich um die Verrathenen seine verwegenen Untergebenen aufstellte.

Die Züge des Fürsten drückten diesmal noch mehr Zweifel und Bangen aus als gewöhnlich, denn Kornis, welcher eben eingetreten war, berichtete mit einiger Bestürzung, der Magistrat von Kronstadt habe einen Boten herbeigesandt, welcher nichts Geringeres melde, als daß der wilde Michael mit Kriegesvolk und Geschützen zum Bodzauer Paß hereinziehe, die Stadt Kronstadt aber ihre Thore dem Walachen nicht öffnen wolle.

„Es kann nicht anders sein," schloß Kornis seinen Bericht, „der tückische Walache hat uns verrathen und denkt Siebenbürgen für sich selbst zu erobern. Die Walachen unserer Heimat heißt es, fallen ihm überall zu, und er hat ein Manifest an die Szekler erlassen, worin er den alten Haß dieser Nation gegen die Bátori'sche Familie aufzustacheln sucht, und alle wahrhaften Männer auffordert, sich Michaels Fahnen anzuschließen. Kosaken, Polen, Moldauer und sogar Tataren sollen in seinem Heere sich finden. Man schätzt, meinte der Bote, die Macht des Woiwoden auf fünfundzwanzigtausend Mann, und mehr als zwanzig Geschütze."

„Heilige Jungfrau!" rief der Fürst entsetzt, indem er die Hände zusammenschug. „So hätte der

Walache uns betrogen und Verrath beabsichtigt, da er uns um Gemeine und Offiziere ersuchte?"

„Nicht anders," versetzte Kardinal Malaßina niedergeschlagen. „Der griechisch getaufte Walache hat Ew. Hoheit gut katholische Eminenz betrogen."

„Und unsere Armee beträgt blos einige Tausende zügellose Knechte!" setzte Kornis achselzuckend hinzu.

Bei diesem Augenblicke erschien die erhitzte, schwer athmende Gestalt Peter Hußár's in der Thüre Er riß dieselbe heftig hinter sich zu und stürzte mit verstörten Mienen vorwärts. Aber gleich darauf wurde die Pforte wieder heftig geöffnet und zwei Walachen, die blanken Säbel in der Rechten, blickten mit wuthsprühenden Augen herein, stießen ein wildes Geheul aus als sie ihr lange verfolgtes Opfer — Peter Hußár, welcher ihnen kaum entgangen — gewahrten.

Aber ehe die Beiden hereingestürzt, gewann Kornis vollkommen Ueberblick über die Lage der Sachen, riß seinen Stahl heraus und eilte mit dem Ausruf: „Vorwärts, Hußár! zur Thüre."

Ehe sich die Walachen gefaßt hatten, lag der Eine bereits schwer verwundet auf der Erde, und der Andere wich bestürzt zurück. Diesen Moment benutzte Kornis, riß die Thüre an sich, verriegelte sie und rief dann stürmisch:

„Hieher, Hußár, laß uns den Fürsten vertheidigen und dann erzähle, was der Vorfall zu bedeuten hatte."

Der alte Edelmann stellte sich mit dem blanken Säbel neben Kornis, aber der Athem versagte ihm noch immer zu sprechen.

Der Kardinal Malaßina hatte blos die Farbe gewechselt, Andreas Bátori aber war aufgesprungen und blickte seinen Feldherrn mit verwirrten Augen an.

„Zum Teufel!“ sagte der Ungar, indem er seinen keuchenden Nachbar betrachtete, „sonst pflegte der Alte vor zwei Kämpfern nicht zu fliehen. Diesmal vergaß er des Säbels und riß aus. Erklärt mir das, Peter.“

„Seid ihr besoffen — stammelte der noch immer athemlose alte Edelmann, daß ihr — mich — feige haltet? Ich lief herbei — den Fürsten zu warnen. Sonst hätte ich den Schelmen — wohl Stand gehalten.“

„Den Fürsten zu warnen?“ rief Kornis mit Malaßina zugleich aus.

Ein wildes Geheul erschütterte plötzlich die Luft rings um das Gebäude.

„Verrath!“ schrie Kornis. „Ihr, Peter, flieht augenblicklich mit dem Fürsten gegen die Stadt zu und deckt den Rückzug. Ich halte unterdessen die Verräther von dieser Thüre ab. Aber zum Teufel, wo bleiben die Leibwächter des Fürsten?“

„Ihr hört, Kaspar,“ versetzte Hussár wüthend, „daß die verdammten Walachen um das ganze Ge-

bäude herum versammelt sind, und daß es also mit dem Rückzug des Fürsten nichts ist. Baba Noak ist unter ihnen — und hat Befehl von dem wilden Michael: unsern Fürsten diese Nacht heimlich zu rauben und über die Karpathen zu tragen."

„Baba Noak!" murmelte der Kardinal und Kornis erstarrt.

In den Zügen Andreas Bátori's blitzte etwas von dem uralten Muth seines Geschlechtes auf.

„Wenn dem also ist," sagte der Fürst mit allmählich fest werdender Stimme, „so gebt mir ein Schwert, und laßt uns diesen Streich den Verräthern theuer bezahlen."

Ein wilder aber kurzer Kampf wurde in der Nähe des Gebäudes laut. Dann nach verstorbenem Waffengeklirr kam der Lärm der Schritte und Stimmen dem Gebäude rasch näher.

„Das sind die wenigen Treuen, welche den Walachen eben unterliegen," sagte Hussár mit heimlichem Schaudern.

„Verriegelt die Thüre, welche nach der Stadt führt!" gebot Kornis dem alten Edelmann, indem er selbst eine plumpe Kommode von Eichenholz umstürzte, daß sie vor der Thüre hinfiel und dieselbe verrammelte.

Hussár eilte durch zwei anstoßende Gemächer, verriegelte rasch die äußerste Thüre, dann die nächste, und endlich als er in das Hauptgemach zurückgekehrt

war, die letzte Thüre, indem er dieselbe mit den umgekehrten hölzernen Bettstätten des Gemaches verbarrikadirte.

„Wie ich euch sage," berichtete der alte Edelmann hastig, „Emrich Miko sagte mir, er habe Kunde erhalten, Baba Noak, welcher sich mit Mehreren seiner Gesellen ins Lager geschlichen, wolle heute Nacht den Fürsten auf und davon tragen. Ein paar hundert verwegene Räuber kamen heimlich über den Bach herüber, nachdem unsere Wache — es war der graue Pál — von Verrätherhand meuchlings ermordet worden. Unzählige Schelme haben sich auch als Hajduken verkleidet in unser Lager geschlichen und eine große Anzahl der Unsrigen abtrünnig gemacht. Baba Noak muß unter diesen sich befinden."

„Horch!" rief der Kardinal Malaßina aus, welcher schreckensvoll den Tönen horchte, die außerhalb des Gebäudes die Luft zerrissen.

„Sie werden Anstalt machen, das Gebäude zu stürmen," fuhr Peter Hussár mit geflügelter Zunge fort. „Gelingt es uns, das Gebäude eine halbe Stunde zu vertheidigen, so erlöst uns Emrich, welcher in das Lager rannte, die schlafenden Kriegsknechte aufzubieten."

„Ha, Emrich Miko!" rief der Fürst und ein Ausdruck der Hoffnung und der Liebe leuchtete über sein Antlitz hin.

„So laßt uns hoffen," sprach der Oberfeldherr ruhig. „Emrich ist flink und treu. Diese Thüre aber wollen wir mit unserm Leben vertheidigen."

Mächtige Erlenstämme, durch starke Hände entwurzelt, wurden plötzlich wider das Gebäude gerannt und zwar auf den beiden Seiten, wo sich die Thüren befanden. Die Wirkung war entsetzlich, denn nicht nur krachte das leichtgebaute Haus in allen Fugen, sondern die Pforten auch wichen und splitterten an mehreren Punkten.

Die größte Gefahr war bei der Hauptpforte, der nämlichen, durch welche Hussár hereingerannt. Denn um auf der entgegengesetzten Seite einzudringen mußten erst drei Thüren durchbrochen werden, bei der Hauptpforte aber waren eine leichtumgestürzte Barrikade, und die beiden Ungarn Kornis und Hussár allein zum Schutze des Fürsten da.

Es war demnach deutlich zu vernehmen, wie die Walachen die Hauptkraft ihres Sturmes gegen die Eingangspforte richteten. Eine Viertelstunde kaum war vergangen, da splitterte die Pforte und die schwere Eichenkommode wurde durch raschen Druck weit zurück in das Gemach geschoben.

In diesem gefährlichsten Augenblicke löschte Kornis rasch die Lampe des Gemaches aus, und sogleich machte die tiefste Dunkelheit alle darin Anwesenden unsichtbar. Während nun der Fürst und Malaszina

hart an die Wände traten, stellten sich Kornis und Hussár zu beiden Seiten der Thüre auf und bereiteten sich, jeden Eindringling unverzüglich niederzuschlagen.

Die Walachen waren offenbar in Erstaunen versetzt durch die plötzliche Dunkelheit des Gemaches. Sie zögerten einzudringen, da sie einen gefährlichen Hinterhalt fürchteten.

Ein paar Minuten standen die Angreifer flüsternd still — und während dieser Minuten war die größte Gefahr für den Fürsten da. Aber es dauerte nur ein paar Minuten — dann war die ganze Gefahr vorüber.

Baba Noak's Stimme war die erste, welche in rauhen zornigen Lauten über die Walachen hinrief:

„Wir haben die drunten im Thale erweckt. Husaren jagen herauf. — Fort den unzeitigen Helfern entgegen!“

Dann trappelten die Rosse und die Waffen schlugen auf einander. Es war nur ein kleiner Keil von Reitern unter Miko's wilder, verzweiflungsvoller Anführung, aber arbeitete sich mächtig zwischen den fluchenden, weichenden Walachen hindurch bis vor die offene Pforte, wo Hussár's gewaltiger Ruf den jungen Edelmann grüßte.

Dann rasselten deutsche Dragoner aus den nächtlichen Gefilden herbei, wüthende, treue Hajdonen

kamen mit geladenen Karabinern durch die Erlenge-
büsche, und drüben von den Zinnen des Städtchens
allarmirten schneidende Trompetertöne das verschla-
fene Lager.

Die Walachen stoben auseinander. Sie verloren
nur wenige Leute. Da der Streich nun mißlungen,
gab sich Noak keinem nutzlosen Kampfe preis. In
echter Freibeuterweise rief er seinen Gesellen das
Signal zum Ausreißen zu, ehe die Uebermacht der
Feinde herangekommen, und Alles schlüpfte von dannen
durch die Erlenbüsche, den Bach entlang, den sichern
Bergen von Szäpeier zu. Es war eine plötzliche,
heimliche, staunenweckende Flucht. Alle die wilden
bewaffneten Gestalten waren plötzlich weggeblasen,
wie flüchtiges Geistergesindel der Nacht, und die her-
ankommenden Dragoner und Hajdonen fragten er-
staunt nach den Feinden.

Scharfe Wachen wurden nun überall ausgestellt.
Dann besorgte Mike Fackeln in dem Gemach des
Oberfeldherrn, und es fiel Licht über die sonderbare,
nächtliche Szene.

Der Fürst Andreas, an Leutseligkeit reicher als
an Muth, drückte seinen Vertheidigern die Hände und
besonders pries er des Lieblings Mike rasches Han-
deln und rücksichtslose Tapferkeit. Der junge Ungar,
dessen schönes, gebräuntes Gesicht und edles stolzes
Wesen im Lichte der Fackeln deutlich ausgenommen

werden konnten, empfing die Lobsprüche des Fürsten mit dem entzückten Enthusiasmus seiner Nation.

„St. Stephan!“ sagte der tapfere Oberfeldherr, welcher auf seinen noch immer entblößten Stahl gestützt, die Gruppe des Fürsten und seines Lieblings betrachtete; „was sollen wir von diesem Ueberfalle denken? So wär's also richtig wahr, daß Michael den schmählichsten Verrath übte? und daß dieser nächtliche Kampf der erste eines neuen, eben zu beginnenden Krieges.“

„Ich bringe euch die Ueberzeugung dessen, mein Feldherr!“ versetzte Miko sich rasch an Kornis wendend. „Die Hermanstädter haben uns eilende Boten gesendet, welche alsbald hier sein werden, der wilde Woiwode habe Burzenland verlassen, sich in das Gebiet von Fogarasch geworfen und gedenke auf Hermanstadt zu ziehen.“

Die Ueberraschung machte für einige Augenblicke den Fürsten wie den Oberfeldherrn stumm. Die Leichtgläubigkeit des Fürsten, sein Wohlwollen und seine Friedensliebe waren auf das Abscheulichste getäuscht worden. Noch wenige Tage und der verrätherische Walache könnte bis Weißenburg dringen und mittelst seiner militärischen Uebermacht das Bátori'sche Geschlecht vom Throne Siebenbürgens verjagen.

Die betrübte und zugleich rathlose Miene des

Fürsten schien den Oberfeldherrn um die Mittel zur Rettung zu fragen.

„Noch Eines blieb uns übrig," sagte der besonnene Edelmann: „die Insurrektion des Adels und die rasche Hülfe der Sachsen, welche wir zudem in der Nähe haben."

Einige Augenblicke später trat erhitzt und von Staub bedeckt ein Amtsdiener des Hermanstädter Magistrates herein, und bestättigte die Ankunft der Walachen auf siebenbürgischem Boden.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

In der nämlichen Stunde und während die Walachen den Bergen Szászcior's zueilten, führte Baba Noak am Ausgang der Sümpfe zwischen Gebüschen versteckt, ein heimliches, kurzes Gespräch mit einem Ungarn von kleiner, demüthig gebückter Figur.

„Daß dich der Teufel holte, der dir den Namen gegeben," flüsterte die wuthbebende, schwerunterdrückte Stimme des Freibeuters; „du hast uns verrathen und die Wache am Ufer nicht ermordet, denn in diesem Falle wäre der schlaue Streich gelungen."

Blasius Derdózb erwiederte sehr demüthig:

„Großer Feldherr, der graue Pál liegt todt am Ufer, und meine beste Lanze steckt in seinem Rückgrat. Ueberzeuge dich selbst von seinem Tode. Ein anderer, schlauer Wächter ist uns zuvorgekommen — aber ich

kann nicht wissen, wer es war. Indessen, großer Noak, ist nicht Alles verloren. Andreas vertraut mir, ich bin sein treuester Diener. Ich gehorche den Befehlen des großen Noak und des edlen Woiwoden."

Der Ungar richtete sich höher empor:

„Und, großer Noak, der Teufel hält seine Versprechungen!" fügte der Verräther hinzu auf seinen eigenen unheimlichen Namen anspielend.

„Gut," versetzte der Freibeuter, welcher wohl bemerkte, daß der Verräther entschlossen war, — „gut, thue, wie ich dir aufgetragen, und Michael wird dich mit Geld überschütten. Treffe mich bei Schellenberg, wo ich zum Heere des großen Woiwoden stoßen werde. Das Wort, welches dich in jedem Falle zu Baba Noak's Zelte führt, ist: Joana."

„Joana!" wiederholte Derdögh und bückte sich tief vor dem scheidenden Freibeuter. Nachdem dieser verschwunden, schlug sich der Diener des Fürsten rechts in die Gebüsche und verschwand in der Richtung, welche nach dem Gebäude des Oberfeldherrn führte.

V.

Erscheinungen.

Baba Noak sammt den Zwillingsbrüdern Joana's und vielen Andern waren längst aus den Ver-

gen von Szászcier gewichen, um sich durch die Thäler und Schluchten der Karpáten bis über Hermanstadt hinaus zu schleichen, wo der Freibeuter sich mit dem wilden Woiwoden vereinigen sollte.

Aber Joana war noch immer in den Ruinen der alten Burg und allnächtlich kletterte auf heimlichen Pfaden ein kühner Jüngling zu ihr empor, welcher bei dem Krähen der Hähne im Dorfe drunten immer wieder schied.

Und eines Morgens band das Mädchen die Sandalen fester um die zierlichen Füße und brach sich einen stützenden Stab aus dem nächsten Gebüsche. Dann stand es lange auf der höchsten Zinne der Ruinen und blickte nach den Gefilden von Mühlbach herüber, über deren nebelnde Fläche die Herbstsonne langsam herauf stieg. Und als die Nebel wichen, da funkelte die Sonne auf den prächtigen Wämsern der Husaren, auf den langen Klingen der Dragoner und den schweren Musketen der Fußknechte. Und das ganze Lager wimmelte wüst durcheinander, bis Zug um Zug von dem Getümmel sich ablöste und in strenger Ordnung die Straße nach Hermanstadt einschlug. Hintennach kam ungeübter Rekruten unzählige Menge, meist scheues Bauernvolk welches die Sachsen gestellt hatten, oder welches man allenthalben zum Kriegsdienst gepreßt hatte. Dann rollten Kanonen, freilich eine geringe und schlechtbediente Anzahl, und endlich trabte

von schimmernden Reitern umgeben Fürst Andreas Bátori hin, den verrätherischen Woiwoden in sein Land zurückzuschleudern, obgleich die Zahl der Siebenbürger kaum ein Drittheil der walachischen Armee erreichte.

Der Krieg war ausgebrochen, eine Schlacht sollte entscheiden, und darum eilte der Fürst dem Woiwoden entgegen, von dessen zügellosem Walten fort und fort jammernde Boten erzählten.

Als Joana von den Bergen von Szäßcsor aus den Abzug der Armee aus Mühlbachs Gefilden gewahrte, stieg sie von ihrer Ruine nieder und begann durch die Thäler und Schluchten zu wandern, immer in der Richtung, welche Bátori's Heer zog und öfters hart an der Straße hinziehend, wo die Trompeten der fürstlichen Husaren schmetterten.

— — — — — — — — —

Zwischen dem Marktflecken Reußmarkt und den nächsten, gegen Hermanstadt zu gelegenen Dörfern, sind bedeutende, mit Wäldern bedeckte Hügel, deren Uebersteigen noch heut zu Tage mühsam und zu gewissen Jahreszeiten gefährlich ist. Die Straße windet sich bald bergan bald bergab immer durch Waldgegenden, während rechts und links Schluchten, Hügel und tiefer Wald den einsamen Wanderer bedrohen.

Der Wald besteht hauptsächlich aus wilden Birn-

bäumen, dichtstehenden Eichen und zähem Birkengebüsche. Die Bildung der Berge aber ist zerrissen, voll Schluchten und voll tief ausgewaschenen Flußbetten, welche bei trockener Jahreszeit spärliche Bächlein im heißen Sande auffangen, aber bei anhaltendem Regen hochgehende Fluten, zerbrochene Stämme und stürzende Felsblöcke brausend hinunterwälzen.

Zwischen diesen Waldgegenden zogen die Krieger Batori's hin, und da es ein heiterer und trockener Herbst war, so überstiegen sie ohne viel Mühe die waldigen Hügel, während die Landleute, welche hie und da in den tiefen Thälern eben Weinlese hielten, erstaunt und erschrocken dem kriegerischen Lärme horchten.

In diesen Waldgegenden begegnete dem Fürsten etwas Seltsames, welches eine Sage jener Zeit sorgfältig aufzeichnete.

Der Fürst lenkte kurz vor dem Einbruch der Dämmerung sein Pferd auf einen Wiesenpfad und da sein tiefsinniges Hinbrüten Einsamkeit zu fordern schien, so folgte ihm Keiner der Herren aus dem Gefolge. Der Fürst, bedrückt von der Vorstellung naher, blutiger Gefahren vergaß sein Pferd zu leiten und hing schwermüthig seinen Gedanken nach. Das Thier suchte die grünen Wiesenflächen in den Schluchten auf, wo die scheidende Sonne ihr gelbes Licht darüber streute. Nach und nach verhallte der Lärm

des Heeres und die tiefste Waldeinsamkeit umgab den schweigend hintrabenden Fürsten.

Die Sonne sank rasch, die Luft strich frostend aus den Hainen hernieder, da hob sich vor dem Fürsten, wie aus der Erde emporgewachsen ein langer, grauer Mann mit hoher scharfer Sense empor und vertrat dem Reiter den Pfad. Das Pferd scheute ob der sonderbaren Erscheinung und hob sich schnaubend auf die Hinterfüsse. Der Fürst wurde durch diese plötzliche Bewegung des Thieres aus seinem Tiefsinn erweckt, er zwang das Pferd zur Ruhe und blickte erstaunt auf den grauen Sensenträger.

„Wer bist du?“ rief der Fürst und fast entsetzte er sich vor der Einsamkeit der Schlucht und ihres stummen Bewohners.

„Steige herab, unglücklicher Andreas,“ begann der Graue langsam. „Die Felsen thürmen sich vor dir empor, diesen Pfad mußt du zu Fuße hinansteigen.“

In der That befand sich der Fürst in einer engen Schlucht, aus welcher blos ein dünner Fußpfad über wilde, moosige Klippen hinaufführte. Im Grauen der Dämmerung erkannte der Fürst seine Lage sogleich, er schwang sich vom Pferde, schlang dessen Zügel um die linke Hand und sagte dann mit tiefem, ihm selbst unerklärlichem Bangen zu dem Sensenträger.

„So leite mich diesen unsichern Pfad hinauf, damit ich mein Heer erreiche.“

Der Graue versetzte eintönig:

„Ich will dich leiten, unglücklicher Andreas, und ob ich dich wieder verlasse, dennoch bleib ich in deiner Nähe bis zum Ende, du unglücklicher Andreas."

Der Graue begann die Klippen hinanzusteigen.

„Warum nennst du mich unglücklich?" rief der Fürst schaudernd, indem er seinem Führer folgte.

„Unglücklich nenne ich dich," murmelte der Graue aufwärts steigend; „unglücklich dein Stamm, unglücklich, dreimal unglücklich dein Land."

„Schrecklicher, es wird Friede werden unter meinem Scepter, und dies Land wird glücklicher werden."

„Unglücklicher Andreas, — es wird nach dir nur ein Bátori noch kommen, aber nach euch Allen wird noch hundert Jahre Unglück sein über diesem Lande. Aber wenn der Halbmond verblaßte, wenn der steigende Adler des Ungars hinblutet, wenn die Sterne des Szeklers hinschwinden, wenn die Burgen der Sachsen in Trümmern liegen, dann wird der dräuende Doppelaar in den Karpáten horsten, aber sein Sieg wird ein Sieg des Friedens und des Glückes sein."

„Schrecklicher, wer bist du?"

„Mein Auge dringt in die dunkeln Kammern des Verhängnisses und liest die Geschichten kommender Tage."

Sie waren jetzt auf einem Vorsprunge der Klip-

pen angekommen. Der Fürst stand schwer athmend still, der graue Prophet wandte sich um und lehnte sich auf seine Sense. Die nahende Nacht umfloß schauernd die Gestalten der Wanderer.

„Und was wird mein Schicksal sein?“ fragte der Fürst dumpf, indem er seinen Blick von dem Grauen wegwandte.

Der Graue streckte seine Sense aus und zeigte tief hinab in die graue dunkelnde Schlucht.

„Ein Hügel im grünen Thale!“ versetzte der Prophet feierlich und langsam.

Da stürzte eine brausende Windsbraut von den Felsen urplötzlich auf die Wanderer nieder, heulte vorüber und verlor sich klagend zwischen den Felsen. Als der Fürst sich von plötzlichem Schrecken erholt hatte, merkte er, daß sein Pferd am ganzen Leibe zittre, und wie er sich umwandte, war der Graue spurlos verschwunden.

Statt desselben kam ein walachisches Mädchen eilig den Pfad herab und gelangte in Kurzem vor den Fürsten. Es war so dunkel, daß der Fürst die Züge des Mädchens nicht erkennen konnte, welches vor ihm auf die Kniee sank und ehrfurchtsvoll ausrief:

„Gestatte mir, unglücklicher Fürst, daß ich dich zu deinem Heere zurückführe.“

„Wer bist du?“ fragte der Fürst, sein Bewußtsein mit Mühe ordnend. „Wesenlose, aber redende Schat-

ten streichen um mich herum und führen mich gefährliche Pfade. Wer bist du? Darf ich dir vertrauen?"

„Bei der Treue Emrich Miko's," rief das Mädchen noch immer knieend, „folge mir, unglücklicher Fürst!"

„Miko, sagst du? diesem Namen vertraue ich, „aber warum nennt ihn dein Mund?"

„O mein Fürst, folge mir? Dein Heer und deine Edeln sind in Angst um dein Außenbleiben. Aengstige sie nicht länger, führe sie gegen deine und Miko's Feinde. Folg' mir diesen Pfad hinauf."

„Wunderbares Kind! Welch' seltsame Erscheinungen in diesen Bergen! Ich folge dir."

Das Mädchen schwieg und eilte rastlos voraus. Bald waren die Klippen überstiegen und am breiten Abhang eines Berges schimmerte ein gebahnter Pfad durch die Nacht. Zugleich erklangen Trompeten und von drüben her näherten sich rasche Hufe und ängstliche Stimmen.

Das Mädchen blieb stehen.

Dort kommen deine Reiter, Fürst Andreas. Besteige dein Pferd und schlage diesen Pfad ein. Möge dein Pfad glücklich sein."

„Verweile, geheimnißvolles Kind! Wer ist meine Retterin, wem soll ich danken?"

Das Mädchen sank dem Fürsten zu Füßen, küßte seine Hand und überströmte sie mit heißen Thränen.

„O mein Fürst und Vater, denn du bist ja ein Priester Gottes — segne ein unglückliches, heimatloses Wesen. Frage nicht nach meinem Namen! Segne mich um Miko und seiner Treue Willen.“

„Sei gesegnet, mein Kind,“ sagte der Fürst unwillkürlich bewegt und bückte sich zu dem Mädchen nieder.

„Segne auch Miko!“ rief das Mädchen heftig, küßte noch einmal die Hand des Fürsten und verschwand hinter den Felsen.

Der Fürst schwang sich zu Pferde und ritt langsam seinem Gefolge entgegen. Ein Freudengeschrei nannte ihn willkommen, aber er sprach kein Wort, seine Seele war umfangen von schweren Ahnungen.

IV.

Das Lager bei Schellenberg.

Südöstlich von Hermanstadt in einer beträchtlichen Ebene liegt das sächsische Dorf Schellenberg, dessen Gebiet durch eine der verhängnißvollsten Schlachten Siebenbürgens berühmt wurde.

Es war am achtundzwanzigsten October des Jahres 1599 am St. Sabinatag, welcher diesmal einen

Mittwoch traf. St. Sabinentag aber wird von den Griechen und ihren Glaubensbrüdern, den Walachen gar feierlich begangen, und selbst die gewaltige Arbeit einer Feldschlacht muß an diesem Tage ausgesetzt werden.

Das Heer des walachischen Fürsten war zwischen den Dörfern Thalheim und Heltau aufgestellt, wobei das hügelige Land und mannigfaches Gestrüppe diese Stellung sicherten. Die freilich schlecht bedienten Geschütze des Woiwoden vermochten von den Hügeln dieser Stellung ein mörderisches Feuer in die Ebene hinabzusenden, während die einzelnen Batterien in ihrer hohen Position nur durch fürchterliches Blutvergießen von den Siebenbürgern erstürmt werden konnten.

Andreas Bátori breitete seine zusammengerafften Schaaren zwischen Hermanstadt und Heltau aus, so daß er selbst sein Hauptquartier auf der Borger-Wiese, hart neben Hermanstadt und an dem Ufer des Zibin, aufgeschlagen hatte. Großer Schrecken war unter den Siebenbürgern, Andreas aber verzweifelte noch immer nicht daran, den treulosen Walachen zum Frieden zu bewegen, schickte daher den Kardinal Malaspina in das feindliche Lager, der kehrte aber nicht wieder zurück, denn der Woiwode ließ ihn gefangen setzen und bewachen.

Darnach kam Herr Albrecht Huett, der Kö-

nigsrichter von Hermanstadt, aus der wohlbefestigten Stadt heraus, verfügte sich zum Fürsten und ermahnte das Lager hart um die Mauern der Stadt herum aufzuschlagen und wohl zu verschanzen, sodann den treulosen Walachen so lange hinzuhalten, bis Hunger, Desertion und schlechte Jahreszeit im feindlichen Lande dessen Heer geschwächt und zerstreut hätten. Aber der Fürst zögerte diesem Rathe zu folgen, meinte noch immer Frieden zu machen, behielt aber den Königsrichter und die ersten Generale des Heeres zu eifriger Berathung bei sich.

Es wurde Abend. Die fürstliche Armee ging zum Theil über den Zibin und suchte Stellungen zu fassen zur wahrscheinlichen Schlacht. Moses Székely, welchen ein sonderbares Schicksal später auf den Thron hob, führte den rechten Flügel von tausend Ungarn und dreihundert polnischen Bogenschützen. Dieser Haufe blieb nahe an Hermanstadt, während der linke Flügel abwärts auf Schellenberg zog. Den linken Flügel befehligte Stephan Lazar und Georg Aradi, der Kriegshauptmann der Kronstädter und dieser Haufe bestand zum größten Theil aus Fußvölkern, besonders aus den Stadttrabanten der sächsischen Magistrate.

Dieser Haufen unterstützte die blaue Garde der Bátori's, sechshundert Mann stark, dann Peter Hussár mit fünfhundert Reitern. Den Mittelpunkt,

welcher größtentheils noch unthätig um das Hauptquartier des Fürsten lag, bildeten die gewaltsam herbeigetriebenen Bauern und Andreas Sybrik mit vierhundert auserlesenen Reitern. Schließlich stand die Insurrektion der ungarischen Komitate unter den Kämpfern, und die edelsten Geschlechter Siebenbürgens waren hier repräsentirt.

Es ist bekannt, daß die Szekler den tiefsten Haß gegen das Batori'sche Herrscherhaus empfanden und durch mehrere Aufstände kundgegeben hatten, die indeß unglücklich abliefen, und wobei Fürsten und Landtage die meuterische Nation mit Verlust aller althergebrachten Freiheiten bestrafen mußten. Die wilde Gährung, welche fortwährend unter dem unterworfenen, aber noch immer nicht gedemüthigten Volke der Szekler herrschte, hatte der Woiwode der Walachei zu benützen gewußt. Er ließ der Nation die Wiederherstellung aller Freiheiten und die Zerstörung mehrerer Zwingvesten versprechen, im Falle sie ihn unterstütze, die Batori's aus Siebenbürgen zu vertreiben. Sofort war die Nation in Masse aufgestanden, und das Heer des Walachen wurde täglich mit wüthenden kriegsgewohnten Haufen aus den rauhen Bergen der Szekler vermehrt.

Auch Blasius Oertögh war ein Szekler und dieses Umstandes hatte der fromme und sanfte Andreas gänzlich vergessen.

Wir mußten dem Leser diese historischen Erörterungen geben, ehe wir unsre einfache Erzählung im Feldlager zu Schellenberg fortsetzen.

— — — — — — — —

Es war tiefer Abend geworden. Drüben auf den Hügeln zwischen Thalheim und Heltau brannten die zahlreichen Wachfeuer der Walachen, während die Siebenbürger unter dem Dunkel der Nacht in tiefem Schweigen zwischen Hermanstadt und Schellenberg lagen, und durch Auslöschen der Wachfeuer ihre geringe Anzahl den Walachen zu verbergen strebten.

Hart an Schellenberg auf unebenem Boden gelagert, befehligte Emrich Miko die Vorhut des linken Flügels, ein paar Dutzend Hajduken, welche um eine schnell errichtete elende Hütte herumlagen, wo ein kleines Feuer brannte und an dessen Flamme Miko und ein walachisches Mädchen saßen.

Die Hajduken schliefen, denn scharfe Wache hielt man für unnöthig, so lange das Fest der heiligen Sabina die abergläubischen Walachen von allen Angriffen ferne hielt.

Die Umgebung war mit Gebüschen bedeckt, und von tiefster Dunkelheit überlagert. Weit drüben auf den Höhen kampirte der linke Flügel der Walachen, welchen Baba Noak führte und welcher aus sechstausend seiner verwegenen Schnapphähne bestand. Weiter zurück war die Hauptmacht der Walachen gela-

gert, in der Vorhut die meuterischen Szekler und polnische Söldner, deren sich sowohl auf Bátori's als auch auf Michaels Seite als gedungene Schaaren befanden.

Es mochte um Mitternacht sein, als ein leises Geräusch durch die Gebüsche sich fortpflanzte, welche Baba Noak's Flügel von der Vorhut der Siebenbürger trennten. Dies Geräusch wurde offenbar durch einen schweren Körper verursacht, welcher sich langsam durch die Gebüsche drängte.

Dies Geräusch kam immer näher, ohne daß die schlafenden Haiduken aufmerksam geworden wären. Unterdessen warf die Flamme, welche inmitten der elenden Hütte brannte, einen fahlen aber breiten Lichtschein über eine Stelle des Buschwerkes und man konnte von der Stelle dieses Lichtscheines aus, die Gestalten des Führers der Vorhut und des walachischen Mädchens wie schattenhafte Figuren einer Zauberlaterne wahrnehmen.

Das Geräusch in den Büschen kam, wie gesagt, immer näher — aber plötzlich stockte es und in den fahlen Lichtschein trat die gebückte Figur eines bewaffneten Walachen, welcher regungslos stehen blieb und nach der Hütte hinsah.

Es mußte den nächtlichen Spion ein tiefes Interesse an diese erleuchtete Stelle fesseln, denn daß er hier stehn blieb, setzte ihn in die augenscheinlichste Ge-

fahr, von den erwachenden Haiduken augenblicklich gesehen und vielleicht erkannt zu werden

Der Walache trieb die Verwegenheit endlich so weit, daß er sich zu seiner vollen Höhe emporrichtete und mit weitvorgestrecktem Kopfe nach der Hütte hinblickte. So stand er einige Sekunden, dann stieß er einen dumpfen Ruf aus, und sank rasch in den Schatten des Buschwerkes hin, worauf jenes erwähnte Geräusch von Neuem begann, und zwar in kreisförmiger Richtung um die einsame Hütte.

Einige Minuten nach jenem Ausrufe des Spiones hörte man ein leichtes Schluchzen und das walachische Mädchen trat sammt dem Führer der Vorhut aus der Hütte. Das Mädchen schritt nach einem leisen, vom Schluchzen unterbrochenen Gruße weiter, während der Führer in die Hütte zurückkehrte, wo die Flamme in Kurzem erlosch.

Das Mädchen ging anfangs langsam und traurig, dann immer schneller durch die Gebüsche. Allein sein Gang war weder nach Südwest gerichtet, wo die Siebenbürger lagen, noch nach Nordost, wo die Walachen kampirten, sondern die Walachin eilte quer hinüber nach Süden den Schluchten und Hügeln zu, welche den riesenhaften Berg Surul umlagern. Bei dieser Richtung berührte das Mädchen keines der beiden feindlichen Lager.

Der nächtliche Spion war so rasch vorwärts ge-

drungen, daß er den Pfad des Mädchens kreuzen mußte, was wohl in seinem Plane gelegen sein mochte. Er hielt daher plötzlich inne, und blieb zwischen zwei oder drei hohen Birkengebüschen stehen, an denen das Mädchen augenscheinlich vorüber mußte.

Der Walache befand sich in wilder Aufregung, aber Niemand hörte es, wie er das lange Messer, welches von seinem Gürtel niederhing, in der Scheide lockerte.

Die junge Walachin schritt furchtlos durch die tiefe Dunkelheit und näherte sich den Birkengebüschen, hinter welchen der Walache stand. Das Mädchen schritt endlich vorüber, versunken in tiefes Sinnen.

„Joana!" murmelte der Walache und so grimmig war seine Aufregung, daß er einen der Birkenstämme ergriff und zornig abbrach.

Das Mädchen war bereits mehrere Schritte vorüber, als das Knattern der Gebüsche und ein halblauter Ausruf sein Ohr trafen. Die junge Walachin stand einige Augenblicke erstaunt still und horchte dem seltsamen Geräusche.

Der Walache hatte sein Messer weit weggeworfen und athmete schwer und wie erschöpft.

„Der Wind oder ein wildes Thier!" flüsterte das Mädchen endlich leise schaudernd und eilte von dannen. Bald verschwand es zwischen den Gebüschen und in den Schatten der Nacht.

Der Walache war schwer zurückgesunken und hatte die Fäuste geballt.

„Sie hat ihr Volk verrathen“ murmelte der Wüthende. „Sie muß — sterben!“

Der Walache schwieg lange, dann flüsterte er traurig, als bewege ein tiefer Gram sein zorniges Herz:

„Nicht ich — — eine andere Hand hat das Recht zum Mord.“

Der Walache erhob sich, steckte sein Messer zu sich und begab sich auf den Rückweg nach dem Lager Baba Noak's. Und so groß war die Beherrschung, die der nächtliche Spion über sich ausübte, daß er nach der fürchterlichen und blutgierigen Aufregung, die er eben empfunden, dennoch wieder gebückt und kriechend wie eine Schlange an der einsamen Hütte vorüberschlich, und allmälig dem Lager Noak's sich näherte.

Der Wind hatte sich erhoben und schob die schweren Herbstwolken am Himmel irre hin und her. Der Himmel lichtete sich hie und da und matte Sterne schimmerten auf die öde, buschreiche Gegend herab.

Plötzlich stockte der Walache und horchte. Ein zweites leises Geräusch schob sich langsam unter den Büschen hin.

„Un Smeu!“ (Ein böser Geist!) murmelte der Walache sich bekreuzend und blieb fast entsetzt stillstehen.

Das Rascheln in den Büschen hörte auf und langsam erhob sich die Gestalt eines Mannes zwischen den Büschen.

Der Walache betrachtete die Erscheinung prüfend und beruhigt. In Kurzem war er in der Nähe derselben, erhob sich und sagte dumpf und in walachischer Sprache:

„Wohin?"

Der Andre fuhr zusammen, antwortete aber sehr schnell:

„Zu dem großen und heldenmüthigen Noak!"

„Das Losungswort?" fuhr der Walache fort.

„Joana!"

Der Walache stieß einen wilden Fluch aus, dann sagte er ruhiger werdend:

„Du bist es, Derdögh!"

Der Andre trat näher und bückte sich tief.

„Großer Noak, ich komme deine Befehle zu empfangen.

Der Freibeuter zog den fürstlichen Diener hinter hohe Stauden und flüsterte leise:

„Wie stark ist Bátori's Heer?"

„Kaum sieben tausend Männer."

„Wir werden morgen schlagen, wir haben über Zwanzigtausend versammelt. Dann, Derdögh, — während oder nach der Schlacht — du verstehst mich!"

Der Andere schauderte leise.

„Nach der Schlacht, großer Noak, nach der Schlacht. Mir ist es nicht möglich, in die Nähe des Fürsten zu dringen, denn seit der Ankunft vor Hermanstadt schlafen die Besten und Tapfersten des Adels allnächtlich im Zelte des Fürsten und bei Tage umgeben sie ihn mit gezogenen Klingen. Nach der Schlacht, großer Noak, nach der Schlacht!“

„Aber wie? Du weißt von nichts, was das Gelingen deiner Absicht im Voraus wahrscheinlich machte?“

Blasius Derdögh murmelte bedeutsam:

„Euer Sieg — der unbeständige Adel — und der Haß der Szekler.“

„Gut. Wo treffen wir wieder zusammen, wenn die That geschehen?“

„Zu Weißenburg — im Pallast des Fürsten Michael von Siebenbürgen.“

Und der verrätherische Szekler beugte tief seine unscheinbare Gestalt.

Der Freibeuter stieß einen leisen Ruf des Triumphes aus.

„Wohl!“ murmelte er, „und somit laß uns scheiden!“

Der Szekler bückte sich von Neuem und entfernte sich.

„Halt!“ rief ihm der Freibeuter in gedämpften Tönen nach, „noch ein Wort!“

Der Szekler kehrte zurück.

„Das Losungswort," fuhr Baba Noak mit tiefer Stimme fort, „ist von heute an nicht mehr Joana —"

Der Freibeuter stockte und der Szekler blickte ihn erwartend an.

„Das Losungswort ist — Emrich Miko!"

Der Szekler schien erstaunt, doch ehe er fragen konnte, war Noak verschwunden.

— — — — — — — — —

Die Nacht wich langsam dem nahenden Morgen, und der Tag der heiligen Sabina war zu großer Freude des walachischen Heeres herum.

VII.

Die Brüder Joana's.

Die Schlacht bei Schellenberg war ein sonderbares, trauriges Schlagen, denn man schlug sich nicht nach Nationen, auch nicht dem Vaterlande zu Liebe, sondern es war ein Schlagen um blutigen Haß und verjährte Feindschaft.

Auf beiden Seiten befanden sich zahlreiche Siebenbürger, die Sachsen allein waren blos auf einer Seite zu sehen. Michaels Schaaren wurden zum

Theil von siebenbürgischen Edelleuten angeführt, unter denen Franz Lugaschi, Michael Gyulai, Georg Horwath, Demeter Nagy. Außerdem kämpften zahlreiche Szekler unter Michaels Fahnen, und endlich meuterische Walachen, welche aus allen Theilen Siebenbürgens sich unter die Fahnen des stammverwandten Fürsten begeben hatten. Polnische Söldner waren auf beide Seiten vertheilt, was indeß minder sonderbar und traurig war, als daß Stammungarn gegen Stammungarn stritten.

Es war am neunundzwanzigsten October gegen Mittag, als Andreas Bátori seine Armee in großer Unordnung über den Zibin führte und an Hermanstadt vorüber gegen Schellenberg ziehen ließ. Im Vorüberziehen weinten und schrieen die armen, gewaltsam zum Kriegsdienst gepreßten Bauern aus dem Mühlbacher und Reußmärkter Stuhle zu den Mauern von Hermanstadt empor, wo die klugen und vorsichtigen Bürger ihre Thore verschlossen und ihre Basteien tüchtig bemannt hatten, damit der ungewisse Ausgang der Schlacht in keinem Falle ihre Sicherheit gefährde. Die armen Bauern aber waren meist aufgesammelt worden, da sie den Weinzehnten gegen Weissenburg führten, wo ihnen dann die Fässer ins Feld abgestoßen und Mann und Vieh zum Bedarf der fürstlichen Armee requirirt worden waren.

Andreas Bátori war durch den Rath seiner Treuen

bewegen worden, sich auf die nächst Hammersdorf gelegenen Weinberge, der Alteberg genannt, zu begeben, von wo aus er einen guten Ueberblick der Schlacht haben konnte. Der fromme Fürst sicherte sich, wie billig, vor der Gefahr, im Getümmel der Schlacht erschlagen oder zertreten zu werden, wie's Uladislaus dem Polen und Ladislaus dem Nachgebornen bei Mohács ergangen.

Als der Woiwode der Walachei die Siebenbürger unordentlich und erschreckt daher ziehen sah, schickte er sogleich zwei Schwadronen polnische Reiter ihnen entgegen, denen er selbst mit hellen Haufen nachfolgte. Der beginnende Donner der vortrefflich aufgestellten Batterien gab das Signal zu allgemeinem Schlagen.

Eh' die Heere aber handgemein geworden, lief Daniel Zalardi, ein Adeliger von minderm Range im Angesicht der Siebenbürger zu den Walachen hinüber, worauf großes Zagen die Siebenbürger ergriff. Zur Stunde wurde auch die Atmosphäre durch heftige Staubwirbel, Sturm und eisigen Regen verdüstert, und zwar fügte es sich so unglücklich, daß das Wetter den Siebenbürgern ins Gesicht rauschte, indem diese von Südwest heraufkamen, der Sturm aber mit vollen Backen aus Nordost blies.

Baba Noak begann den Kampf, indem er seine Schnapphähne in wüthendem Anfall auf Stephan

Lazars Fußknechte und die sächsischen Trabanten unter Aradi stürzte.

Der Anfall wurde gut ausgehalten, und die geregelten Siebenbürger schlugen die einzeln fechtenden Schnapphähne in verwirrte stäubende Flucht.

Sobald der Woiwode das Unglück des Freibeuters gewahrte, sandte er ihm die meuterischen Szekler zu Hülfe, welche sofort dreinschlugen, mit gewichtigen Keulen, Sensen, Spießen und Säbeln, so daß sich das Glück wandte, der linke Flügel der Siebenbürger niedergestürzt und Stephan Lazar selbst unter den Hufen seiner Pferde begraben wurde. Aber Kaspar Kornis ritt alsbald mit der Garde der Bátori's und mit Peter Hussárs Husaren herbei, worauf ein wüthiges und zweifelhaftes Schlagen entbrannte.

Unterdessen stürmten die Bojaren Michaels, darunter die berühmte Schaar der Roschy (die Rothen) auf Moses Szekely und den rechten Flügel los, schlugen die Haufen alsbald in Verwirrung, so daß Moses Szekely sich bereits fertig machte, auf und davon zu reiten. Peter Hussár wollte das Unheil abwenden, hieb ein mit der geschmolzenen Schaar seiner Husaren, unterlag aber bald und der rechte Flügel nahm übereilt und schreckensvoll Reißaus. Der Woiwode mit hellen Haufen warf sich in eigener Person auf die Flüchtigen.

Kaspar Kornis auf der linken Seite hielt sich

aber noch immer für unüberwunden, meinte auf dem rechten Flügel erbitterten Kampflärm und nicht das Nothgeschrei der Flüchtigen zu hören.

Wie er nun auf der Flanke seiner Schaar hinritt, um als guter General einen Ueberblick der Schlacht zu gewinnen, liefen von Noak's Schnapphähnen Etliche herbei, rissen den General vom Pferde und schleppten ihn fort, daher der unglückliche Führer sich im Lager der Walachen befand, eh' den Siebenbürgern sein Verschwinden kundgeworden.

Als der Unglücksfall endlich bekannt geworden, riß der Schrecken alle Ordnung, und einige Augenblicke schwankte die Schlachtordnung wie eine sturmgepeitschte Woge, die sich endlich in tausend auseinander rinnende Tropfen auflöst.

Da gebot der Woiwode allen Schaaren auf die Flüchtigen einzuhauen und stellte sich von Neuem persönlich an die Spitze seiner Truppen.

Es war um die dritte Stunde nach Mittag, als Andreas Batori den Einbruch des Woiwoden und dessen verheerende Wirkung erblickte. Alles verloren gebend, warf sich der Priester-Fürst zu Pferde und ritt auf und davon durch den Rothberger Wald auf Leschkirch zu.

Aber Peter Hussär, Moses Szekely, Andreas Barcsai und Andre der edelsten siebenbürgischen Geschlechter wollten den Tag noch nicht verloren geben,

sondern rafften die fliehenden Haufen mit befehlendem Ruf und ermunternder That noch einmal zusammen und warfen sich den Walachen entgegen. Ein wildes Blutvergießen begann, dann wurden die Reihen der Walachen durchbrochen, die Batterien erstürmt und genommen, und sofort rissen die feigen Walachen aus, und erst in den Hellauer Gebüschen brachte sie der Woiwode mit gezogenem Säbel zum Stehen, nachdem er Mehrere der feigen Führer mit eigener Hand erstochen.

Die Siebenbürger besetzten die blutige Wahlstatt und müde geworden durch mehrstündiges Kämpfen unterließen sie die weitere Verfolgung des Feindes, trotz der heftigsten Mahnungen Szekely's, Barcsai's und des wüthenden verzweifelnden Miko.

Die Sonne ging unter, aber noch fehlte die Entscheidung des sonderbaren Kampfes.

Da schlichen die polnischen Schwadronen herbei, welche auf Michaels Seite standen, warfen sich frischweg auf die ermüdete und kleine Schaar der Siebenbürger, wurden aber kräftig abgeschlagen, daher sie zurückgingen, aber es folgten ihnen alle jene polnischen Söldner, welche in Bátori's Dienste gestanden, vermeinend, es sei mit dem siebenbürgischen Thron zu Ende.

Als die Nacht gekommen, und der stürmische, regnerische Himmel die Blutscene überbreitet hatte, kamen

etliche Ungarn aus Michaels Lager herüber, die Lage der Siebenbürger auszuspähen. Diese aber, geschwächt und ermüdet und vor einem neuen Ueberfalle der weit zahlreichern Walachen bange, hatten sich mit Zurücklassung aller Geschütze und Waffen auf die Flucht begeben. Die gepreßten Bauern, welche dem Mordgewühle entronnen, wurden von den klugen und vorsichtigen Hermanstädtern mit Stricken an den Mauern empergezogen und also gerettet. Die übrigen Streiter ließen die klugen und vorsichtigen Hermanstädter durch die Sturmnacht — fortlaufen.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang bei dem Heulen des Herbststurmes nahm der Woiwode der Walachei Besitz von dem Schlachtfelde.

— — — — — — — — —

Die siegreichen Walachen brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, meist ohne Obdach, vor der Kälte nur durch große Feuer geschützt, denen die umgehauenen Gebüsche und Bäume fortwährend neue Nahrung geben.

Die einsame Hütte, wo Miko's Vorhut gelegen, war von einigen Walachen eingenommen worden, und vor dem Eingange derselben prasselte ein riesengroßes Feuer empor. Daher saßen die Walachen theils im Innern der Hütte, theils draußen um die Flamme herum, und hatten ihre plumpen großen Pelzmäntel eng um die Schultern gezogen.

Auf der Schwelle der Hütte saß Noak mit finsteren Mienen und rechts von ihm lagen die kräftigen Gestalten der Zwillingsbrüder Joana's, welche das Haupt auf die Arme gestützt hatten und mit düstern Augen den Freibeuter anblickten, der in tiefen zitternden Tönen seit länger als einer Viertelstunde sprach.

Der Himmel war noch immer mit Wolken bedeckt und der Wind taumelte wüste durch die knatternden Gebüsche. Ein feiner, eisiger Regen wurde von Zeit zu Zeit durch die ungeberdige Luft den Walachen ins Gesicht geschleudert.

Baba Noak sprach bereits sehr lang, die Zwillingsbrüder ließen nicht ab, die düstern Züge und Augen auf den Freibeuter zu heften, und seinen Worten zu lauschen.

„Noak ist kein Freund der Verräther," sagte der zürnende Freibeuter in abgebrochenen kurzen Sätzen. „Ich habe das Mädchen, welches ich liebte, in der Hütte des Ungars gesehen. Der Ungar hielt die Verrätherin in seinen Armen. Joana hat ihr Volk verrathen."

Die Zwillingsbrüder stießen einen dumpfen Ruf der Trauer aus und blickten vor sich nieder.

„Ich habe das Mädchen die Hütte des Ungars verlassen gesehen, und sie ging nicht auf jene Seite wo ihre Brüder und Baba Noak standen, sondern sie

ging in die einsamen Berge, wo sie unserer Gewalt zu jeder Stunde entfliehen kann."

Der Freibeuter hielt inne, dann sagte er mit harten zürnendem Ausdruck:

„Joana hat uns verrathen. Ich liebe Joana nicht mehr und werde sie nicht zu meiner Frau machen. Ich hasse die Verrätherin."

Die Zwillingsbrüder klagten bei diesen Worten in leisen Tönen, dann folgte eine lange und tiefe Pause, während welcher Noak seine Augen unabläßig auf die Jünglinge geheftet hielt.

„Was wollt ihr nun beginnen?" sagte der Freibeuter endlich streng.

Die Brüder fuhren zusammen, und blickten den Frager mit fast ängstlichen Augen an.

„Der Ungar muß sterben" sagte Noak wüthend.

„Er sterbe!" brüllten die Brüder plötzlich in grimmigen Zorn versetzt.

„Gut," sagte der Freibeuter ruhiger. „Ihr werdet ihn ermorden, wo immer, ob er auf der Flucht oder in seinem Schlosse schlummert — wo immer?"

„Wo immer!" murmelten die Brüder voll tödtlichen Hasses gegen den Verführer ihrer geliebten Schwester, auf deren Besitz sie einst so stolz waren.

Der Räuber blickte die Brüder mit funkelnden Augen an.

„Wollt ihr ferner unter Baba Noak's Fahnen auf

den Karpathen streifen und an den Ufern der Donau?“

„Noak!“ riefen die Brüder erschüttert und sprangen auf.

„Genug!“ sagte der Räuber finster; „ich weiß, ihr seid treu und tapfer. Hört aber, Athanasie und Irinye. Baba Noak duldet unter seinen Schaaren keine Verräther — — und Keinen, der mit Verräthern Gemeinschaft hätte oder sie liebte.

„Wir lieben Joana,“ murmelten die Brüder mit tiefer Bestürzung.

„Ihr könnt nicht länger Noak's Freunde und Genossen sein,“ rief der Räuber mit wildem Ausdruck.

„Noak!“ riefen die Brüder, „was sollen wir thun?“

Der Räuber schien die Brüder mit seinen funkelnden Blicken durchbohren zu wollen.

„Als ich,“ begann er langsam, „das Mädchen aus der Hütte des Ungars gehen sah, da zog ich mein Messer hervor und dachte die Verrätherin zu strafen, aber dann beschloß ich die blutige Strafe d e n Händen zu überlassen, welchen der Himmel das Recht dazu gegeben. Hier nehmt das Messer!“

„Ihr habt das Recht,“ fuhr der blutdürstige beleidigte Räuber fort. „Wer Baba Noak's Freund ist, dient seiner gerechten Rache. Geht und überzeugt euch — das Messer behaltet!“

Der Räuber schleuderte das Messer hin, daß es zwischen die Brüder zu fallen kam, zog sich dann in die Hütte zurück, wo er auf seinem Pelze in Schlaf sank.

Irinye, der jüngere Bruder, wandte sich schaudernd von dem Anblick des Messers ab, Athanasie aber behielt seinen starren Blick darauf geheftet, ohne es jedoch zu berühren.

Die Nacht blieb rabenschwarz über dem einsamen Feuer liegen, die übrigen Walachen schliefen Alle in die unförmlichen Pelze gehüllt — nur die Zwillingsbrüder wachten noch immer, und zwischen ihnen lag das Unglücksmesser.

Die Nacht schwand und der Morgenstern stieg mit gelbem Licht und frostigem Lichtzug empor — aber die Zwillingsbrüder wachten noch immer und Keiner hatte das Messer angerührt.

„Wir wollen uns überzeugen,“ sagte Irinye dumpf, als rings im Lager Leben und Unruhe mit dem neuen Tage emporbrauste.

Der junge Walache erhob sich, und sein Auge war fortwährend abgewendet von dem Unglücksmesser.

Athanasie blieb schwersinnend neben der glänzenden Waffe liegen.

———

VIII.

Ein Liebespfad.

Im Thal von Szäßcsor stand eine einsame Hütte, eine verwaiste, öde Hütte, denn Vater und Mutter welche die Wirthschaft geführt, waren gestorben und ein junges Mädchen allein in der Hütte geblieben. Der kleine Garten war wüste und leer, die Scheune ungefüllt, der strohgedeckte Stall öde, denn das Vieh hatte sich verlaufen, während Joana über die Berge strich, und die Zwillingsbrüder unter Noak's Fahne stritten.

An dem Tage, welcher der Schlacht bei Schellenberg folgte, war Joana in die einsame Hütte zurückgekehrt, aber heimlich und still, daher Niemand im Dorfe von ihrer Anwesenheit wußte. Und sie hatte schweigsam und ohne Nahrung in der öden Hütte gesessen, bis die frühe Dämmerung eingebrochen und die Bewohner des Dorfes heimgegangen waren zu Weib und Kind. Aber auch jetzt blieb das Mädchen noch lange in der dunkeln Stube auf der harten Eichenbank sitzen, und hielt ihr Haupt in dem Mantel von weißem Lammfell verborgen.

Der Herbstwind strich stöhnend durch das kleine, offene Fenster herein, und wehte zuweilen an dem

weißen Zeuge bin, welches das Haupt der trauernden Walachin bedeckte. Aber sie merkte es nicht, sie blieb still und weinte leise, indem sie die Hände vor das Gesicht drückte.

Dann hörte sie die Kuhhörner der Hirten, und die schweren Tritte der Heerden, welche hie und da in die Höfe und Ställe eilten. Und nun endlich erhob sich die junge Walachin und ging leise auf die geschlossene Thüre zu.

Sie öffnete dieselbe und blickte hinaus. Die Berge von Szäszcsor und jene traurige Ruine ragten vor ihren Augen empor, seltsam umkleidet von den Schatten der wachsenden Nacht. Der Himmel war rein und über Mühlenbachs Gefilden glitt der gelbe, matte Mond empor.

Ringsum war Einsamkeit. Der wilde Gebirgsbach allein rauschte mit dumpfem Murmeln durch die öde Stille.

Die Walachin blickte zu jenen Ruinen empor.

„Ich darf die Zusammenkunft nicht versäumen, — er versprach noch einmal zu kommen, eh' er dem Fürsten in sein Elend folgt, — ich will ihn nicht versäumen, und sollten sie mich deßwegen auch tödten!"

Das Mädchen murmelte diese Worte mit leisem Schaudern, dann zog es den Pelzmantel enger um die Schultern, eilte durch Hof und Garten und stand an dem Ufer des Baches. Hier strich der Sturm des

Spätherbstes hin und her und faßte wie wüthend die wankende Gestalt des jungen Mädchens.

Sie aber fühlte die Gewalt des Sturmes nicht, sondern ging am Ufer lange abwärts, bis ein umgehauener und seiner Zweige beraubter Stamm eine gefährliche Brücke über das schäumende Gewässer bildete. Ueber diesen wankenden Steg glitt das Mädchen hinüber und begann nun das waldige Gebirg hinanzusteigen. Anfangs glänzte der Mond auf den wildverwachsenen in unzähligen Krümmungen aufwärts führenden Pfad, aber nach und nach wurden die Stämme immer höher, das Gestrüppe immer dichter, und endlich verschwand das Mädchen in die undurchdringlichen Schatten der Nacht.

Zur nämlichen Stunde schlichen von Mühlenbach die Berge herauf gleich flinken ausdauernden Jagdhunden zwei Walachen, die Büchsen in den Händen, die Messer gelockert im Gürtel. Sie mochten einem seltenen Wilde nachschleichen, daß sie die tiefen Schatten der Nacht zur schweigsamen, aber unablässigen Verfolgung wählten.

Zwischen Szäßesor und dem sächsischen Dorfe Petersdorf steht eine einsame Mühle, hart am Gestade des Baches und in eine finstre Schlucht hineingebaut. Oben aber am steilen Abhang läuft der Pfad für Menschen und Thiere hin, und der Wanderer hört blos das eintönige Knirschen der Räder und den

schäumenden Fall des Wassers. Diese einsame häßliche Mühle nennen die Walachen Eulen-Mühle, und der Name deutet ihnen das häßliche unheimliche Bild derselben an.

Die beiden Spürhunde lagen oberhalb der Mühle, mit den Ohren auf der Erde. Sie meinten den fernen Galloppschlag eines Pferdes zu hören.

Drunten rauschte das Wasser fort und fort, während die beiden Spürhunde die Ohren auf die Erde gelegt hielten.

„Es ist gewiß," sagte der Eine und erhob sich; „er sprengt hinauf gegen Szaßcsor, den Ruinen zu."

„Das Rauschen der Mühle verwischt den Klang der Hufe," sagte der Andere.

„Komm!" gebot der Erste mit ausdrucksvoller Geberde, „er soll büßen."

Die beiden Spürhunde hoben sich von dannen und strichen bald darauf zwischen den Gehölzen und Schluchten von Szaßcsor hin.

Die Nacht war immer tiefer, der Mond flimmerte matt auf die Felsen nieder, der Sturm rauschte trauervoll durch die Schluchten.

Der Leser weiß bereits, daß die Ruinen von Szaßcsor sich auf einem Bergkegel befinden, dessen nördliche Seite einen steilen, allenthalben mit Felsblöcken bedeckten Abhang bildet, welcher kaum für

Ziegen zu erklettern ist. In der Tiefe dieser Schlucht wäscht ein schäumendes Gewässer die Felsblöcke, und nirgends ist ein ausgetretener Pfad für den Fuß des Menschen. Von andern Seiten jedoch führen gekrümmte, allmälig sich emporhebende Pfade zu den Ruinen.

Es war für die beiden Spürhunde, sobald sie den einsamen Reiter erreicht hatten, nichts leichter, als ihn von den gebahnten Pfaden wegzuschrecken und den Unkundigen in jene Schlucht hineinzuzwingen, wo Todesgefahr für den Reiter wie für den unerfahrnen Fußgänger lauerte.

„Halt!“ sagte der eine Spürhund mit tiefer Stimme, „ich höre den Schlag der Hufe ganz in der Nähe.“

Die Spürhunde warfen sich ins Gestrüppe und hielten den Athem an. Gleich darauf suchte ein schnaubendes, ermüdetes Pferd in der Entfernung von fünfzig Schritten einige Felsblöcke zu überspringen, um sodann einen gebahnten Pfad hinaufzuklimmen.

Ein Reiter im grauen Kriegermantel leitete mit Sporn und Zügel die Bewegungen des Thieres.

Einer der Walachen schoß in diesem Augenblicke sein Gewehr auf Gerademohl ab, und beide Spürhunde brachen mit wildem Geschrei aus den Büschen hervor.

Die Wirkung war plötzlich und zu Gunsten der

Verfolger. Das Pferd kehrte mit einem wilden Satze um, und trug in schreckensvollem, wüthendem Lauf seinen Reiter in jene nördliche Schlucht hinein. Zwar ließ nun der Reiter seinen Mantel fallen, riß seinen Säbel heraus und suchte die Eile des Thieres zu mäßigen. Aber der Schrecken machte das Thier ungehorsam und wild, und bald verschwand Roß und Reiter den Augen der Verfolger.

Diese aber strichen freudig dem Reiter nach, wanden sich mit katzenähnlicher Geschwindigkeit die Felsen hindurch und horchten unablässig den verhallenden Hufschlagen.

Und die Nacht ward immer tiefer, der Mond flimmerte matt auf die Felsen nieder, der Sturm rauschte trauervoll durch die Schluchten.

„Halt!" schrie der eine Spürhund plötzlich mit wilder Freude, „er ist gestürzt!"

Die Spürhunde horchten, — die Hufschläge tönten nicht mehr.

„Fort! er ist in unsere Gewalt gegeben!"

Und die Spürhunde stürzten eilig vorwärts, bis sie am Fuße jenes steilen Abhanges standen, wo wilde Felsmassen unordentlich durch einander geschleudert den Boden bedeckten.

Die Spürhunde schauten umher und horchten lange.

„Dort stöhnt es, zwischen jenen Blöcken!" sagte

der Eine und sie eilten hin und fanden ein zerschmettertes Pferd, welches sich vergebens aufzurichten suchte.

„Aber wo ist der Reiter?“ riefen die Beiden aus einem Munde.

Sie standen lange schweigend, horchend, staunend —

Und die Nacht war tief, der Mond flimmerte matt auf die Felsen nieder, der Sturm rauschte trauervoll durch die Schluchten.

Die beiden Spürhunde standen noch lange schweigend, horchend, staunend.

„Dort!“ flüsterte plötzlich der Eine mit krampfhafter Freude. „Er klettert hinauf — sie erwartet ihn droben!“

Sie blickten den steilen Abhang hinauf, — zwischen den Felsen regte es sich, — ja eine männliche Gestalt, den Säbel zwischen den Zähnen, klomm an den Felsen empor. —

Ja, es war Joana's Geliebter, welcher einen Liebespfad zwischen Leben und Tod ging, welcher diesen Abhang hinaufkroch, wo ein Steinchen, welches unter seinen Füßen wich, ihn in den Abgrund, auf die Felsen hinabschellen mußte, zwischen denen der unglückliche Gaul sein Ende gefunden.

Die Spürhunde standen von Entsetzen und Verwunderung gelähmt. Der matte Strahl des Mondes

zeigte ihnen die Gestalt ihres Feindes, welcher höher und höher kroch und in Kurzem die Ruinen erreicht haben mußte.

„Wenn er die Mauern erreicht, so war unser Zorn vergebens!“ brüllte Athanasie, lud sein vorhin abgeschossenes Gewehr und legte auf den verwegenen Kletterer an.

Irinye that ebenso, — plötzlich aber stieß er einen erstickten Schrei aus, ließ die Waffe sinken und zeigte auf den höchsten Stand des Abhanges.

„Sie steht dort,“ murmelte der Walache, „sie wird ihm alsogleich die Hand zur Rettung reichen. — Wenn wir schießen so fällt sie auch.“

Die Brüder ließen ihre Büchsen sinken und ihre Glieder zitterten unter nie empfundenen Schauern.

Der verwegene Kletterer hatte einen Birkenstamm erreicht, welchen er umschlang und ausruhte. Noch fünfzehn Schritte und er stand neben dem Mädchen, welches sich bereits gegen ihn niederbeugte.

Der Strahl des Mondes machte diese rührende, angstvolle Gruppe sichtbar.

„Und ist sie nicht auch dem Tode verfallen?“ sagte Athanasie bei diesem Anblick mit dumpfer Stimme. „Jetzt oder hinten nach — das gilt gleich! Hebe dein Gewehr und ziele gut!“

Die Walachen zielten, aber das Herz pochte ihnen in der harten Brust.

Der Kletterer stemmte seinen Fuß an den Birkenstamm, erhob sich und schwang sich rasch empor. Er blieb auf einem Felsblock sitzen. Joana's Hand berührte bereits die seinige.

Noch war die Nacht tief und still, der Mond flimmerte matt auf die Felsen nieder, und der Wind allein rauschte trauervoll durch die Schluchten.

Da erhob sich plötzlich ein wildes, tausendstimmiges Echo aus allen umliegenden Schluchten und donnerte von Fels zu Fels und hallte nach durch Wälder, Berge und Thäler.

Die Walachen hatten ihre Gewehre abgeschossen, und augenscheinlich hatten sie nicht schlecht gezielt.

„Sie ist nicht verwundet!" schrie Irinye mit wilder Freude, als er Joana noch immer hoch auf der Felsenkante stehen sah.

„Nein!" murmelte Athanasie dumpf, „aber ihr wäre besser gewesen."

Einen Augenblick waren die Walachen zweifelhaft ob dem Erfolg ihrer Schüße. Dann sahen sie, wie Joana den Leichnam oder die verwundete Gestalt ihres Geliebten zu sich emporzog und rasch mit derselben verschwand.

„Was ist das? Ist er todt? Will sie ihn begraben?" murmelten die Rächer Baba Noak's.

„Hinauf!" sagte Irinye ungeduldig.

„Da hinauf?" versetzte Athanasie ernst. „Nur

Verzweiflung kann diesen Pfad wandeln. Wir aber haben Baba Noak versprochen, ihn zu rächen und wieder unter seinen Fahnen zu dienen. Gehen wir die gebahnten Pfade."

„Wenn er nur nicht todt wäre?"

„Eine Ursache mehr, unser Leben zu schonen," sagte Athanasie dumpf. „Ist er nicht todt, so kann er uns entfliehen, während wir diese Wand hinansteigen. Dann aber, wenn unsere Glieder an den Felsen zerschellen, wer soll Joana, wer soll den Ungar strafen, wer soll Baba Noak rächen?"

„Komm, die Zeit drängt!" fügte der Walache nach einer Pause hinzu und wandte sich, um die gefährliche Schlucht zu verlassen.

Irinye folgte mit tiefem Schauer. Der ältere Bruder legte sein Gewehr in ein tiefes Gebüsch, damit er später es wieder finde. Irinye folgte ihm. Dann lockerte Athanasie Baba Noak's Messer.

Sie stiegen eilig und schweigend die gekrümmten Pfade aufwärts. Jedem bangte sein Denken und Fühlen kund zu geben und darum schwiegen Beide. Und wieder waren sie wie zwei gierige Spürhunde, welche die Fährte des Wildes wittern.

Die Nacht war tief und still, der Mond stieg hinter den unermeßlichen Wäldern abwärts, der Sturm rauschte trauervoll durch die Kronen der Eichen.

Da blieben die Rächer Baba Noak's vor einer weißen knieenden Mädchengestalt stehen, welche am Gemäuer kniete und betete.

Die Brüder blieben lange stumm und betrachteten das Mädchen, auf welches ein bleicher Strahl des Mondes fiel.

„Wo ist der Todte?“ fragte endlich Athanasie dumpf.

Das Mädchen schüttelte das Haupt und blieb stumm.

Athanasie winkte dem Zwillingsbruder, worauf dieser in ein düsteres Gewölbe stieg, in welchem Joana's Schlafstätte zu sein pflegte, und hier in kurzer Zeit ein Feuer anfachte. Dann ergriff er einen flackernden Holzbrand und kam damit wieder herauf zu seinem Bruder und zu seiner Schwester.

Das ungewisse Licht fiel auf Joana's blasse, starre Züge und schimmerte in ihre hohlen, fast erloschenen Augen. Ihre Lippen bewegten sich noch immer im Gebete.

Athanasie faßte sie heftig an und schüttelte sie.

„Wo ist der Todte?“ murmelte er. „Wir werden ihn suchen gehen.“

„Er ist entflohen!“ flüsterte sie mit dem glücklichen Lächeln einer Braut.

„Entflohen?“ riefen die Brüder laut aus.

„Wohin?“ brüllte Athanasie wuthvoll und schüt-

telte die Betende von Neuem. „War er doch verwundet, wie konnte er entfliehen?“

Das Mädchen zeigte auf einige Lappen ihres Kopfzeuges, die zum Theil mit Blut befleckt waren. Auch die Hände des Mädchens und das weiße Hemde waren hie und da roth gefärbt.

„Ich habe ihn verbunden,“ sagte sie sanft, indem sie auf die Blutflecken deutete. „Und dann wies ich ihn auf den rechten Pfad der Flucht.“

Die Zwillingsbrüder brachen in schreckliche Verwünschungen aus.

„Nach welcher Richtung entfloh er?“ brüllten sie wie aus einem Munde.

Das Mädchen erhob sich stolz.

„Ihr werdet es nie erfahren!“ sagte sie. „Und die Nacht wird euch seine Schritte verbergen, wenn ihr ihn auch verfolgt. Mit mir thut, wie euch befohlen worden.“

Sie riß sich los und ging in das Gewölbe hinab, wo das Feuer brannte. Hier setzte sie sich auf ihren Mantel und starrte schweigend und wie bewußtlos in die rothe Flamme.

Die Nacht war tief und still, der Mond verschwand langsam, der Sturm rauschte trauervoll um die öden Mauern.

Die Brüder standen am Eingang des Gewölbes

und blickten auf ihre Schwester hinab, welche im Widerschein der Glut da saß.

Athanasie sagte mit dumpfer Stimme:

„Dein Pfad ist der Pfad des Ungars. Wohin er eilt dahin eile auch du. Er wird den unglücklichen Fürsten aufsuchen. Folge du den Verfolgern Bátori's. Das sei dein Geschäft. Mich laß bei Joana."

Der jüngere Bruder begann eine leise, ergreifende Wehklage.

Da legte Athanasie seine schwere Hand auf die Schulter des Jünglings und sagte streng:

„Knabe, du hast deinen Auftrag empfangen. Und nun fort, verfolge unsern Feind. Ich habe die schwerere Arbeit übernommen."

„Aber Joana?" flüsterte der verzweifelnde Knabe.

„Ich habe Noak's Messer zu mir genommen," versetzte der Walache nach einer Pause zornig.

Der jüngere Bruder erhob sich, faltete seinen kurzen Mantel und sagte: „Leb wohl!"

„Leb wohl!" murmelte Athanasie. „Und wenn Miko's Haupt fiel, dann sende mir durch einen treuen Mann das Messer, welches dir diente.—Fort! unsere Zusammenkunft ist auf den Karpaten unter den Augen Baba Noak's."

„Ich verstehe dich," sagte der Andere mit klangloser Stimme. Er warf noch einen Blick auf die

Schwester, die er einst fast anbetete, dann schritt er fort und verlor sich hinter den Bäumen.

Athanasie trat in das dumpfe, enge Gewölbe, wo das Feuer brannte und Joana lautlos da saß.

Und die Nacht ward grauenhaft tief und still, der Mond war hinabgesunken, der Sturm aber rauschte trauervoll über die Trümmer hin.

IX.

Zu Weißenburg.

Nachdem der Sieg des Woiwoden Michael durch das Land erschollen, liefen ihm die meuterischen Walachen allenthalben zu und verstärkten das räuberische, blutdürstige Heer.

Am 1. November zog Michael in Weißenburg mit unerhörter Pracht ein, wo ihm Demeter Napragi, der Bischof sammt mehreren Deputirten der Stadt entgegenzog und den Tyrannen mit kluger Demuth begrüßte.

Das war ein prächtig Schauspiel für den getauften Pöbel, als der siegreiche Woiwode beim St. Georgen Thor einzog! Darum läßt sich auch die berühmte „siebenbürgische Chronik über das 15. Sekulum oder der siebenbürgische

Würgengel" gar feierlich und folgendermaßen darüber vernehmen:

Wie Michael nun zu Weisenburg den 1. Novembris einzohe, kam ihm Demetrius Napragius daselbstiger Bischoffe mit allen seinen Geistlichen entgegen, und empfing ihn mit einer schönen Glücks-Wünschung eines langwährigen Lebens und befriedigten Regiments. Der Woiwde ritt einen köstlichen hechtgrauen Dobrishan im Einzug, und ließ für ihn 8 schöne türkische Haupt-Roß führen, mit Gold und Sammet ausgerüstet, hatte auch sich selbsten in kaiserliche Pracht gekleidet, also daß auch seine Schuhe mit Gold und Edelgestein gestickt waren. Ueber sich hatte er ein güldin Stück (Baldachin) mit schönen Zobeln ausgefüttert hangen, auf dem Kopf eben dergleichen ungrischen Hut (Kalpag) mit vielfarbigen Plumaschen. Hinter ihm folgten acht türkische Trompeter mit ihrem Geheul, dazu er denn auch die Trommeln ließ rühren, auch so viel türkische Schalmayer und 10 zigeunische Geiger. Neben ihm liefen 8 seidene Laufer daher mit vergüldten Hellebarten, hart um ihn her kamen die Bojaren und fürnehmste Kriegsobersten, da man auch die Bátorischen Fähnlein vorführte. Also zog er ein zum St. Georgen Thor. Im Fortraben fragt Michael: Wo sollte er einkehren? Antwortet Bodoni: In des Fürsten Andrea' Pallast. Darauf wurd Michael ganz entrüstet, sah ihm sauer

zu und sagt: Noch Fürsten? Haben wir ihn nicht überwunden? — Und konnte sich fast nicht enthalten, daß er Bodonium nur des einigen Wortes wegen in der Stelle erschlug. Damit lagert sich der Tyrann und all' sein Volk in Weißenburg, ohne Unterschied der Bürger mit großem Drangsal. —

Nachdem nun das Fürstenthum bis auf die festen Städte der Sachsen erobert war, zeigte Michael den Ständen an, daß er im Namen und aus Vollmacht Kaiser Rudolf's II. die Regierung an sich gerissen habe, daß die Bätorische Familie, ob dem Betruge, welchen sich der wankelmüthige Sigmund gegen den Kaiser erlaubt, vom Thron Siebenbürgens verstoßen sei, und daß er als Woiwode der Walachen und getreuer Diener des Kaisers das Land verwalten und regieren werde. Auf diese Kunde, ob sie erlogen war oder nicht, verließen Unzählige der besten und tapfersten Edelleute das Vaterland, um fremde Hülfe wider die Eigenmächtigkeit fremder Gewalthaber anzurufen.

Unterdessen hausten Michael's Völker brennend, plündernd und mordend im Lande, also daß die Kunde dieser Geschichten hinscholl bis zu den entferntesten Gegenden, ja bis in die wilden Gebirge der Csik und Gyergyo, wo die Szekler wohnen. Der unglückliche Andreas aber hatte, wie vernommen wurde, den Weg über Udvarhely und die Csik genommen, um durch jene einsamen, wilden Pässe nach der

Moldau und von da nach Polen zu entkommen. Man gab den Fürsten im Voraus verloren, denn der wüthende Haß der Szekler gegen das Geschlecht der Bátori war bekannt allenthalben.

— — — — — — — —

An einem kühlen regnerischen Novembertage trafen vor dem St.-Georgen-Thor zwei Gesellen auf einander.

„Bei meinem Namen!" sagte der Eine, welcher ungarische Kleidung trug, in dem breiten singenden Dialekt der Szekler; „bei meinem Namen und des Teufels Ränken, ich habe dich zu Szent-Tamásch in den Gebirgen der Csik gesehen."

„Bei dem Teufel, der dich taufte," erwiederte der Andere, ein Walache von kräftigem Gliederbau und gebräunten, verwegenen Zügen; „ich sah dich zu Szent-Tamásch in den Gebirgen der Csik dem Priester Andreas den Kopf vom Rumpfe hauen!"

Der Andere blickte sich vorsichtig um und war bemüht einen groben Sack unter seinem Mantel zu verbergen.

„Was war dein Geschäft zu Szent-Tamásch?"

„Ich ging auf dem Pfade eines Mannes, welcher dem Narren Emrich Miko Tod geschworen hatte. Und hier ist Miko's Schwert, womit Irinye dem Ungar den Kopf abhieb."

Der Walache zog mit seltsamem Grinsen ein ro-

stiges und blutiges Schwert hervor, dessen Spitze abgebrochen war.

„Ha!“ sagte der Szekler, „wir hatten, wie ich merke, einen Verbündeten, von welchem wir uns nichts träumen ließen. Warum brachte der Mann, auf dessen Pfaden du gehst, diesen Miko um?“

„Warum? der Edelmann hat ein Mädchen meines Stammes verführt und entehrt. Das Mädchen aber war Irinye's Schwester und Baba Noak's Braut. Daher der Mord.“

„Also Baba Noak noch einmal im Spiele? Und höre, kannst du mir sagen, wo Baba Noak sich jetzt befindet?“

„Er ist abgezogen in die Schluchten der Karpaten, und Irinye folgte ihm. und noch etliche werden ihm folgen.“

Der Szekler nahm seinen Sack gleichmüthig unter den Arm.

„Dann gehört der Schatz, welchen ich hier habe, dem großen Woiwoden, und ich will eilen, sein tapferes Heer zu erquicken! Lebwohl.“

„Was trägst du im Sacke, Taufkind des Teufels?“

Der Szekler lächelte, aber das Lächeln machte aus seinem düstern, gelben Gesicht eine Fratze der Hölle, wovor der Walache zurückwich.

„Es ist des Priesters Andreas abgeschlagenes Haupt.“

„Hm!“ versetzte der Walache nachdenklich, „in wessen Auftrag hast du gehandelt?“

„Im Auftrag und Sold Baba Noak's.“

Der Walache schwieg eine Weile, dann sagte er mit großer Ruhe und im Tone der Bewunderung:

„Baba Noak ist ein großer Held.“

Die Beiden schieden von einander, und der Szekler machte sich in den Pallast des Woiwoden hinauf.

Und da war es, wo das blutige Haupt des armen Priesterfürsten dem wilden Walachen eine Thräne und den klagenden Ausruf: szerak-popa! (armer Priester) entpreßte, und wo die Gattin des Tyrannen, Florike, und sein Söhnlein Petraschko, in Thränen zerfloßen, und das ähnliche Schicksal des Gatten und Vaters zu ahnen schienen.

— — — — — — — —

Unter die Trümmer der Burg von Szászcsor trat am Abend desselben Tages der Bote Irinye's und legte zwischen Bruder und Schwester das Schwert Miko's.

Und um Mitternacht desselbigen Tages begruben zwei Walachen ein Mädchen in den tiefsten Keller der Ruinen und nahmen blos ein mit Blut beflecktes goldenes Armband mit.

Noch heute geht die Sage von jenen Ruinen, es sei einst ein Priester dort hinabgestiegen und nie wie-

der zum Vorschein gekommen. Den Priester aber schickte der fromme Aberglaube des Volkes hinab, durch diese Vorstellung andeutend, daß dem ohne letzte Oelung und christliche Feierlichkeit begrabenen Leichnam Joana's durch einen Mann Gottes die letzte Ehre sei erwiesen worden. Und kein Mund unterfängt sich noch heut zu Tage einen Zweifel auszusprechen, daß die unglückliche, schuldlose Joana Verzeihung im Himmel erhalten habe. — —

X.

Die Karpaten und ihre Söhne.

Ueber jene wilde Höhen, welche Siebenbürgen von der Walachei trennen, und zwischen welchen die ungestüme Aluta das Land ihres Ursprunges verläßt, um ungleich breiter und mächtiger das Schwesterland zu durchschneiden, – über jene wilden Höhen führte eine gefährliche Felsenstraße hart am Gestade des Flusses hin. Die Straße, schon von den Römern angelegt und jetzt breiter und sicherer in die Felsen gesprengt, war früher für Reiter und Wagen ein gefährlicher Pfad, und oft nur für den vorsichtigen Schritt des Fußgängers geeignet.

Wo diese Straße die Grenze berührt, steht heute

ein militärisches Kommando, welches den Verkehr beider Fürstenthümer sorgfältig überwacht. Man nennt diesen Punkt den Paß von Rothenthurm.

Im Jahre 1599 wurde aber in diesen wilden Bergen nur lässige Wache gehalten, daher die Feinde in großen Kolonnen sogar in das Land hereinbrechen konnten, und die benachbarten Städte der Sachsen oft dann erst die Nachricht von dem feindlichen Einfall erhielten, wenn die Eindringlinge bereits im offenen Felde plünderten.

Schon im Spätsommer bedecken sich die hohen Gipfel dieser Grenzgebirge mit tiefem Schnee, und ehe der Landmann im Innern des Landes seine Herbsterndte in Sicherheit brachte, braust in den Bergen winterlicher Sturm und Schneegestöber.

Im November des Jahres 1599 und zwar gegen Ende des Monates zogen vier bis fünf Walachen zu Pferde die einsame, gefährliche Straße an der Aluta hinab.

Der Pfad ist hier eng, von hervorragenden Felsstücken unterbrochen, und unten am Fuße der jähen Felswand tobt die Aluta hin, gewöhnlich mehrere Klafter tiefer als der Pfad.

Die Walachen ritten in ihre Pelzmäntel, deren Haare einwärts gekehrt waren eingehüllt, die steile Straße schweigend hinab, unbekümmert, wie es schien, um den wüthenden Sturm, welcher ihre Mäntel mit

Schnee bedeckte, und zahlreiche Anläufe nahm, die verwegenen Reiter von der Zinne des Pfades in den Strom hinabzuschleudern.

Es konnte kein düstereres Bild geben, als diese nebelumzogenen Berge, in deren Schluchten sich der Sturm begrub, dann nach kurzer Rast wieder wild aufheulte, sausend über die Alpenwände hinfuhr, und den gefallenen Schnee glatt wegfegte. Und über dieser finstern, wilden Szene taumelten unermeßliche Wolkenzüge hin, gejagt vom pfeifenden Sturm, aber dennoch Schnee und eisigen Regen unablässig herabschüttend.

An der Spitze der Walachen ritt ein Mann von fast riesenhaften Körperverhältnissen, der aber eine hohe Pelzmütze tief in die Stirn gedrückt und den Mantel bis über den Mund emporgezogen hatte, so daß man nur die kühne Nase und die dunkeln Augen gewahren konnte. Diese Augen waren mit forschendem, neugierigem Ausdruck nach vorne gerichtet, als hoffe der Reiter auf dem Pfade etwas lang Erwartetes zu Gesichte zu bekommen.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß dieser Reiter Baba Noak, der Freibeuter der Karpathen war.

Die Straße machte plötzlich eine Krümmung und ein ungeheurer Felsblock schien den engen Pfad gänzlich zu versperren. Noak's Auge blickte jetzt noch an-

gestrengter als früher auf den engen Raum des Pfades, welchen der Felsblock frei ließ.

Ein Mann in walachischer Kleidung trat hinter dem Felsen hervor, heftete einen scharfen Blick auf die nahenden Reiter, und stieß alsogleich einen triumphirenden Ruf aus: „Baba Noak!"

Der Freibeuter machte sein Gesicht frei, indem er Mantel und Mütze zurückschob. Seine gebräunten, ausdrucksvollen Züge blitzten in feurigem Triumphe auf. Er sprang vom Pferde, nahm die Zügel unter den Arm und führte das schnaubende Thier an dem Felsen vorüber. Zwei Männer traten dem Freibeuter entgegen. Zwei Pferde standen hinter dem Felsblock vor dem Wetter geschützt, und gehörten offenbar den beiden Walachen.

„So habt ihr Noak's Befehle erfüllt?" rief der Räuber den beiden Walachen mit stolzer Freude zu.

Die Walachen näherten sich mit düstern Mienen.

„Baba Noak ist gerächt."

„Und ihr," rief der Räuber lebhaft, „seid wieder Noak's treueste, tapferste Genossen. Was habt ihr gethan?"

Irinve reichte ein rostiges Schwert hin.

„Emrich Miko, der deine Braut verführte, ward von mir getödtet durch diesen Stahl."

Der Räuber lächelte mit wildem Triumph.

„Der Knabe hat seine Thorheit gebüßt," sagte er

und schleuderte das Schwert zur Seite, daß es klirrend von Fels zu Felsen hüpfte und endlich in der schäumenden Aluta niedersank.

Athanasie zog ein blutbeflecktes Armband hervor.

„Die Braut Baba Noak's, welche ihren Stamm verrieth, ist gefallen und begraben. Dies goldene Band brachte ich zum Beweise mit."

Der Walache wandte sich nach diesen Worten mit tiefer Qual ab und ließ das unglückliche Kleinod in des Räubers Händen zurück.

„Sie ist gestraft," sagte dieser dumpf, „und ihr Stamm wird sie vergessen. Ich will dies Kleinod meiner Liebe nicht mehr schauen, Vergessenheit sei über ihm, wie über Joana."

Das Kleinod flog im funkelnden Bogen von dem Pfad hinab und sank still in die Aluta.

Die drei Walachen standen lange schweigend neben ihren Pferden, während Sturm und Schneegestöber um den einsamen Felsblock wütheten.

Der Freibeuter ermannte sich zuerst und mit dem überwältigenden Ausdruck der Gewalt und freundlicher Brüderlichkeit rief er den Zwillingsbrüdern zu:

„Auf, treue Brüder und Rächer Baba Noak's! wir verlassen Siebenbürgen, und wollen wieder abwärts streifen an die lieblichen Gestade der Donau. Und wenn wir genug der Beute gesammelt, dann wollen wir von Neuem den Fahnen des großen Woi-

woden folgen. Bis dahin vertraut Baba Noak und seinem Glück!"

Der Freibeuter warf sich zu Pferde und führte von Neuem den Zug an, welcher durch die Zwillingsbrüder verstärkt wurde. Und alle die wilden, rauhen Gestalten verschwanden hinter Nebelwolken des Schneegestöbers.

Das ist die Geschichte von Baba Noak dem Freibeuter der Karpáten und von Joana, dem unglücklichen Mädchen aus den Bergen von Szäßcsor. —

Gedruckt bei Landerer und Heckenast.





